

# Frau von Staël.



Biographischer Roman

von

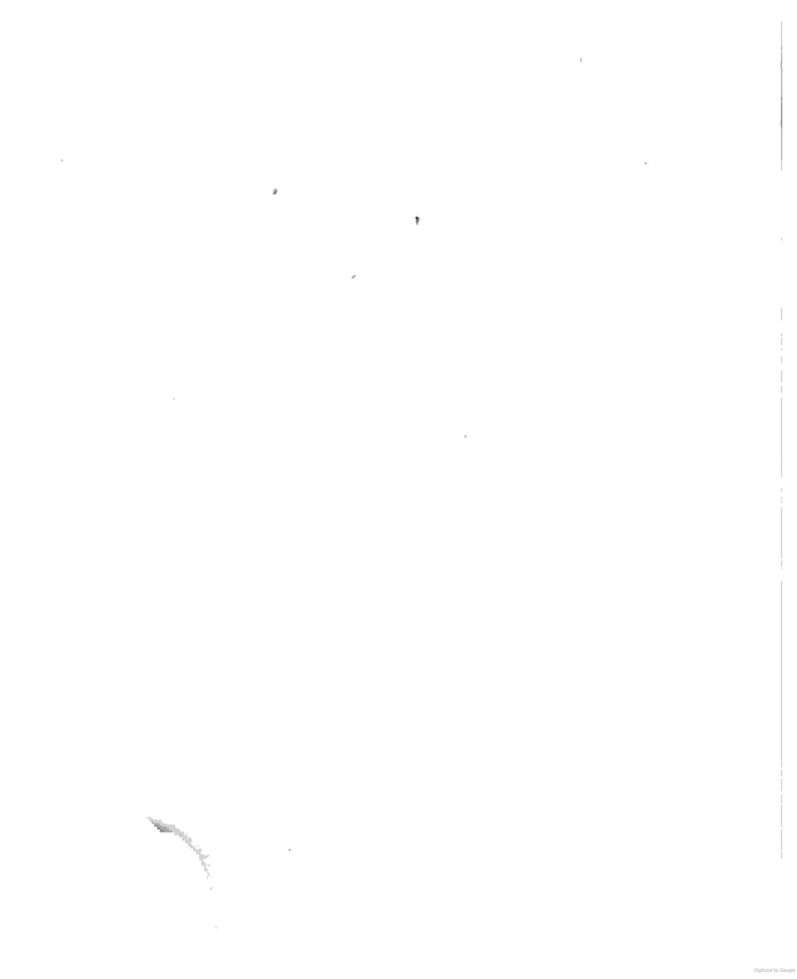
Amely Bölte.

Dritter Band.

Prag, 1859.

Kober & Markgraf.

(Früher: J. L. Kober.)



# Inhalt.

---

|   | Seite |
|---|-------|
| Erstes Capitel. Der Aufenthalt in Coppet . . . . .        | 9     |
| Zweites Capitel. Benjamin Constant de Rebecque . . .      | 22    |
| Drittes Capitel. Der erste Gesandte in der neuen Republik | 36    |
| Viertes Capitel. Das neue Paris . . . . .                 | 50    |
| Fünftes Capitel. Schuld und Sühne . . . . .               | 65    |
| Sechstes Capitel. Madame de Montesson . . . . .           | 78    |
| Siebentes Capitel. Paris im Jahre 1800 . . . . .          | 98    |
| Achtes Capitel. Die erste Verbannung . . . . .            | 122   |
| Neuntes Capitel. Drei Monate in Weimar . . . . .          | 146   |
| Zehntes Capitel. Der hyperboräische Esel . . . . .        | 168   |
| Elftes Capitel. Ein Abend bei Henriette Herz . . . . .    | 182   |
| Zwölftes Capitel. Die Reise nach Rom . . . . .            | 196   |
| Dreizehntes Capitel. Der Haß Napoleon's . . . . .         | 208   |
| Vierzehntes Capitel. Prinz August in Coppet . . . . .     | 224   |
| Fünfzehntes Capitel. Der sieche Held . . . . .            | 249   |
| Sechzehntes Capitel. Die Flucht . . . . .                 | 269   |
| Siebzehntes Capitel. Die Adler in den Tuilerien . . .     | 283   |
| Achtzehntes Capitel. Der letzte Lebenstraum . . . . .     | 293   |

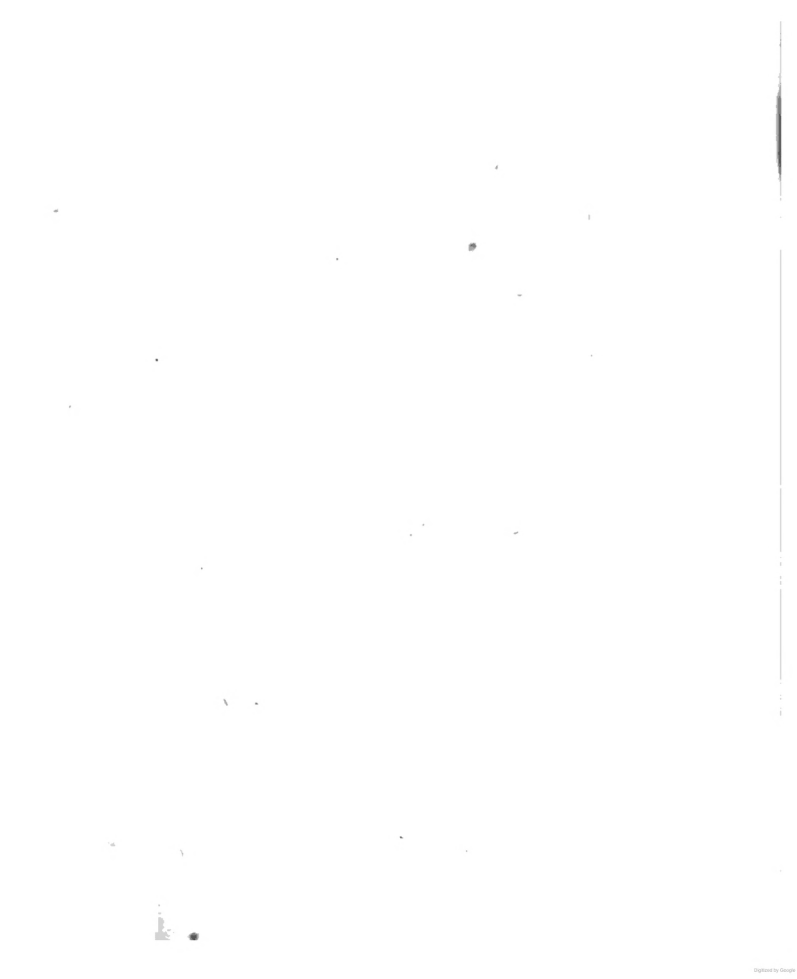
---



# Frau von Staël.



Dritter Theil.



## Erstes Capitel.

### Der Aufenthalt in Coppet.

Auf den Arm ihres Gatten gelehnt, wandelte Madame Necker langsam unter den hohen Ulmen auf und ab, welche die nach Coppet führende Straße zu beiden Seiten einfaßten.

Die sich neigende Sonne sandte eben ihre letzten Strahlen auf die Erde herab, und tauchte damit die schneeigen Häupter der Alpen in Purpurgluth, während die untere Landschaft, schon halb verschleiert durch die Abendnebel, sich mehr und mehr dem Blicke entzog.

Ein leiser Seufzer stahl sich über die Lippen des ehemaligen Ministers. Seine Gedanken hatten sich in weite Ferne verloren, während sein Auge träumerisch über die prachtvolle Scene glitt. Er gedachte seines Kindes. Hier herrschte der Friede, in dieser glücklichen Abgeschlossenheit

athmete alles die tiefste Ruhe; wo sie weilte, läutete vielleicht gerade jetzt die Sturmglocke zu Brand und Mord.

Er hatte in den letzten Tagen keine Briefe erhalten. Die Ursache dieses Schweigens konnte darin liegen, daß sie Paris bereits verlassen, oder auch, daß neue Unruhen den Lauf der Posten und Couriere hemmten. Gern hätte er das Erstere als wahrscheinlich angenommen. Sie in seiner Nähe, unter seinem Schutze zu wissen, wäre ihm eine große Beruhigung gewesen, doch wollte er ihr nicht zureden, einen Ort zu verlassen, der bei ihr so vielfache Interessen wach rief, während das Landleben wie Gift auf sie wirkte. Die sich steigende Gefahr hatte sie jedoch selbst schon auf den Gedanken geführt, den Schauplatz der Greuel verlassen zu müssen. Ihr Gatte war abwesend, sie sah ihrer Entbindung entgegen, das war Grund genug, um einen gesicherten Aufenthalt zu suchen.

Bis jetzt waren noch keine Frauen als Opfer der Revolution gefallen; doch konnte Niemand verbürgen, daß eine solche Rücksicht ferner Bestand haben werde, und die geringe Vorsicht, welche ihre Schritte begleitete, setzte die Tochter Necker's vorzugsweise den Angriffen aus.

Indem solche und ähnliche Gedanken in der Seele des geprüften Mannes aufstiegen, gewahrte sein Auge am fernen Ende der Allee einen Reisewagen, welcher den Weg nach dem Landhause einschlug. Freudig leuchtete sein Auge



auf, während er seine Schritte anhielt und seine Gattin darauf aufmerksam machte.

Madame Necker zitterte bei der Entdeckung. Ermattet lehnte sie ihr bleiches Haupt auf die Schulter ihres Gatten, während sie die rechte Hand auf ihr Herz drückte.

Ihre zunehmende Schwäche machte sie empfindlich gegen die leiseste Gemüthsbewegung und dem Gedanken, ihre Tochter zu umarmen, mischte sich jetzt die Ahnung bei, daß es ihr letztes Zusammenleben sein würde. Hatte sie ihr auch nie den ersten Platz in ihrem Herzen gegönnt, so blieb sie doch immer ihre Mutter, und in dem Augenblicke, wo sie an eine letzte Trennung dachte, schwanden alle kleinsten Nebenrücksichten, und das Herz allein redete warm die Sprache der zärtlichsten Zuneigung, wie sie auf dieser Erde nicht reiner besteht, als zwischen Eltern und Kind.

Das Posthorn ließ sich jetzt mit einem muntern Liede vernehmen, aus dem Wagen hervor bog sich ein Kopf, ein lautes Halt! wurde vernommen und eine Minute darauf lag Frau von Staël schluchzend an der Brust ihres Vaters. Lebhaft, wie jeder Schmerz, äuferte sich auch bei ihr jede Empfindung des Glückes, und suchte nach einem berebten Ausdrucke.

Vor der Thüre des Landhauses spielte ihr kleiner Knabe, welcher die Mutter beinahe vergessen hatte, wie in so zartem Alter das leicht geschieht; doch ihre Liebesworte

riefen bald in seinem Gedächtnisse den Ton einer Stimme zurück, der aus keinem andern Munde auf gleiche Art an das Herz eines Kindes appelliren kann.

Die Freude des Wiedersehens wirkte fast überwältigend auf eine Frau, welche so lebhaft empfand, so glühend zu lieben vermochte. Der Ausdruck des Glückes in dem Gesichte ihres Vaters erhöhte noch das eigene, sie küßte seine Augen, seine Hände und ließ es ihm empfinden, daß der Ehrgeiz, der Ruhm und alle sonstigen Leidenschaften dieser Welt, neben der Liebe, welche sie für ihn hegte, zu einem Nichts zusammenschmolzen.

Madame Necker hatte sich zurückgezogen und kehrte erst nach mehreren der Ruhe gewidmeten Stunden, auf einige Minuten zu dem Gatten und der Tochter zurück, deren Lebhaftigkeit sie nicht zu ertragen vermochte.

Indessen hatte Frau von Staël ihrem Vater die Vorgänge in Paris geschildert und ihm die Scenen der Septembertage mit Worten gemalt, welche einem Pinsel gleich kamen. — Traurig schüttelte Necker sein Haupt. Hatte es dahin kommen müssen!

Wunderbar war es ihm, daß sie Narbonne und Montmorency gerettet und er fragte sich, ob es in Folge der Prophezeiung Cazotte's geschehen, oder ob dieser wirklich der Zukunft in das Auge zu sehen vermocht. So eifrig der Briefwechsel mit seiner Tochter auch unterhalten

war, so blieb doch so manches jetzt zu berichtigen und zu fragen, so viele Lebensschicksale hatten eine so plötzliche Wendung genommen, daß es in den ersten Tagen nur Fragen von seiner Seite gab, deren Beantwortung seiner Tochter nicht minder wichtig waren.

Frau von Staël hatte Paris in großer Aufregung verlassen, und die Nachrichten, welche sie seitdem von dort her erhielt, die traurige und ungewisse Lage ihrer nächsten Freunde, ließen sie auch jetzt noch zu keiner Gemüthsruhe kommen.

Ein längeres Unwohlsein, die Geburt ihres Kindes, trugen dann vielfach dazu bei, den Sturm in ihrem Inneren zu beschwichtigen und eine gewisse Resignation herauf zu beschwören, welche, nach so langer fieberhafter Aufregung, fast unheimlich auf sie wirkte.

Der Winter hatte sich eingestellt. Schnee deckte die Berge. Mit trostlosem Blicke maß ihr Auge die kalte Landschaft, welche sich wie Eis auf ihr Herz legte, und ihre Seele mit jenem Ennui erfüllte, von dem sie ermattet die Flügel hängen ließ.

Ihre Hoffnungen für Frankreich waren zertrümmert, Thränen entstürzten ihren Augen, so oft sie daran zurückdachte, was sie erwartet und was sie verloren. Jene Constitution, für die sie geschwärmt, was war sie nun? — Ihre Freunde, deren Ruhm sie getheilt, lebten im Elend;

Paris, das Ideal aller Städte, blutete unter Robespierre. Die Sache der Freiheit war zu einer Sache des Schreckens geworden.

„Was bleibt mir nun, was mache ich mit meinem Leben?“ fragte sie sich heimlich und fühlte tief und schmerzlich, wie zerrissen das ihrige geworden, weil es der gesunden Basis des Familienglückes entbehrte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich ihrer.

Necker forderte sie auf, in der Umgegend einen geselligen Kreis zu bilden; doch alle Zirkel, die sie hier besuchte, stimmten sie nur trauriger. In Genf lebte Madame Millet, welche ihre Jugendzeit in Saint Duen als Fräulein Huber mit ihr getheilt; seitdem hatten ihre verschiedenartigen Lebensbeziehungen sie noch weiter von einander getrennt, und Jeder weiß, wie peinlich es ist, alten Bekannten innerlich entfremdet gegenüber zu stehen. Sie war dem Frauenleben in seinen gewöhnlichen Beziehungen entfremdet, sie konnte den Interessen, welchen es gewidmet ist, nicht jenen Antheil abgewinnen, den das Herz allein zu verleihen vermag, wenn es den Mittelpunkt unserer Lebensbeziehungen bildet. Einmal gewöhnt dem Geiste zu huldigen, und allem was er schafft, mit reger Theilnahme zu folgen, sah sie mit traurigem Blicke dem kleinen Sorgen und Schaffen zu, das andere Frauen, als Gattinnen und Mutter beschäftigte.

Die Heuchelei, zu welcher sich ihr Geschlecht außerdem noch herabließ, die Unwahrheit, mit der sie ihre Denk- und Empfindungsweise verstecken, scheuchte sie zurück. Sie konnte es nicht verstehen, daß man sich seiner Gefühle schäme. Sie schätzte nur das Wort, welches der unmittelbare Ausdruck des Seelenzustandes war; sie verkehrte mit den Männern, als wären es Frauen, trat ihnen offen und grade entgegen, und fesselte sie durch das Erkennen einer Individualität, die nicht scheinen wollte, was sie nicht war. Die Frauen wiederum nahmen Anstoß an dieser ihnen fremden Art zu sein, und tadelten ihr Betragen als einen Mangel an Sitte.

Frau von Staël gewährte es, daß sie mißfiel, und es betrückte sie und machte sie traurig; denn sie wünschte geliebt zu sein. Aendern konnte sie daran nichts; dessen war sie sich bewußt. — „C'est ma nature anisi,“ sagte sie, und diese umzuformen, stand nicht in ihrer Macht. Sie blieb wahrheitsliebend bis zur Indiscretion, und verheimlichte so wenig, was sie selbst bewegte, noch was Andere schmerzte oder erfreute.

Sie hatte in den letzten sechs Jahren ihre Feder gänzlich ruhen lassen; denn die politischen Ereignisse drängten alle literarischen Interessen in den Hintergrund, und sobald sie das lebendige Wort zur Mittheilung ihrer Gedanken benutzen konnte, wählte sie das schriftliche nicht. Jetzt, in ihrer Einsamkeit, griff sie wieder zu ihrer Feder.

Eine eifrige Correspondenz mit ihren Freunden entschädigte sie zunächst für die Trennung von ihnen. Narbonne hielt sich in London auf, und bemühte sich, die Interessen Frankreichs dort zu vertheidigen. Arm und flüchtig, öffneten sich ihm dennoch die bedeutendsten Kreise, Fox und Grey, Erskine und Granville sahen ihn häufig an ihrer Tafel, und Frau von Staël bemühte sich, aus der Ferne auch jetzt noch, wie in Paris, ihren Einfluß auf ihn zu üben und seine Schritte zu lenken.

Die Verurtheilung des unglücklichen Königs von Frankreich verursachte ihr einen tiefen Schmerz, und unaufhörlich ging sie mit ihren Freunden zu Rathe, wie er zu retten sei. — Narbonne hatte sich erboten, unter Zusage freier Geleites nach Paris zu kommen und seine Vertheidigung zu übernehmen; als man ihn damit zurückwies, verfaßte er dennoch eine Rechtfertigung Ludwig's XVI. und übergab sie dem Drucke.

Frau von Staël, von gleicher Gesinnung geleitet, schrieb eine Vertheidigung der Königin Marie Antoinette, und übergab sie anonym der Oeffentlichkeit. Jeder errieth die Verfasserin, auch ohne ihren Namen, und bewunderte das Herz, dem solche Worte entströmten, um eine Frau zu rechtfertigen, von der sie nur Uebles erfahren hatte. Gebränkte Eitelkeit überwindet man nicht leicht. Frau von Staël kannte auch in dem Bezug kein böses Gefühl, sie

rächte nie eine Beleidigung, ließ nie einen Unglücklichen darum leiden, weil er ihr in seinen glücklichen Tagen weh gethan. Wer litt, für den sprach sogleich ihr Herz, und jede andere Empfindung mußte schweigen.

So wenig Marbonne durch seine Schrift den König rettete, so wenig förderte Frau von Staël durch die ihrige die Losspredung Marie Antoinetten's und beide mußten auf dem Richtplatze bluten. Als diese Nachricht nach Coppet gelangte, trauerte die Familie Necker so wahr und aufrichtig, als ob ihnen theure Angehörige entrisen worden.

Sobald der Gesundheitszustand es Frau von Staël gestattet, unternahm sie im Frühling 1793 selbst einen Ausflug nach England und versuchte ihren Einfluß auf Pitt und Fox geltend zu machen; aber mit eben so geringem Erfolge.

Ihre Mutterpflicht rief sie wieder nach Coppet zurück. Von nun an füllte sich die Schweiz mehr und mehr mit Flüchtigen aller Farben, so, daß ihre Einsamkeit ihr durch das gemeinsame Leid weniger fühlbar ward. Doch blieb es immer Leid, womit man sich trug. Die Tage der Hoffnung, der Freude waren dahin, mit düsterm Blicke schaute man in die Zukunft, und selbst der Gedanke eines endlichen Sieges der Freiheit hatte seinen Reiz verloren, seit der Weg dazu mit Blut gedüngt war.

Selbst wenn sich jetzt ein befreundeter Kreis zusammenfand, so konnte man nicht mehr heiter sein, wie ehemals,

noch besaß man den Muth, eine geistreiche Unterhaltung zu führen. Die phrygische Mütze und die Skarde hatten den französischen Esprit verscheucht.

Herr von Narbonne mußte England wieder verlassen, und in der Schweiz eine Freistätte suchen. Noth und Mangel knüpften sich an seine Schritte, muthlos irrte er umher. — Der Günstling des Glückes konnte sich nicht leicht an eine Laune des Schicksals gewöhnen, die ihn ohne Obdach ließ, und erst, als er dem jungen Herzog von Chartres begegnete und Zeuge war, wie er in Luzern muthig seine Lehrerstelle antrat, hob sich sein Muth und er beschloß, gleich ihm, der Widerwärtigkeit ungebeugt in das Angesicht zu schauen.

Auch Mathieu von Montmorency traf jetzt ein und verweilte in der Nähe von Frau von Staël, bis er die Nachricht aus Paris erhielt, daß sein einziger Bruder verurtheilt sei. Er eilte, ihn zu retten, doch kam er schon zu spät.

Indem nun Jeder für das eigene Leben oder für das seiner Freunde zitterte, konnte Niemand dem Andern ein Tröster sein, am wenigsten aber konnte es Frau von Staël, welche so leicht gebeugt war und nur Thränen hatte, um ein unabwendbares Geschick zu beweinen; nicht aber ihm zu trogen verstand.

Vergeblich versuchte Necker sie aufzurichten und durch



sein Beispiel zu ermuntern, sich in das Unabänderliche zu fügen! Das Leben blieb ihr todt und leer, sobald sich keine Wünsche an ihre Zukunft knüpften. Selbst der Ruhm hatte seinen Reiz verloren, wenn er nicht in Frankreich ihre Stirne schmücken sollte. Es ging ihr wie dem Schauspieler, der vor leeren Bänken spielen soll, all ihrem Thun und Lassen fehlte der Sporn, selbst das Wort erstarb ihr auf der Lippe, in Ermangelung eines geeigneten Hörers.

Mit Betrübniß empfing sie Marbonne bei sich in Coppet. Er war für sie ein glänzender Stern gewesen, dessen Aufgang sie mit wachsamem Blicke gefeiert, dessen Untergang ihre Seele nun mit stillem Leid erfüllte. Sie hatte nicht Glauben genug, um bei jeder Fehlschlagung auszurufen, was geschehen ist, hat sein sollen, und so mischte sich denn noch das Mißbehagen in ihre Stimmung, es hätte manches eine andere Wendung nehmen können, wenn sie ihren Freund mit besserem Rathe geleitet.

Ihre Vertheidigung der Königin war anonym erschienen; ebenso veröffentlichte sie jetzt eine Reihe Aufsätze über den Frieden, und über den innern Frieden, welche selbst Fox, dem Marbonne sie übersandte,\* öffentlich pries.

Diese Arbeiten beschäftigten sie; aber sie füllten ihr Herz nicht aus. Sie hatte es lange schon erkannt, wie

---

\* Willemaine.

verfehlt ihr Leben durch ihre Sehnsucht nach Ruhm und Auszeichnung war, wodurch sie das stille Glück nicht zu ersetzen vermochte, das die Frau in der Familie finden soll. So oft sie auf ihre Mutter blickte, hob ein Seufzer ihre Brust; denn eine solche Liebe zu empfinden und erwidert zu sehen, wie sie sie für ihren Gatten hegte, mußte ihr eine stets unerfüllte Hoffnung bleiben. — Selbst ihre Kinder konnten ihr nicht die Freude gewähren, welche eine Mutter empfindet, die in diesen theuren Gegenständen die Aehnlichkeit mit dem geliebten Gatten sucht, und sie mit doppelter Wärme an ihre Brust drückt, weil sie ihm gehören. Sie durfte diese stolze Befriedigung nie empfinden, nie erwarten, durch Verhältnisse beglückt zu werden, an die sich nicht der höchste Maßstab legen ließ.

Die Gesundheit von Madame Necker wurde indessen immer beunruhigender, und die Aerzte gaben endlich wenig Hoffnung für ihre Genesung. Durch ihren festen, religiösen Glauben gestärkt, sah sie ihrem Tode muthig entgegen und schloß mit heiterer Miene ihr Auge.

Dieses stille Krankenbette, dieses stille Scheiden, wirkte nicht günstig auf Frau von Staël, die keine Empfindung in sich verschließen, nichts in sich durchzukämpfen vermochte. — Ein Schmerz, den sie nicht laut äußern durfte, verursachte ihr physisches Unbehagen.

Necker war tief gebeugt durch den Verlust einer Gattin,

die er so hoch schätzte, so innig liebte, und lange und schmerzlich betrauerte er sie. Frau von Staël wünschte aufrichtig ihm Ersatz für diese Lücke zu bieten, und sich ihm jetzt doppelt anzuschließen; zugleich aber erkannte sie die Unmöglichkeit, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten, und fühlte nun erst deren hohen Werth. — Ihr Auge war auf Paris gerichtet, dort weilte sie mit ihren Gedanken, während sie an der Seite ihres Vaters wandelte, und mit unruhiger Sehnsucht jedem kommenden Tage entgegensah, mit der Hoffnung auf ein Etwas, dem sie keinen Namen zu geben wußte.

Herr von Staël war abermals in Paris als Gesandter accreditirt worden. Zwei Monate nach dem Tode Ludwig's XVI. traf er dort ein, der einzige Gesandte einer fremden Macht, welcher in dieser Schreckenszeit Frankreich betrat.

Besorgt für seine Sicherheit, opferte er gleich bei seiner Ankunft den Armen des Distrikts 3000 Franken; dennoch blieb der Boden unter seinen Füßen unsicher, und so gern er seinen Aufenthalt verlängert, und Frau von Staël zu sich berufen hätte, so siegte doch das Bedenken seiner persönlichen Sicherheit, und nach wenigen Wochen wandte er Frankreich eilig den Rücken. Erst nach dem Sturze Robespierre's wagte er auf seinen Gesandtschaftsposten zurück zu kehren.

---

## Zweites Capitel.

### Benjamin Constant de Rebecque.

In keiner Stadt der Schweiz fanden die Emigrirten eine so wenig freundliche Aufnahme, als in dem kleinen Städtchen Lausanne. Die Jugend dieses Ortes war von einem solchen republikanischen Freiheitschwindel ergriffen, daß sie jede gemäßigte Ansicht nicht nur verwarf, sondern den Träger einer solchen auch noch mit öffentlichen Zeichen der Nichtachtung strafte.

In diese seine Vaterstadt kehrte jetzt im Herbst 1794 Benjamin Constant de Rebecque zu einem Besuche bei seinen Verwandten zurück. Sein Vater, General in holländischen Diensten, war bei Dole gestorben. Der junge Rebecque war im Auslande erzogen, hatte die Hochschule in Edinburg besucht, darauf in Göttingen und in Erlangen studirt, die Philosophie Kant's eingefogen, und sich eine

vielseitige Bildung erworben. Seine Familie war nach dem Edict von Nantes aus Frankreich entflohen; er war als Calvinist aufgewachsen und, obwohl in der Schweiz geboren, seinem Herzen nach Franzose geblieben. Er kehrte jetzt eben von dem kleinen Hofe in Braunschweig zurück, wo er als Kammerjunker der regierenden Herzogin seit einem Jahre angestellt lebte und sich großer Gunst erfreute.\*

Obgleich erst siebenundzwanzig Jahre alt, war er doch schon vielfach gereift. Seine hohe, schlanke Gestalt, der enthusiastische Blick seines großen blauen Auges, das immer den Wolken zugerichtet war, ließen seine Erscheinung für bedeutend gelten. — Sein blondes Haar, das er nach deutscher Studenten Weise bis auf die Schultern herab trug, gab ihm daneben etwas von dem einfach kindlichen Wesen des Jünglings, der noch unerfahren in das Leben tritt und hinter jedem Berge ein neues Glück vermuthet.

Leicht von jedem Eindrucke hingerissen, hatte er früh schon seinem Herzen Fesseln angelegt, die abzustreifen ihm der Muth fehlte. — Mit der Familie Hardenberg später am Hofe zu Braunschweig bekannt geworden,\*\* bezauberte

---

\* Revue des deux mondes 1835.

\*\* Westminster Review.

ihn die Rechte des Fürsten und da seine Neigung Erwiederung fand, so bauete er kühn auf die Zukunft und verlobte sich heimlich mit der schönen, in glänzenden Verhältnissen lebenden jungen Dame, ohne zu bedenken, wie schwer es ihm fallen würde, ein solches Versprechen zu lösen.

Sie ahnte nicht, welche Fesseln er schon trug und hoffte auf seinen und ihren guten Stern.

Nicht so bald hatte Constant de Rebecque den heimischen Boden betreten, als ihm von allen Seiten der Name des berühmten Necker und seiner nicht minder berühmten Tochter genannt wurde, und der natürliche Wunsch in dem hochstrebenden jungen Manne erregt ward, diesen ausgezeichneten Personen bekannt zu werden. Durch Madame Necker de Saussure, die Cousine der Frau von Staël, verschaffte er sich bald eine solche Einführung. Erwartungsvoll wanderte er an einem schönen Septembermorgen, seinen Empfehlungsbrief in der Tasche, die Straße nach Coppet zu.

Necker befand sich um diese Stunde in seinem Arbeitszimmer, wo er den ganzen Tag lesend und schreibend zubrachte, und wollte nicht gestört sein. Als Frau von Staël der Besuch gemeldet wurde, stand sie eben traurig am Fenster, und schaute in die Ferne hinaus, ohne daß ihr Auge dort etwas sah. Ihre Sehnsucht allein leitete ihren Blick in das Weite.

Marbonne hatte sie eben verlassen. Er war der Träger schlimmer Nachrichten gewesen, welche seine eigene Hoffnungslosigkeit noch würzte. Dabei hatte sie zugleich wahrgenommen, wie wenig sie, die Freundin, ihm noch galt, seit ihm Vermögen und Stellung fehlten. „Welche Männer!“ sagte sie kopfschüttelnd, als er gegangen. — „Statt uns Frauen eine Stütze zu sein, sind wir es, die sie tragen müssen. Sie nehmen unsere Dienste an, als ob es unser Lebenszweck wäre, ihre Interessen zu fördern, und vergessen, daß wir bei aller scheinbaren Uneigennützigkeit, im Grunde unseres Herzens den stillen Wunsch bergen, für unsere Leistungen mit ein bißchen Liebe gelohnt zu werden. Armes Geschlecht! Ueberall kommt die verwundbare Seite zum Vorschein.“

Die großen, leuchtenden Augen durch die langen Wimpern halb verschleiert, den Ausdruck tiefer Melancholie in den Zügen, trat sie dem jungen Fremden entgegen und begrüßte ihn.

Ueberrascht blieb er vor ihr stehen. Er hatte sich von der Verfasserin der Briefe über Rousseau ein ganz anderes Bild entworfen.

„Sie kommen aus Deutschland,“ redete sie ihn mit ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme an. „Sie haben aus dem Born deutscher Philosophie getrunken; aber daneben auch monarchischen Prinzipien huldigen gelernt. Man

kennt unsern Rousseau dort noch wenig, das Capitel der Menschenrechte ist jenen Träumern noch ein unerschlossenes Buch. Meine Trauer wird Ihnen daher unverständlich sein. Für mich giebt es keine Hoffnungen auf Glück, welche nicht mit der Freiheit Frankreichs, mit einer constitutionellen Verfassung, mit der Anerkennung des droit de l'homme verknüpft wären. Die Sturmglocken von Paris haben jetzt allen meinen Wünschen das Grablied gesungen.“

Sie ging nach diesen Worten aufgeregt einige Male im Zimmer auf und ab.

Constant folgte ihr während dessen mit seinen klaren Augen und suchte das wunderbare Wesen dieser Frau zu fassen.

„Wir haben den Begebenheiten in Frankreich nicht gleichgültig zugesehen,“ nahm er endlich das Wort. „Ich selbst nehme den größten Antheil an Allem, was dort vorgeht; denn ich betrachte es wie mein eigentliches Vaterland, ich bin meiner innersten Gesinnung nach Franzose. Und ich sage auch heute noch: Gottlob! daß ich es bin. Die kleinen deutschen Staaten konnten mich nicht für sich gewinnen, — denn ich fand dort Alles klein und eng zugeschnitten. Um groß zu empfinden, muß man einem großen Volke angehören und der Menschheit gegenüber eine Rolle spielen.“

„Und das können Sie nur in Frankreich,“ sagte sie, vor ihm stehen bleibend, und ihn mit ihrem strahlenden



Auge jetzt voll in das Angesicht schauend. Wie betroffen senkten sich seine Lider vor dem wunderbaren Glanze dieser Sterne. „In Frankreich, wie es war, nicht wie es ist. — Ich wünschte es Ihnen, daß Sie es gekannt hätten in seiner Glorie, seiner Größe, ich wünschte, Sie wären Zeuge gewesen von der mächtigen Bewegung eines Volkes, das den Muth gefaßt hat, seine Fesseln abzuwerfen, mit alten Traditionen zu brechen, um einen neuen, glorreichen Aufschwung zu nehmen. Ach! diese Zeit wird nicht wieder kommen! — Sie hätten es sehen sollen, welche Spannung durch alle Schichten der Gesellschaft lief, wie Jeder an dem großen Werke mit thätig sein wollte, wie Jeder nur meinte, zum Besten Aller da zu sein. Und nun, und nun? — Wohin hat zu viel Widerstand dies arme Volk getrieben!“

„Das ist ein Uebergang,“ erwiderte Constant de Rebecque und erhob sich nun gleichfalls. „Die Geschichte geht ja nie die gerade Bahn, bald nach der einen Seite hin und bald zur andern — überschreiten wir das rechte Maß, und lernen erst von unsern Uebergriffen, wo wir uns hätten sollen genügen lassen.“

„Sie sprechen wie ein Philosoph,“ erwiderte Frau von Staël, ihn mit steigendem Interesse musternd. „Das rechte Maß ist die Vernunft, der Uebergriff die Leidenschaft. — Ich bin in einer Schule aufgewachsen, wo man der

Letzteren eine Macht einräumte, deren Früchte man unter Robespierre gereift hat. Sie wuchsen auf in einem Lande, wo die Kritik der reinen Vernunft ihre Systeme gründete. — Wir Beide gehen daher von den entgegengesetzten Punkten aus und doch möchte ich wetten, Herr von Rebecque, daß, was die Theorie uns Beiden lehrte, in der Praxis uns auf demselben Wege finden wird. Verbotene Früchte schmecken stets so süß!“

„Und lassen dennoch einen bitteren Nachgeschmack. — Es ist so schön, die Tugend lieben und das Laster hassen; es ist so schön, für alles Große, Edle sich begeistern, und schöner noch ist, an einen Halbgott glauben. Sie wissen nicht, wie herrlich man in Deutschland träumt! — Dort giebt es eine ideale Welt, für welche man den Boden unter seinen Füßen mit Freuden in die Schanze schlägt. Dort ist zu denken die erste Menschenpflicht. — Sie müssen Deutschland kennen lernen. — Schon des Contrastes halber wird es für Sie von Interesse sein.“

Sie seufzte tief.

„Wie beneide ich Sie darum, daß Sie so warm empfinden können,“ sagte sie wehmüthig. — „Obgleich noch jung, habe ich doch schon viel erfahren, viel gelitten und so manche Täuschungen erlebt. Nur das Eine bleibt: die ewig ungestillte Sehnsucht nach einem namenlosen Glücke. — So oft ich es mir nahe wählte und meine Hand es

fassen wollte, so oft ent schlüpfte es mir wieder. — Jetzt hoffe ich nicht mehr darauf, in mir ist Nacht, meine Illusionen sind geschwunden, — mein Leben scheint ohne Inhalt, — mein Herz ist arm!“ Thränen füllten dabei ihre Augen.

Constant stand bewegt auf und erfaßte ihre Hand. Sie reichte sie ihm unbefangen und ließ sie in der seinigen ruhen.

„Ihre Thränen beweisen, wie reich dies Herz noch immer ist,“ sagte er warm. „Wie rein muß es empfinden, wenn es vergangenem Glücke solche Perlen nachweinen kann.“

Ein Strahl ihres großen Auges antwortete ihm hierauf. Verlegen wollte er seine Hand zurück ziehen. Sie aber hielt sie fest und sagte zutraulich:

„Um sich kennen zu lernen, bedarf man einer Stunde oder zehn Jahre.\* — Ich glaube Sie zu verstehen und es ist meine Natur so, freimüthig zu äußern, wie mir die Leute ge- oder missfallen. Ich fühle es, daß Sie mir viel sein können, denn Sie besitzen Alles, was mir fehlt, Hoffnung, Glauben, Begeisterung. Fachen Sie damit den erstorbenen Funken in meiner Seele wieder an.

---

\* Ihre Worte.

Werden Sie mein Freund. — Versuchen wir es, was wir einander sein können.“

Berwirth, überrascht, geschmeichelt, drückte Herr von Rebecque die schöne Hand, welche noch in der feinen ruhete, an seine Lippen, und suchte indessen nach einer Antwort. Was sollte er erwiedern? — Ihm war eigenthümlich zu Muth. Die geistvollste, bedeutendste Frau des Jahrhunderts bot ihm, dem unbekanntem jungen Manne, ihre Freundschaft an, das war ein Triumph, den seine Eitelkeit feierte, und dennoch sagte ihm ein Etwas, daß er damit eine neue Fessel anlege, welche die bereits getragenen noch gewichtiger machte.

Bei Tische wurde er Necker vorgestellt. Die Unterhaltung war sehr belebt, und gab ihm Gelegenheit, den seltenen Geist seiner neuen Freundin zu bewundern. Man sprach über die gewöhnlichen Tagesfragen, die neuesten Vorgänge in Frankreich, den Krieg gegen die verbündeten Mächte, die Lage der Emigrirten und die vermuthliche Lösung dieser Zustände.

Dazwischen erkundigte sich Necker nach den deutschen Universitäten, der Politik Preußens und Oesterreichs und den Sympathien der Jugend, in deren Händen die Zukunft der Staaten ruhte. Herr von Rebecque wußte ihm über Alles Rede zu stehen und dabei manches Witzwort

einzustreuen, das Frau von Staël entzückte und Necker ein beifälliges Lächeln entlockte.

Mehr geistreich als tief, von einem sanguinischen Temperamente getragen, jedem Eindrucke offen, und ohne den Ernst der Gesinnung, welcher schädliche Einflüsse fliehen lehrt, war er der Mann des Augenblickes, der mit beweglichem Sinne das Glück im Fluge haschte, und seiner Flüchtigkeit nicht grollte.

Offen und mittheilend gab er gern alle seine Lebensverhältnisse Preis. Er erzählte von seiner Jugend, seinen Studien, seinem Leben auf den englischen und deutschen Hochschulen. Nur seinen Aufenthalt in Braunschweig überging er, als weniger gewichtig und wich allen darauf bezüglichen Fragen geschickt aus.

Als Necker's Auge jetzt zufällig auf einen kleinen goldenen Reif an seiner linken Hand fiel, wurde er verlegen, und bald darauf war diese verrätherische Fessel von seinem Finger verschwunden.

Benjamin Constant empfahl sich durch seinen Geburtsort und seine Religion ganz besonders der Gunst Necker's und persönliches Wohlgefallen steigerte noch diese vorgefaßte gute Meinung, so daß er ihn wie einen alten Bekannten behandelte. Es wunderte ihn daher nicht, als Frau von Staël beim Abschiede äußerte, Constant möge, so lange er in der Schweiz weile, Coppet als seine zweite

Heimath ansehen. Sie würde ihm ein eigenes Zimmer einrichten lassen.

Diese Art der Gastfreiheit war damals freilich nicht ungewöhnlich, und im Hause Necker's stets mit besonderer Rücksicht geübt worden.

Der junge Rebecque erwiderte auf diese gütigen Worte nur: daß es ihm schwer sein würde, unter solchen Umständen der Schweiz wieder Lebewohl zu sagen.

„Desto besser!“ erwiderte Frau von Staël und sandte ihm einen Blick nach, welcher den Zusatz enthielt, daß sie ihn gern als ihr Eigenthum betrachten würde.

Die Sterne waren schon heraufgezogen, als der junge Mann Lausanne erreichte.

Unmuthig warf er sich auf sein Lager und konnte keine Ruhe finden. So oft er das Auge schloß, stand das junge Weib vor ihm, sah ihn mit ihren Feueraugen an und sagte: „Wir wollen versuchen, was wir einander sein können.“

Ihm schwindelte vor diesem Glücke.

Er gedachte seiner ersten Liebe, wie zaghaft er damals dem kaum herangewachsenen Mädchen sich genahet und mehr durch Blicke, als durch Worte, ihr seine Zuneigung verrathen hatte. Er rief sich das Glück jener Tage zurück; doch ach! es erschien ihm wie kindisches Träumen. — Dann stand die schöne, elegante Frau vor ihm, welche er im Har-

denberg'schen Hause kennen gelernt; — vor ihr war das bescheidene Bild seiner ersten Liebe in den Staub gesunken und die Blut seiner Empfindungen, gesteigert durch seinen Ehrgeiz, hatte ihn gespornt, sich eine Neigung zu gewinnen, die er durch einen Verrath erkaufen mußte.

Zu diesen noch ungelösten Verhältnissen sollte sich jetzt ein Freundschaftsbündniß gesellen, das zu warm geschlossen ward, um auf der Basis gewöhnlicher Rücksichten stehen zu bleiben.

Indessen — was konnte er daran ändern?

Den Muth der Wahrheit besaß er nicht. Er litt von seiner eigenen Feigheit, sein Kopf warf ihm diese Unwürdigkeit vor, doch sein Herz sündigte darum nicht weniger. Er konnte das Wort nicht über die Lippen bringen, das eine ihm theure Frau kränkte und kränkte sie darum doppelt.

Er kehrte am dritten Tage nach Coppet zurück. — Frau von Staël fand die Zeit zu lang, für einen Freund, der ihre Freundschaft werth achtete, wie sie wollte, daß man sie schätze. — Mit einer Wolke auf ihrer Stirn empfing sie ihn.

„Jamais je n'ai été aimé comme j'aime,“\* sagte sie ihm vorwurfsvoll.

---

\* Ihre Worte.

Er mußte von jetzt an immer genau vorher bestimmen, an welchem Tage und zu welcher Stunde er wiederkehren wolle, und diese Gebundenheit war ihm so neu als lästig. — Er seufzte darüber, doch vermochte er ihr mit keinem Nein entgegen zu treten. — Sie äußerte so viel Freude über seine Gegenwart, sein Umgang, seine Unterhaltung gewährten ihr ein so großes Vergnügen, daß er den warmen Ausprägungen ihres Beifalls nicht entgegen setzen konnte, er würde weniger begehrt sich freier und glücklicher fühlen.

Briefe aus Braunschweig forderten ihn zur Rückkehr auf. Er beantwortete sie mit Ausflüchten, halben Entschuldigungen, und Versprechungen, die zu erfüllen ihm am nächsten Tage der Muth gebrach. — Wie konnte er Frau von Staël ankündigen, daß er sie verlassen wolle, während sie ihm täglich versicherte, daß seine Gegenwart ihrem Leben neuen Reiz verleihe!

Er begann sein Werk über die Religionen\* zu schreiben, wozu die Unterhaltungen mit Necker und seiner Tochter ihn stets aufs Neue anregten, — besonders da der Erstere selbst mit diesem Gegenstande beschäftigt war. — Mit Unruhe sah er zugleich der nächsten Zukunft entgegen. — Unmöglich konnte er dies Leben auf die Länge fortfüh-

---

\* Biographie Universelle.



ren. In seinem Alter auf diese Weise ruhen, war ein Vergehen gegen sich selbst. — Er mußte sich eine Stellung zu gewinnen, seine Zukunft zu sichern suchen. So oft er aber die Unterhaltung hierauf führte, gerieth Frau von Staël in eine Aufregung, die jedes Verständniß unmöglich machte und ihn schließlich zu den leidenschaftlichsten Versicherungen hinriß, daß jedes andere Interesse stets dem Wunsche nachstehen müsse, in ihrer Nähe zu leben.

So wie er sie verließ, legte sich eine solche Lüge wie ein Alpdrücken auf seine Seele. Unmuthig, verstimmt, versprach er sich, bei der nächsten Zusammenkunft alle Schranken nieder zu reißen, und diese Entschlüsse endigten stets mit der gleichen Niederlage. So kam der Winter 1795 heran.

---

### Drittes Capitel.

#### Der erste Gesandte in der neuen Republik.

Es war im März des Jahres 1795, als Herr von Staël abermals als Gesandter nach Paris zurück kehrte, der einzige Repräsentant einer fremden Macht, welcher die neue Regierung anzuerkennen beauftragt wurde.

Das Directorium, durch sein Erscheinen auf das Höchste geschmeichelt, bewillkommnete ihn mit der größten Auszeichnung. Man wies ihm, dem Präsidenten gegenüber, einen Armstuhl in ihrer Versammlung an, und empfing ihn, als er eintrat, mit dem republikanischen Du und einem brüderlichen Kuß.

Solche Zärtlichkeit von Seiten dieser Männer, welche meistens den untern Schichten der Gesellschaft angehörten, war ihm peinlich zu ertragen. Mit halb verlegener Miene lieh er sich einer Umarmung, welche seinem Geschmacke so

gar nicht entsprach und gewährte zu seinem Glücke nicht, welche lächerliche Figur er unter ihnen spielte.

Er war mit dem Entschlusse hergereist, sich in die Umstände zu fügen, nur um in Paris leben zu können. Der Aufenthalt in Stockholm behagte ihm so wenig, wie der geringe Aufwand, welcher ihm dort zu Gebote stand. Er liebte den Luxus und verschwendete gern. Da er kein eigenes Vermögen besaß, so konnte er, entfernt von seiner Gattin, dieser Neigung nicht mehr fröhnen und wünschte darum sehnlichst, auf seinen Posten zurück zu kehren.

So wie er Paris erreichte, schrieb er sogleich an Frau von Staël und theilte ihr mit, daß sie jetzt mit völliger Sicherheit ihr Hotel beziehen könne. In großer Aufregung eilte sie mit diesem Briefe zu ihrem Vater.

„Du kannst mich nicht begleiten und ich werde Dich hier nicht einsam zurück lassen,“ sagte sie.

„Du wirst es,“ erwiderte Necker mit sanftem Ernste und schloß sie an sein Herz. „Ein Jeder muß mit dem Pfunde wuchern, das ihm verliehen ist und Dein Geist bedarf eines größeren Schauplatzes, um sich zu entfalten, als Coppet ihn Dir bieten kann. Du bist für die große Welt geboren und findest Dich nicht in kleine Verhältnisse und enge Gesichtskreise. Darum folge Deiner Bestimmung, mein Kind! Ich bin in dem Alter, wo die Einsamkeit

eine Wohlthat ist und aus der Ferne werde ich gern mitgenießen, was Dir Schönes und Großes begegnet.“

Sie konnte jedoch nicht gleich zu einem Entschlusse kommen. — Unruhig wanderte sie im Zimmer auf und ab, bis Benjamin Constant kam.

Ohne ein Wort der Vorbereitung hielt sie ihm das Schreiben ihres Vatten entgegen und heftete ihr Auge fest auf ihn, während er es las.

„Sie werden also nach Paris zurück kehren,“ sagte er, und eine Centnerlast hob sich von seiner Brust bei dem Gedanken an die nun wieder gewonnene Freiheit.

„Und weiter haben Sie mir kein Wort darauf zu sagen?“ fragte sie, während ihre Brust hörbar flog.

Er sah verlegen zur Erde.

Als sie immer noch fortsuhr, ihr Auge fragend auf ihn gerichtet zu halten, faßte er sich endlich und erwiderte:

„Daß mich die Trennung schmerzt, bedarf ja keiner Worte, Sie wissen, wie sehr ich Sie entbehren werde; doch, wozu klagen, wenn das Unvermeidliche sich naht!“

„Unvermeidlich!“ rief sie, unmuthig die Lippen aufwerfend, während der aufsteigende Zorn ihre Nasenlöcher schwellte. „Unvermeidlich ist nur, was uns das Schicksal sendet und nicht, was wir aus eigenem Willen wählen. — Wir Beide sind frei und besitzen Geist genug, um uns über Vorurtheile erheben, um Hindernisse bestiegen zu können.“

Wo das Wollen ist, da ist auch die Macht. Dem Kühnen gehört die Welt. — Wer die Umstände zu besiegen versteht, für den giebt es keinen Gebieter als die Neigung. — Ich bin nur eine Frau, aber — ich könnte viele Männer an Muth übertreffen.“

Herr von Rebecque antwortete ausweichend. Er suchte ihren Zorn durch Versicherungen seiner Anhänglichkeit zu beschwichtigen und vertraute ihr, daß seine Verhältnisse schon lange eine Reise nach Braunschweig erforderten, doch die Unmöglichkeit, sich von ihr zu trennen, habe ihn stets vermocht, um Aufschub nachzusuchen, jetzt nun sei er froh, durch ihren Entschluß sich aller weiteren Bedenklichkeiten überhoben zu sehen.

Sie wurde durch diese Entgegnung nicht befriedigt. Eine heftige Scene folgte. — Er sollte offen mittheilen, was ihn bestimmte, nach Braunschweig zu gehen. Das konnte und wollte er nicht. Er hatte seine dortigen Beziehungen stets in das tiefste Dunkel gehüllt, und wünschte diesen Schleier um keinen Preis zu lüften.

Frau von Staël forderte, daß er sie nach Paris begleite.

„Warum der Meinung der Welt trotzen, warum Herrn von Staël Veranlassung geben, sich über mich zu beklagen,“ sagte er.

„Ihr Ruf würde wenigstens keinen Makel dadurch erhalten!“ erwiderte sie bitter.

Er stellte ihr vor, daß er als ihr Begleiter in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu ihr träte, das sein Selbstgefühl verletze. Ein Mann müsse durch sich selbst etwas sein und nicht einer Frau seine Existenz verdanken. Er wolle den Fürsten von Hardenberg, welcher jetzt gerade in Basel sei, um den Frieden zwischen Frankreich und Preußen zu schließen, aussuchen, und durch seine Gunst irgend einen Posten zu erhalten suchen.

„Einen Posten, der Sie von mir entfernt? Nein, Constant, Sie dürfen, Sie sollen den nicht suchen. — Ihr Geist, Ihre Kenntnisse sichern Ihnen überall eine Laufbahn. Wollen Sie reich sein? Ich gebe Ihnen mein ganzes Vermögen und werde dankbar aus Ihrer Hand ein Schärfflein davon annehmen. Eine Frau erniedrigt sich durch eine solche Abhängigkeit nicht.“

Constant ahnte, welche Antwort sie erwartete und sah verlegen zur Erde. Er war von den peinlichsten Gefühlen bewegt. Als er das Auge wieder erhob, begegnete es dem ihrigen, das mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes auf ihm ruhte. Bernkircht fiel er ihr zu Füßen, drückte ihre Hände mit den zärtlichsten Worten an seine Lippen und stürzte dann plöglich aus dem Zimmer.

Ueberrascht blickte Frau von Staël ihm nach.

Eine Stunde verging und er kam nicht wieder, da brachte ein Bote ihr einen Brief, von dem nächsten Dorfe datirt. Constant schrieb ihr darin, daß es ihn beschäme, einer solchen Freundin nicht sein ganzes Leben widmen zu können; er bitte sie, ihn deshalb nicht aus ihrem Herzen zu verstoßen, und ihm zu gestatten, von ihr geführt, in Paris seine politische Laufbahn beginnen zu dürfen. Er reise noch heute ab nach Deutschland, um desto schneller dort mit ihr zusammen treffen zu können.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als sie gelesen. Ein heftiger Schmerz wühlte in ihrer Brust; ein Thränenstrom erleichterte sie endlich.

Als sie sich gefaßt, sandte sie ihm einen Boten nach. Dieser fand ihn nicht mehr. Er war nach Lausanne zurück gekehrt. Sie schrieb ihm dorthin, daß sie ihn vor seiner Abreise noch einmal sehen, noch einmal sprechen müßte. Seine Erwiederung lautete, daß sein Wagen bereits bestellt, sein Koffer gepackt sei.

Sie ließ anspannen und fuhr selbst in die Stadt. Als sie vor seinem Hause hielt, waren die Läden seiner Fenster geschlossen und damit die Antwort ertheilt. Dennoch ließ sie sich hinauf führen und trat in das wüßt aussehende Gemach. Alles lag noch umher, wie er es verlassen hatte. Alles sprach hier von ihm und brachte ihr die Erinnerung der verlebten Tage vor die Seele. Sie schloß

die Thüre, setzte sich und sann still dem Vergangenen nach. —

Zerrissene Briefe, Papierstreifen lagen auf dem Boden umher. Sie nahm sie auf und suchte die Handschrift zu erkennen. Es waren deutsche Charaktere, die sie nicht zu entziffern vermochte. Die zierlichen und doch festen Schriftzüge konnten nur von einer jugendlichen Frauenhand so schön geformt werden. — Unterzeichnet waren sie mit französischen Lettern „Hardenberg.“ Zitternd steckte sie diese Stückchen Papier in den Busen ihres Kleides und eilte aus dem Zimmer. Hardenberg! Den Namen hatte er ihr oft genannt; aber in anderer Beziehung.

Die Vorbereitungen für ihre Abreise beschäftigten sie zum Glück in den nächsten Tagen.

Als endlich der Augenblick erschien, wo sie von ihrem Vater scheiden sollte, fehlte ihr der Muth, ihm Lebewohl zu sagen. — Necker war mit den Jahren corpulent geworden, er konnte sich wenig Bewegung machen und Alles deutete an, daß er kein hohes Lebensalter erreichen würde. Dazu hatte der Verlust seiner Gattin ihm eine Wunde geschlagen, welche wohl vernarben, aber nicht heilen konnte. In einem Bosquet seines Gartens standen ihre irdischen Ueberreste beigesetzt. Hierher richtete er täglich seine Schritte und sprach in seinen Gedanken mit ihr.

Frau von Staël führte ihren Vater an diesen Ort,



um ihm hier ein letztes Lebewohl zu sagen. Ihre Kinder sollten sie nicht begleiten. Sie legte sie ihrem Vater an dem Grabe ihrer Mutter an das Herz und bat ihn, sie in deren Sinne für sie zu erziehen. Laut weinend stürzte sie dann in ihren Wagen, deckte die Hände vor das Gesicht und sah nichts mehr.

Rasch rollte sie so dem Orte ihrer Bestimmung zu.

Wenn wir nach langer Abwesenheit den Ort wieder betreten, wo unsere Wiege gestanden, so machen wir die Erfahrung, daß das Bild, welches davon in unserer Erinnerung lebt, seine Farben verloren hat und in den Rahmen, den wir dafür mitgebracht, nicht passen will.

Sind wir es, die mit andern Augen sehen, oder haben die Gegenstände eine andere Gestalt angenommen, das wissen wir nicht zu sagen; nur das Eine steht fest, wir gehören nicht mehr in die Umgebung.

Als Frau von Staël die Thürme von Paris erblickte, neigten Freudenthränen ihr Auge. Sie hätte jeden Vorübergehenden begrüßen, jeden Fremden an ihr Herz drücken mögen.

Die Häuser, die Straßen waren noch dieselben, nur daß sie andere Namen trugen. Die Wappen waren verschwunden, das Wort Citoyen drückte Alles aus. Der Luxus war zu einem Laster geworden, die Einfachheit bewies die Gesinnung.

Herr von Staël trat seiner Frau im schwarzen Frack entgegen, ohne irgend ein Abzeichen seines Ranges. Sie erkannte ihn kaum wieder in dieser bürgerlichen Tracht.

Gleich am folgenden Tage fuhr sie mit ihm zu Barras nach Grosbois, wo dieser empfing. Hier sah sie nur Toiletten nach griechischem Muster, mit einem so tiefen Ausschnitte, daß sie davor erröthete. Dazu lauter dunkle Köpfe, nirgends Puder, das Haar kurz geschnitten à la victime oder gelockt à la Titus.

Sie fiel mit ihrem Anzug in dem Maße auf, daß sie einsah, ihn ändern zu müssen.

Als der Diener sie meldete, hieß es: Le Citoyen ambassadeur Staël et son épouse. Das klang ihrem Ohr abscheulich. Ihre Vorliebe für das Droit de l'homme hatte sich nie so weit erstreckt, um für sich die Benennung der Bürgerin Staël, oder der Citoyenne Ambassadrice zu begehren. Mit einer solchen Anrede verband sich dann sogleich ein gewisser Ton von Vertraulichkeit, welcher in der guten Gesellschaft nie Geltung findet und ihr aus alter Gewohnheit mißfiel.

Die feinen Sitten waren verschwunden, man sprach schlecht und schrieb noch schlechter. Doch mußte sie ihr Mißfallen darüber sorgfältig verhehlen. Barras war jetzt ein mächtiger Mann, ihn mußte sie in ihr Interesse ziehen, um ihren Freunden die Rückkehr nach Frankreich zu erleich-

tern. Sie sprach mit ihm über diese Möglichkeit und redete mit der ihr eigenthümlichen Wärme zu Gunsten Derer, welche litten.

Barras selbst gehörte, seiner Geburt nach, dem Adel an, verbarg aber sorgfältig diesen Ursprung, der ihm nur Nachtheil bringen konnte. — Doch blieben ihm von seiner ersten Erziehung die feineren Formen des geselligen Umgangs, deren er sich auch nicht entledigte.

Lächelnd hörte er die warme Lobrede auf die emigrirten Freunde der berühmten Frau.

„Sie legen erst Feuer an ein Haus und wollen dann die Bewohner vor den verzehrenden Flammen bewahren,“ sagte er lachend.\*

„Helfen Sie mir nur und es soll mir einerlei sein, ob Sie mich der Inconsequenz anklagen oder nicht,“ sagte sie bittend.

So leichten Kaufes erhielt sie jedoch nicht, was sie wünschte. Das Directorium war der Schmeichelworte bereits gewöhnt. Der alte Adel ligelte damit das Ohr der Parvenus um entweder Güter zu retten, oder irgend einen Better einzuführen und so hörte man denn gegenüber der Bourgoisie eine Sprache, welche sonst nie an Höfen geredet wurde, und als Ausdruck der Unterwürfigkeit dort

---

\* Allonville.

weniger verletzte als hier, wo der kriechende Eigennutz sich ihrer bediente, um seine kleinen Zwecke zu erreichen.

Der feine Ton der Unterhaltung war gänzlich verschwunden, man sprach schlecht und schrieb noch schlechter; die Tagespresse war in einem Style abgefaßt, der sie wahrhaft entsetzte.

Da es jetzt keinen Hof und keine Gesandten gab, so hatte Herr von Staël auch nicht zu repräsentiren. Er spielte viel und brachte seine Abende bei Mademoiselle Contat zu. Seine Gattin sah ihn nur selten. Schon daran gewöhnt, sich selbst überlassen zu sein, lebte sie, wie früher, der Politik und dem Wohle ihrer Freunde. Sie öffnete ihren Salon und bot damit die ersten Zusammenkünfte, welche einen Schatten dessen zeigten, was das gesellige Leben vor der Revolution gewesen war. Doch zog sie zugleich viele der jetzigen Machthaber an sich, theils um Einfluß auf die Politik des Tages zu gewinnen, theils um die Rückkehr ihrer emigrirten Freunde zu bewirken. Ihr Charakter als Frau wurde dabei gefährdet, man nannte sie eine Intrigantin; — doch wenn hätte sie je eine persönliche Rücksicht walten lassen, so bald ein Zweck ihr vor Augen lag, den ihr Herz gewählt hatte!

Talleyrand war aus England verwiesen und hielt sich jetzt in Amerika auf. Durch ihren Einfluß auf Barras erhielt sie für ihn die Erlaubniß zur Rückkehr. — Zit-

ternd vor Vergnügen setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um ihm diese erfreuliche Nachricht zu melden.

In Bezug auf Narbonne war sie weniger glücklich. Er lebte im Canton Glarus in großer Abgeschiedenheit und duldete alle möglichen Entbehrungen, dem ungeachtet wollte er Frankreich nicht wieder sehen, so lange es einer Regierung unterworfen war, welche er haßte und verachtete. Vergeblich bemühte sich Frau von Staël, seine Ansicht in dem Bezug zu ändern; vergeblich setzte sie ihm aus einander, daß er durch seinen Einfluß an einer besseren Gestaltung der Dinge arbeiten könne; er blieb dabei, auf solchem Grunde kein Gebäude aufrichten zu wollen, weil es nur über seinem eigenen Haupte zusammen brechen würde.

Die Damen Beauharnais und Tallien hatten ebenfalls einen Empfangsabend festgesetzt; die Theater gewannen wieder Interesse und, wie früher, fand Frau von Staël vielfache Gelegenheit, ihren Geist glänzen zu lassen und sich ihres Uebergewichtes bewußt zu werden. — Trotz dem fühlte sie sich nicht glücklich.

Von Woche zu Woche hatte sie seit ihrer Ankunft der Rückkehr Benjamin Constant's entgegen gesehen und ihre Ungeduld kannte keine Grenzen, als er immer wieder Aufschub verlangte, ohne genügenden Grund für diese Verzögerung angeben zu können. — Sie rang mit ver-

zweifelten Entschlüssen, sie war oftmals auf dem Punkte, ihm nachreisen zu wollen. Doch, kann man die Freundschaft, die dem Andern keine Rechte mehr einräumen will, durch Bitten und Vorwürfe an sich fesseln?

Ihr Kopf sagte ihr, wie unmöglich das sei, doch ihr Herz widersprach dem stets mit übertönender Stimme. Sie hatte es erfahren, wie viele Beziehungen zu dem Leben dem Manne höher gelten, als seine Freundschaft für eine Frau, und wie leicht er ihre Nähe entbehren kann, wenn sein Ehrgeiz, sein Eigennutz, oder irgend eine andere Leidenschaft der Art Ansprüche an ihn macht, — sie hatte es seufzend dulden müssen, daß man für sie keine Fesseln brach, und sie lieber eine Ehe eingehen ließ, die eine bloße Gesellschafts Sache war, als ihr eine Stellung einräumte, der sie sich in jedem Bezug gewachsen glaubte. Sie hatte das geduldet und verziehen und war diesen Männern eine treue Freundin geblieben. Aber — sollte sie immer wieder aufs Neue die Probe ablegen, wie gern sie sich selbst vergesse, wenn es dem Andern förderte?

Täglich schrieb sie an Herrn von Rebecque und mahnte ihn an sein Versprechen. Mit glühenden Farben schilderte sie ihm, wie tief sie seine Wortbrüchigkeit empfinde und wie trostlos es für sie sei, nicht zu ihm eilen zu können, um ihm durch das lebendige Wort fühlbarer noch zu machen,

welche Wunde er ihrem Frieden, ihrem Glücke geschlagen. —

Solche Episteln erregten bei dem Empfänger die peinlichste Stimmung. Gefesselt durch eine wirkliche Neigung, wurde es ihm so schwer sich loszureißen. Und dennoch übte Frau von Staël eine Gewalt über seine Phantasie aus, die ihn fast gegen seinen Willen zu ihr zog.

---

## Viertes Capitel.

### Das neue Paris.

An einem heißen August-Morgen erreichte Benjamin Constant de Rebecque, nach einem Umweg durch die Rheinprovinzen und Holland, endlich die berühmte Hauptstadt der französischen Republik. Erwartungsvoll sah er seiner Ankunft entgegen.

Bei den Barrieren angelangt, verließ er die Post, und wanderte langsam den ihm bezeichneten Weg, um den ersten Eindruck ungestört in sich aufzunehmen. Paris zu sehen, war damals noch eine Begebenheit für einen jungen Mann.

Neugierig betrachtete er die Häuser und die Menschen. Da kam ein Karren des Weges, auf welchem zwanzig Gensd'armes saßen, welche man zum Richtplatze führte. Schauernd wandte er sich von diesem greulichen Zuge ab.



Es waren die alten Sbirren der Cohorte des Fouquier-Tinville, welche sich mit den Aufrührern des 1sten Prairial verbündet hatten. Gut aussehende junge Leute durchliefen die Straßen, bewaffnet mit Säbeln und Piken, und trieben die Arbeiter vor sich her, welche an dem Angriff der Convention Theil genommen. Man führte Kanonen durch die Straßen. Paris glich einem Schlachtfelde nach der Bataille.

In der höchsten Aufregung erreichte Benjamin Constant das Hotel der Frau von Staël. —

Der fremde Diener hatte seinen Namen nicht recht verstanden, sie ahnte nicht wer eintreten würde und begrüßte ihn mit einem lauten Schrei der Ueberraschung, des Schreckens und der Freude. Sie wiederholte ihm ihre Einladung, seine Wohnung in ihrem Hause zu nehmen. Constant bat sie, von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu dürfen. Da Herr von Staël ihn gar nicht kenne, so müsse es ihm unangenehm sein, einen fremden jungen Mann als Familienglied betrachtet zu sehen. — Sie schmolte über seine Weigerung und musterte ihn mit mißtrauischen Blicken. Der Name Hardenberg schwebte auf ihren Lippen, doch zögerte sie noch ihn auszusprechen. Ihr bangte vor seinem Klange. —

Am Abend war Empfang bei ihr; da lernte er Suard, Morellet, Lacretelle, Laharpe, den geistreichen Lauraguais,

Castellane, Choiseul und viele andere bedeutende Männer kennen. — Ihm schwindelte, als er sein Lager suchte, von Allem was er erlebt, erfahren, gesehen. —

Am folgenden Morgen fuhr Frau von Staël mit ihm zu Barras und empfahl ihren Schützling der Berücksichtigung des mächtigen Mannes; darauf stellte sie ihn den Damen ihrer Bekanntschaft vor.

Herr von Staël befand sich in Passy. Als er nach einigen Tagen von dort zurückkehrte, fand er den neuen Hausgenossen. Kalt begrüßte er ihn und zeigte keine Art von Interesse an einem Gaste, den seine Gattin so sichtlich auszeichnete. —

Verlegen stand Benjamin Constant ihm gegenüber. — Als er sich mit Frau von Staël allein befand, bat er sie, ihn in Gegenwart Anderer mit weniger Aufmerksamkeit zu behandeln. Sie sah ihn darauf einige Minuten lang mit sprachlosem Erstaunen an. —

„Sie wollen mich die Tüge lehren, welche Euch Männern an meinem Geschlechte so gut gefällt,“ sagte sie dann halb traurig, halb bitter; „doch, vergebliches Bemühen! Ich bin die Tochter meines Vaters und will, es koste was es wolle, vor Allem wahr bleiben. — Meine Freundschaft für Sie werde ich nicht verleugnen.“

Constant schwieg, wie immer, wenn er sie mißvergünstigt oder betrübt sah. Er hatte nicht den Muth sie un-

glücklich zu machen, und beruhigte sie feige mit Worten und Versicherungen, an die er selbst nicht glaubte.

Sie führte ihn hinaus nach Saint Brice zu Marmontel, welcher durch die Revolution sein Vermögen und seine Einnahme verloren hatte, und in seinem Alter mit Sorge auf seine junge Familie blickte, welche er kaum vor Mangel zu schützen verstand. Es gewährte Frau von Staël ein großes Vergnügen, ihrem jungen Freunde diese Plätze zu zeigen, wo sie einst gewohnt und mit ihm von den verschwundenen Zeiten zu reden, welche so reich an Hoffnung und an Ruhm gewesen. —

Marmontel freute sich herzlich sie wiederzusehen, und schilderte ihr warm die Jahre der Sorge, welche er indessen, so nahe dem Schauplatze des Schreckens, hier verlebte. So manche ihrer gemeinsamen Freunde hatten traurig geendet. Schauernd hörte sie die Einzelheiten der Schicksale, welche sie getroffen. Auch von Condorcet war die Rede, und wie der geistvolle, bedeutende Mann, welcher eben sein schönes Werk über den Fortschritt des menschlichen Geistes beendet, von Robespierre verfolgt, an Gift habe enden müssen. —

„Wir Dichter sind arm in unsern Erfindungen, wenn wir sie mit den wunderbaren Verknüpfungen menschlicher Schicksale vergleichen, welche das wirkliche Leben bietet,“ sagte Marmontel gedankenvoll.

Herzlich schieden sie.

Am folgenden Tage war Herr von Staël noch ernster und schweigsamer, als gewöhnlich. Constant faßte den Muth ihn anzureden und in ein Gespräch zu ziehen; doch vergebliches Bemühen! Als er ihn nach den politischen Neuigkeiten fragte, erwiderte er: in dem Ami du citoyen stehe nur die eine Nachricht, daß der Bürger Benjamin Constant das *Déjeuner à la fourchette* von Frau von Staël sei. Damit verließ er das Zimmer. — Constant blickte ihm verwirrt nach. —

Schweigend saßen die Zurückgebliebenen einander gegenüber. Keines von Beiden wagte das erste Wort. — Endlich sprang Constant auf, wollte seinen Hut ergreifen und aus dem Zimmer eilen; doch die Hand der Frau von Staël legte sich auf seinen Arm und hielt ihn zurück. Wie immer, gab er auch heute ihren Bitten nach. —

Ein neues Leben hatte für Frau von Staël begonnen. Sie wollte ihrem jungen Freunde den Weg zu jenem Ruhme bahnen, den sie selbst nicht erringen durfte, sie wollte ihn mit ihrem Ehrgeize in die politische Laufbahn stürzen und seine Erfolge dann für sich mitgenießen.

Sie führte ihn zu Madame Tallien und Madame Beauharnais, der Tante der künftigen Kaiserin, welche Beide, gleich ihr, einen ausgezeichneten Kreis bei sich empfingen. Der junge Deutsche, oder wenigstens doch ganz

deutsch aussehende, junge Mann, mit dem langen blonden Haare, und dem offenen, von Begeisterung leuchtenden Auge, gefiel, und bald fühlten sich viele geneigt, einen solchen Protegé unter ihren Schutz zu nehmen, um durch sein Talent in der politischen Welt eine Macht zu gewinnen. —

Frau von Staël ließ sich indessen ihre Rechte auf ihn nicht streitig machen. Sie glaubte in ihm endlich den Freund gefunden zu haben, dem sie sich ganz hingeben, dem sie jedes Opfer bringen, und von dem sie dafür als Erwidderung eine treue, sich nie verleugnende Zuneigung erwarten durfte. Seine deutschen Ideen, seine philosophischen Systeme, sein Enthusiasmus, und sein einfaches naives Wesen, bezauberten sie. Warum konnte sie ihn nicht schon früher begegnet sein! Weder die Religion, noch Familienrücksichten stellten sich bei ihm einer dauernden Verbindung entgegen, und an seiner Seite hätte ihr jenes Glück geblüht, das sie für das höchste und schönste erkannte: eine Ehe mit einem geliebten Manne. „Ich werde meine Tochter zwingen, sich aus Neigung zu verheirathen,“ sagte sie oft, wenn sie seufzend an ihr verfehltes Leben dachte.

Indessen, — war denn wirklich auch schon jede Hoffnung darauf für sie verloren?

Herr von Staël würde nicht angestanden haben, eine Ehe gelöst zu sehen, sobald man ihm für die Gattin eine angemessene pecuniäre Entschädigung geboten hätte. Außer-

dem war er bejahrt und fränklich und wenig geneigt seiner Gesundheit die nothwendige Rücksicht zu schenken; sein Lebensziel war daher kurz gesteckt.

Doch, durfte Frau von Staël eine solche Möglichkeit der Lösung ihrer bestehenden Verhältnisse in Anregung bringen?

Benjamin Constant wich jedem Gespräche aus, das auf solche ernsten Beziehungen hindeutete, und so erwartete sie denn von der Steigerung seiner Neigung für sie eine Erklärung, welche ihr Herz sehnlichst herbei wünschte.

Indessen leitete sie seine Schritte auf der Bahn, welche sein Ehrgeiz und seine Beifallsiebe suchte, und freute sich seiner Erfolge.

Mit dem Herbst kehrte auch Talleyrand zurück, und eilte, ihr seinen Dank auszusprechen. Er hatte seinen Weg über Hamburg genommen, wo Frau von Genlis als Emigrirte weilte, und brachte Frau von Staël Nachrichten über das dortige Leben ihrer jetzigen Nebenbuhlerin und vormaligen gefeierten Heldin. Die Liebesabenteuer, welche ihn außerdem dort beschäftigt, überging er aber mit Schweigen.

Sie war noch bei der Toilette, als Talleyrand sich bei ihr melden ließ, nach der Mode der Zeit empfing sie ihn bei dieser Beschäftigung. Mademoiselle Olive kleidete sie an, während sie zwischen ihren Fingern einen kleinen

grünen Zweig hin und her rollte. Wie alle lebhaften Personen, bedurfte sie dieses Spieles der Hände, um ihrer körperlichen Unruhe dadurch einen Ableiter zu geben. — Vor ihrem großen Spiegel stehend, unterhielt sie sich auf das Lebhafteste mit ihm, als plötzlich die schöne Madame Mécamiér, in einem weißen Kleide, eintrat, und sich auf ein hellblaues, mit Gold bordirtes Sopha niederließ. Talleyrand hatte sich bei ihrem Eintritte erhoben, um sie zu begrüßen und blieb jetzt bewundernd vor ihr stehen. — Unbefangen plauderte die schöne Frau einige Minuten mit Frau von Staël, und beredete mit ihr, wie sie ihren Tag zubringen wollten. Dann verschwand sie leise, wie sie gekommen.

„Wie bezaubernd schön ist diese Dame,“ rief Talleyrand ihr nach.

„Sie ist ein Engel!“ erwiederte Madame de Staël warm. „Ich habe sie erst kürzlich kennen gelernt, bei Gelegenheit des Verkaufes von meines Vaters Haus, das sie für sich erstanden. — Sie benahm sich dabei sehr schüchtern, sie fürchtete meinen Geist, und es kostete mir Mühe, bis ich sie mir eroberte. Jetzt aber ist sie mein. — Wir lieben uns zärtlich. — Sie bewohnt das Schloß Eligny und ist wenig in Paris; denn sie fürchtet die große Welt. — Dort aber sieht sie einen Kreis angenehmer Leute, zu denen auch Lucian Bonaparte gehört, dessen Herz sie völlig gewonnen

hat. Aber welches Herz könnte auch einer so reizenden Persönlichkeit gegenüber kalt bleiben?"

„Das meinige hoffentlich,“ erwiderte Talleyrand schalkhaft. „Die Frauen verursachen uns so viel mehr Leid, als sie uns Freude gewähren, daß sie uns wirklich mehr zur Strafe als zur Freude geschaffen scheinen — außer, wenn sie einen Geist besitzen, wie Sie.“

Frau von Staël ließ dies Compliment unbeachtet und empfahl der Protection des erfahrenen Politikers ihren neuen Schützling.

„Sie wollen, daß ich so uneigennützig sei, Jemanden das Wort zu reden, der sich Ihrer persönlichen Gunst erfreut?“ sagte er mit feinem Lächeln.

„Sie verlangen doch nicht, daß ich Ihren Antheil für meine Feinde von Ihnen begehre?“ fragte sie lachend.

„Gut denn. Aber wie kann ich ihm dienen?“

„Indem sie ihm lehren, die Umstände geschickt zu seinem Vortheil zu benutzen.“

„Sie sind eine gefährliche Frau,“ erwiderte er; „denn sie durchschauen meine Politik, wie Sie sonst auch mein Herz durchschauten.“

„Bis Sie die Thüre dazu verschlossen,“ unterbrach sie ihn lachend; „denn Sie sahen ein, daß der Zuschauer zu viel darin entdecken könne.“

„Ah! die schönen Zeiten!“ sagte Talleyrand, mit



seiner weißen Hand die glatte Stirne bedeckend. „Jetzt wird man alt und — wird nicht mehr gesucht.“

„Das ist nicht Ihr Ernst. Sie sehen wahrlich nicht aus, wie Jemand, der den Freuden des Lebens zu verzichten beabsichtigte. Aber sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen das republikanische Paris? Welchen Eindruck verursacht es Ihnen?“

„Bürgerin Staël, ich finde den Ton etwas grob und die Sprache etwas roh und verb. Man glaubt mitunter in die Küche seines Hotels hinabgestiegen zu sein.“

„Man redet wenigstens eine sehr verständliche Sprache, eine Sprache, die sehr viel ausdrückt, man bedient sich keiner glatten Worte, keiner unnützen Wendungen. Buffon würde über seinen gepuzten Styl lachen, wenn er ihn mit dieser einfachen Redeweise vergliche.“

Auf diese Art lächelte und scherzte man über das republikanische Frankreich, und eine Gesellschaft junger Cavaliere, welche sich die Incroyables nannten, zogen sogar öffentlich umher und spotteten der Sitten und der Tracht des neuen Bürgerthums.

Frau von Staël hatte jetzt nicht mehr zu repräsentiren, es gab keinen Hof, es gab keine Gesandtschaften, das Wappen von ihrem Wagen war verschwunden, und die Bürgerin der Republik hatte allem Luxus entsagt. Ihrem Geschmacke wollte sich diese neue Art zu leben nicht ganz

anpassen; indessen fügte sie sich auch dieser Bedingung, sobald das *droit de l'homme*, mit dem sie sich immer noch trug, auf keinem andern Wege erreicht werden konnte.

Benjamin Constant war jetzt ihr beständiger Begleiter, sie hing sich an ihn mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen und baute auf ihn das Glück ihrer Zukunft, wie das des gegenwärtigen Augenblickes.

Sie nahm gewissermaßen Besitz von seinem Talente und wucherte damit. Dadurch fühlte er sich in vielem Bezug gefesselt und eingeengt. Machte er einen Versuch, sich diesem Einfluß zu entziehen, so wurde sie heftig, und überschüttete ihn mit einer Fluth von Vorwürfen und Thränen. Er hätte ihr entfliehen mögen und konnte sie doch nicht entbehren.

„*Jamais je n'ai été aimé, comme j'aime,*“ sagte sie ihm eines Tages mit tiefer Traurigkeit und von dem stillen Vorwurf, der in ihrem Blicke lag, weit mehr gerührt, als von den heftigen Worten ihrer Leidenschaft, stand er auf dem Punkte, ihr sein Geheimniß zu verrathen. Vor ihr hinkniend und ihre schönen Hände an seine Lippen ziehend, sagte er: „Wollte der Himmel, ich hätte Ihnen mein ganzes Herz bieten dürfen!“

„Dürfen!“ wiederholte sie. „Wie soll ich das verstehen, Constant!“ rief sie in höchster Aufregung. „Ich bitte Sie. Machen Sie mich nicht rasend mit solchen

halben Worten, mit Andeutungen, welche mir den Verstand kosten könnten!“

Statt seine angefangene Rede fortzusetzen, beruhigte er sie wieder, als er den Zustand sah, in welchen sein erstes Wort sie versetzt hatte.

So verging der Sommer. Benjamin Constant arbeitete an seinem Werke: *les effets de la terreur*, und gab sein Buch der *Reactions politiques* heraus.

Immer mächtiger wurde er jetzt von dem politischen Strome mit fortgerissen, unter der Leitung von dem seltenen Geiste dieser Frau, die ihn als Werkzeug ihres Ehrgeizes benutzte. Das Jahresfest der Constitution fand statt; es war die Constitution des Jahres III der Republik, welche man Frankreich bot und ganz Paris war in Bewegung und Aufruhr, als dies Palladium der nationalen Freiheit öffentlich abgelesen wurde.

Unmöglich konnte Benjamin Constant kalt bleiben, wo er ein ganzes Volk in Flammen sah, und leicht ward es Frau von Staël, ihn zu bereden, jetzt öffentlich aufzutreten und seinen Namen bedeutend zu machen. So schrieb er denn drei Briefe in die öffentlichen Blätter, gegen das Decret gerichtet, welches zwei Drittheil der Convention in das neue nationale Repräsentativsystem aufnehmen sollte. Diese Briefe erregten ein ungeheures Aufsehen. Jeder wollte den Verfasser kennen, jeder ihn bei

sich eingeführt sehen, die schönsten Damen bewarben sich um seine Gunst und boten ihm ihre Protection an.

Dieser Beifall öffnete ihm die Augen. Er erkannte, daß er eine Sache vertheidigte, welcher er feindlich war, und dieser erste Fehlgriff auf seiner politischen Laufbahn, war ihm eine Lehre, sich künftig stets der größten Vorsicht zu befleißigen. Er hatte es erfahren, wie schwer es ist, das einmal Gesagte zurück zu nehmen, und wie beschämend zugleich, sich wegen eines Fehlgriffes gelobt zu sehen.

Der unbekannte junge Mann hatte sich jetzt einen Namen erworben. — Er durfte nicht länger als der bescheidene Günstling neben Frau von Staël auftreten. Sie freute sich seines Erfolges und doch schmerzte es sie mitunter auch, wenn der Gedanke in ihr aufstieg, daß er ihrer jetzt weniger bedürfe. Sie folgte ihm im Geiste auf allen seinen Schritten. So oft er sich entfernte, entließ sie ihn mit der Frage nach der Stunde seiner Rückkehr, und erwies er sich unpünktlich, so fand er sie von Ungeduld und Schmerz verzehrt, die schönen Augen in Thränen gebadet.

Diese Abhängigkeit machte ihn oft ungeduldig, doch konnte er sich davon nicht befreien.

Sie wünschte vor dem Winter ihren Vater zu besuchen, ihre Kinder wieder zu sehen, und sie vielleicht mit nach Paris zurück zu bringen, im Fall Mecker ihre Nähe nicht entbehrte.

„Wollen Sie mich auf dieser Reise nach Coppet begleiten?“ fragte sie Benjamin Constant.

Er sah sie erstaunt an.

„Ich?“ fragte er endlich. „Was würde die Welt, was würde Herr von Staël zu solcher Reisegesellschaft sagen, und wie sollte ich Ihrem Vater, wie Ihren Kindern entgegen treten, wenn ich den Ruf ihrer Mutter untergraben hätte?“

„Eine solche Antwort dictirt der Kopf, das Herz hat keinen Theil daran,“ sagte sie unmuthig und trat an das Fenster. „Eine Frau führt nie Rechnung über ihre Schritte, wenn sie sie einen Weg führen sollen, den sie gern geht.“

Seine Antwort hatte sie tief gekränkt. Sie faßte seine Handlungsweise nicht. Er war ihr zugethan, sie konnte nicht zweifeln, daß ihre Nähe ihn fesselte und dennoch schien er den Gedanken, ihr Schicksal an das seinige zu ketten, zu fliehen. Sie seufzte schwer. Immer das gleiche Loos, immer wieder begegnete sie einem Manne, der schwach und wankend, nicht den Entschluß fassen konnte, ihr anzugehören und auch nicht den mit ihr zu brechen.

Rhédre wurde zum Besten von Mademoiselle Contat gegeben, mit dreifachen Preisen. Constant saß in der Oper neben Frau von Staël, während ihr Gatte den Abend hinter den Coulissen zubrachte und glänzende Geschenke austheilte, die sie bezahlte. Täglich nahm Paris jetzt an

Lurus zu, täglich mehrten sich die Feste, die Equipagen, der Glanz. Die Frauen herrschten wieder. Am 4. October hörte Frau von Staël zum ersten Male den für sie so unheilvollen Namen Napoleon, und bald darauf schrieb dieser an seinen Bruder Joseph: „Eine jede Frau sollte sechs Monate in Paris zubringen, um zu wissen, welche Gewalt sie besitzt und was man ihr schuldig ist.“

Es war schwer sich von Paris in einem solchen Momente zu trennen; doch gab Frau von Staël dem Wunsche ihres Vaters nach und ging.

---

## Fünftes Capitel.

### Schuld und Sühne.

Wenn wir auf die Vergangenheit zurückblicken, so sehen wir als Marksteine auf unserm Lebenswege eine Reihe von Irrthümern hingestellt. Staunend fragen wir uns, was unsern jetzt so klaren Blick damals verschleierte, und der Zweifel steigt in uns auf, ob wir die Gegenwart je richtig zu würdigen vermögen. So lange das Leben mit warmem Hauche auf uns einwirkt, wird in unserer Brust das Echo vernehmbar sein, und vergeblich wollen wir dessen Stimme übertönen! Besonnen und dadurch gerecht sind wir nur dann, wenn wir zu richten haben, ohne persönlich betheilig zu sein; die eigene Sache aber kann man nur partiisch verfechten.

Als Frau von Staël am Morgen nach ihrer Rückkehr von Coppet noch unangekleidet in ihrem Zimmer beim

Frühstücke saß, trat Mathieu von Montmorency bei ihr ein. Mit lauter Freude begrüßte sie den ihr so theuren Freund, dem sie mit so warmer Zuneigung anhing. Er war der Held ihrer schönsten Jugendträume gewesen; von solchen Erinnerungen sagt eine Frau sich niemals los.

Sie war glücklich, ihn wieder in seinem Vaterlande, in den gewohnten Verhältnissen und in ihrer Nähe zu wissen. „Sie fehlten meinem Leben, Montmorency!“ sagte sie, ihm ihre schöne Hand reichend, und ihr großes Auge voll und zärtlich auf ihn richtend. „Ist Frankreich auch nicht geworden, was es unsern Wünschen nach werden sollte; so hat es doch viel gewonnen. Große Mißbräuche sind abgestellt, die Menschenrechte sind anerkannt, und das Gesetz ist für Alle da. Das sind Fortschritte auf dem Wege der Humanität, die wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, wenn die Mängel unserer Constitution uns unangenehm berühren.“

„Sprechen wir davon nicht!“ erwiderte Montmorency mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, während ein Schauer ihn durchrieselte. „Ich habe meinen einzigen Bruder auf dem Schaffot endigen sehen; das vergißt sich nicht. — Auf jedem Schritte begleitet mich die Erinnerung an diese Scene, die Straßen von Paris sind in meinen Augen mit Blut gedüngt, ich mag keine Constitution, die mit der Guillotine geschrieben wurde, ich



mag keine Menschenrechte, welche sich durch Mord geltend machten. — Mein vergangenes Leben war ein Irrthum; diesen zu bereuen will ich den Rest meiner Tage aufwenden.“

Vergeblich bemühte sie sich, ihn zur Theilnahme an den politischen Begebenheiten zu bewegen. Sein Auge blieb todt, wenn sie von ihren Hoffnungen, in Bezug darauf sprach; sie entzündete in ihm kein Interesse daran, wie warm sie sich auch verwendete. — Nur wohlthätigen Anstalten sollten seine Kräfte gewidmet sein, nur der Sühne wollte er leben.

Traurig sah sie ihn an. — Das war nicht mehr der jugendliche Held, welcher so schön für Menschenglück zu schwärmen wußte, der seinen Namen, sein Vermögen, sein ganzes Ich dem Wohle Frankreichs ohne Zaudern hingegen! — Wie schnell war dieser schöne Traum geschwunden! — Im besten Mannesalter, kräftig und schön, zeigte er die Resignation eines Greises. Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Wünsche, ist schon das Vorspiel des Nichtseins.

Bewegt wandelte sie einige Male im Zimmer auf und ab, während sie diesen Gedanken Raum gab. Schwere Seufzer entstiegen ihrer Brust. — Es kostet Kampf, von den Gefährten einer Lebensperiode scheiden zu müssen, die in unserer Seele tiefe Wurzeln geschlagen hat. Sie fragte sich, ob auch sie nicht an Hoffnungen ärmer geworden, ob

auch sie nicht zu wünschen aufgehört! — Doch sie wartete die Antwort, vor der ihr bangte, nicht ab. — Aengstlich klammerte sie sich an den Halm, den ihre Hand noch fassen konnte, aus Furcht vor einem Nichts der Existenz, vor einem Leben ohne Zweck.

Ihr blieb nichts zu bereuen, nichts zu beklagen; denn nur die Rolle des Souffleurs war ja ihr Theil gewesen.

Bewegt schieden sie. Jeder fühlte, daß er von jetzt an das nicht mehr in dem Andern lieben könne, was ihm selbst als das höchste galt, daß sie sich gegenseitig schonen, dulden, und die Vergangenheit als Basis für die freundlichen Empfindungen der Gegenwart benutzen mußten.

Sie sah nach der Uhr, als er sich entfernt. Die Stunde war herangekommen, wo sie Benjamin Constant erwartete und er erschien noch immer nicht. Ungeduldig zählte sie die Minuten. Sie bedurfte seiner heute mehr, als je. Der Eindruck, welchen Montmorency in ihrer Seele zurück gelassen, war so lähmend, daß sie sich an seinem frischen, hoffnungsreichen Wesen erholen wollte. Mit ihm konnte sie von einer glänzenden Zukunft träumen; ohne ihn fühlte auch sie die Nachwirkung so vieler Täuschungen.

Er blieb lange über die bestimmte Zeit aus. Als er endlich erschien, stellte sie sich in ihre Lectüre vertieft, und beachtete ihn nicht. Dadurch gereizt, sagte er: — „Sie

bedürfen meiner heute nicht. So will ich wieder gehen. Es thut mir nur leid um die schöne Zeit, die ich auf meinem Wege zu Ihnen verloren.“

Eine heftige Scene war die Folge. Constant beklagte sich über den Zwang, welchen sie ihm auferlege; über ihr Mißtrauen, das von jedem Schritte Rechenschaft fordere. — Sie brach in Thränen aus, und er war, wie immer, besiegt. Doch die harten Worte, mit denen er sie gekränkt, blieben gesagt, er konnte sie nicht zurück nehmen, sie konnte sie nicht vergessen. Das Schlimmste bleibt, wenn eine solche Grenze einmal überschritten ist, daß eine Wiederholung der gemachten Vorwürfe nicht ausbleibt.

Unvorsichtig, wie immer, hatte sie ihre Thüre nicht verschlossen, und inmitten dieser Scene trat nun plötzlich Herr von Staël ein. Verwundert sah er seiner Gattin verweinte Augen, verächtlich den jungen Mann an, welcher ihm beschämt gegenüber stand, und keine Worte zu seiner Entschuldigung finden konnte.

„Da Ihre Unterhaltung Frau von Staël nur wenig Vergnügen zu bereiten scheint, so wäre es wohl am besten, wenn sie unser Haus nicht ferner besuchten,“ sagte er mit höflicher Kälte.

Constant richtete sich nach dieser Anrede stolz auf, ergriff seinen Hut und verließ das Zimmer.

Frau von Staël sandte ihm einen bittenden Blick

nach; doch ohne Erfolg. — In Verzweiflung darüber, ihren Freund auf diese beleidigende Art verwiesen zu sehen, wandte sich ihr Zorn jetzt gegen ihren Gatten.

„Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie berechtigt, sich auf diese Art in meine Privatbeziehungen zu mischen,“ sagte sie stolz. „Ich dachte, daß es meine Sache wäre, Freunde, deren Unterhaltung mir nicht zusagte, abweisen zu lassen; nicht aber die Ihrige mir hierin vorzugreifen. Sie haben Herrn von Rebecque schwer beleidigt und ich verlange von Ihnen, daß Sie deshalb seine Verzeihung einholen.“

„Ein junger Abenteurer, welcher sich als Schmarotzer in mein Haus drängt, steht mir nicht auf dem Fuße gegenüber, meine Worte messen zu dürfen,“ erwiderte Herr von Staël kalt. „Von Ihnen aber, Madame, begehre ich, daß Sie einen Namen vor der Welt unbefleckt erhalten, welchen Ihre Kinder tragen werden. Können Sie als Gattin diese Pflicht nicht üben, so werden Sie doch als Mutter dazu im Stande sein, sich den Gesetzen der Convenienz und der Schicklichkeit zu unterwerfen, welche die Welt einmal aufgestellt hat.“

„Sie machen mir Vorwürfe, welche alles Grundes entbehren,“ sagte sie kalt.

„Ohne weitere Erörterungen über diesen Punkt, ist schon der Augenblick ein hinreichender Beleg für meine

Behauptung. Die Gattin des schwedischen Gesandten empfängt einen ganz unbekanntem Menschen zu jeder ungewohnten Tageszeit, und hat mit ihm die heftigsten Scenen, welche die Diener an den Thüren belauschen können. Das scheint mir hinreichend. Sie haben von jeher Unvorsichtigkeiten, welche der Welt zu reden gaben, für eine Tugend gehalten, und ich ließ manches ungerügt hingehen, weil die politischen Begebenheiten mich zu sehr in Anspruch nahmen; jetzt aber bleibt mir die Muße, Ihre Ehre zu wahren, die auch die meinige ist, so lange Sie meinen Namen tragen.“

„Eine Ehre, die mein Vater mit meinem halben Vermögen bezahlt hat; ich dachte, wir wären damit quitt, mein Herr.“

„Nicht ganz,“ erwiederte er kalt.

„Und was verlangen Sie noch?“

„Daß Sie diesen Constant nicht mehr empfangen.“

„Dann dürste ich wohl, in Bezug auf Ihre Freundinnen, ähnliche Bedingungen stellen?“ fragte sie spöttisch.

„Nein,“ sagte er mit eisiger Ruhe. „Ein Mann hat eine von der Frau verschiedene Stellung in der Welt. — Ich darf der Meinung trotzen, Sie müssen sich ihr unterwerfen.“

„Und wenn ich das nicht will?“

„So tragen Sie die Folgen; denn ich bin der Herr

dieses Hauses, und die Bedienten haben Fäuste, jeden ungerufenen Gast hinaus zu werfen.“

Damit erhob er sich und ging, ohne eine Miene zu verziehen, aus dem Zimmer.

Frau von Staël sank vernichtet zur Erde. Es währte lange, bevor sie die Fassung gewann, ihrer Jungfer schellen und sich ankleiden zu können. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, verließ sie, zu Fuß, ihr Hotel, um nicht dahin zurück zu kehren.

Als Benjamin Constant spät Abends nach Hause kam, sagte man ihm, daß eine Dame auf ihn warte, die sich nicht habe abweisen lassen.

Erschreckt eilte er die Treppe hinauf und in sein Zimmer.

Bei seinem Eintritt erhob sich Frau von Staël und trat ihm mit furchtsamer Miene entgegen.

„Um Gottes willen!“ rief er mit halber Stimme und schloß dabei ängstlich die Thüre, um jeden Lauscher abzuwehren; „um Gottes willen, was führt Sie hierher?“

Sie theilte ihm das Vorgefallene mit.

„Und Ihr Entschluß?“ fragte er ängstlich.

„Ich rechne auf Sie,“ erwiderte sie zaghaft.

„Auf mich!“ rief Constant wie ein Verzweifelter und schlug die Hände vor sein Gesicht; „auf mich!! — Aus Barmherzigkeit, nehmen Sie das Wort zurück. Noch

ist es Zeit, noch steht Ihr Hotel Ihnen geöffnet. Verlieren Sie den Augenblick nicht. Die Minuten sind gezählt. Bedenken Sie Ihre Kinder. Bedenken Sie Ihren alten Vater und welchen ehrenwerthen Namen Sie tragen.“ Er beschwor sie bei allem, was ihr heilig sei, einen so gewagten Schritt nicht zu thun, der sich dann nie zurück nehmen lasse. Sie hörte ihm mit trauriger Miene zu.

„Wenn Sie mich von sich weisen, gut, so finde ich in einem Hotel Aufnahme,“ sagte sie mit einer Miene, die ihn zittern machte. Was er auch versuchte, sie wollte seinen Vorstellungen kein Gehör geben.

„Meine letzte Lebenshoffnung sind Sie,“ wiederholte sie ihm. „Ich soll Sie in meinem Hotel nicht empfangen. Gut denn! So sehe ich Sie an einem andern Orte. Herr von Staël kann mich entbehren; ich aber kann Sie nicht entbehren.“

„Sie können unmöglich in diesem kleinen Logis Ihren Aufenthalt dauernd nehmen wollen!“ warf er ein. „Es bietet Ihnen ja nicht die geringste Bequemlichkeit!“

Sie warf jetzt den ersten Blick auf die Umgebung. Ein Lächeln flog dabei über ihre Züge. „Ich sehe wohl, daß Ihre Räumlichkeit Ihnen nicht gestattet, Ihre Freunde bei sich zu empfangen,“ sagte sie dann.

„Gut also. Sie können und wollen nicht hier verweilen; so kehren Sie jetzt in Ihr Hotel zurück. Ich hole Ihnen einen Wagen. Noch kann es ohne Aufsehen ge-

schehen. Morgen suchen Sie eine Wohnung ihren Verhältnissen entsprechend; sobald Sie dort sind, senden Sie zu mir und ich suche Sie auf."

Er warf sich ihr zu Füßen und bat sie flehend, seinen Wünschen nachzugeben. Sie sah ihn mitleidig an.

"Ich gehe," sagte sie; „aber allein.“ Damit stand sie auf und verließ das Zimmer.

In unbeschreiblicher Angst blieb Constant zurück. Sein Lager blieb unberührt. Kastlos wanderte er auf und ab und sah mit Grauen dem kommenden Morgen entgegen. Nach dem Hotel des schwedischen Gesandten gehen und fragen, ob Frau von Staël dort sei, das wollte er nicht. — Die Schwelle dieser Wohnung konnte er nicht wieder betreten.

Er hoffte immer noch, daß sie einen Entschluß bereuen würde, dessen Folgen für ihren Ruf ihm deutlich vor Augen standen. Der Tag verging ihm unter den wechselnden Gefühlen der Furcht und der Sorge. Schon fing er an, sich zu schmeicheln, die Ursache ihres Schweigens beruhe in der Rückkehr zu ihrem Gatten und ihrem Ausharren bei ihm. Da überbrachte man ihm ein Billet von ihr, worin sie ihn zu sich entbot. — Sie bat ihn, keinen Anstoß daran zu nehmen, daß ihre Adresse unverändert sei; er würde jedoch durch eine andere Thüre zu ihr gelangen, wie bisher, indem sie von dem Hotel, das ihr gehöre, Besitz genommen und Herrn von Staël nur ein



Appartement darin überlassen habe, wo er jetzt gänzlich für sich wohne und sein eigener Herr sei.

Von den seltsamsten Gefühlen bewegt, eilte Constant, ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Er konnte ihr keinen Vorwurf machen. Sein Herz sagte ihm, daß sie ihm Opfer bringe, die er nicht zu vergüten vermöge, und er erkannte dies in ruhigen Augenblicken um so mehr, weil sie eigentlich die größte Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu sein. Welche andere Frau würde es ertragen haben, daß er die Opfer annahm, welche sie ihm brachte, ohne ihr seine Hand zu bieten und sie mit seinem Namen schützend zu vertreten. Er fühlte mit Beschämung, zu welchen Deutungen sein Betragen Anlaß gab.

So wenig auffallend die Trennung von ihrem Gatten auch stattgefunden hatte, so bemächtigte sich doch das Gerücht schnell dieser Veränderung ihrer häuslichen Verhältnisse und schminkte die Ursache dazu mit tausend Erfindungen aus. Ihr Name war bald in jedem Munde, und leider nicht ungestraft.

Sie gehörte der Oeffentlichkeit an und mußte es dulden, die verschiedenartigsten Berichte über sich in die Welt gesandt zu sehen. — Ihr Ehrgeiz litt dabei. Sie hatte ein unermessliches Opfer gebracht, und durfte nicht einmal über die Folgen klagen, vor denen Constant sie so berebt gewarnt. — Sie schwieg also darüber, und ließ sich

mehr noch, als zuvor, den politischen Angelegenheiten, und den Erfolgen ihres Freundes.

Marmontel ward jetzt in den Rath der Alten gewählt und kam daher nach Paris zurück.

Befangen trat sie dem langjährigen Freunde ihres Hauses entgegen. „Zürnen Sie mir nicht!“ redete sie ihn an und Thränen entstürzten ihren Augen. „Ich bedarf es, Jemand zu haben, der mein Leben mit mir theilt, dessen Interessen die meinigen sind. C'est ma nature ainsi. — Ich kann nicht allein einen Weg wandeln. Wollte der Himmel, daß ich es könnte! Aber ich kann es nicht. Ich bin nicht geschaffen wie Andere. Wenn ich ein Glück sehe, und soll es mir versagen, weil die Convenienz und menschliche Satzungen es so wollen, so ist mir das unmöglich. Gott hat mir ein Herz gegeben, das mächtig schlägt. Wo es gebietet, muß ich folgen. Es hat mich zu mancher guten That hingerissen, die ich, mit Vergessen meiner selbst, vollbringen mußte; wenn es nun einmal begehrt, daß ich ihm auch für mich einen Willen thue, so darf ich auch nicht Nein sagen.“

Marmontel drückte sie väterlich an sein Herz. „Ich bedaure Sie; aber ich tadele Sie nicht,“ sagte er. „Wer stark empfindet, wird stets hier und da ein wenig zu weit gehen. Darüber mache er seine Rechnung mit Dem ab, welcher ihm diese Natur gab.“

So überraschend wie Marmontel sich in den Rath der Alten berufen gesehen, so unerwartet sah er ihn auch wieder aufgelöst und sich nach Saint Brice zurück verwiesen, wo er bald darauf starb.

Moreau befehligte die Armee des Rheins, Bonaparte die in Italien und Frau von Staël begleitete die beiden jungen Helden mit aufmerksamen Blicken, auf ihrer glorreichen Bahn. Die freie Presse brachte alle Nachrichten von daher vor das Publikum, es war des Neuen so viel zu erzählen und zu berichten, daß der Tag nicht hinreichte um seinen Anforderungen zu genügen.

Constant war Mitglied des Club Salm geworden, welcher eine Opposition gegen das Directorium bildete. Bald darauf wurde er Secretair dieser Gesellschaft, welche er im Grunde, mit Hülfe von Frau von Staël, beherrschte. Sie wünschte nun, auch Talleyrand einen ihm entsprechenden Posten zu verschaffen, und ihrem gemeinsamen Bemühen gelang es, ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu lassen. Dafür wünschte er, ihn dann Bonaparte zu empfehlen. Dieser jedoch war schon durch seine Reden im Club Salm gegen ihn eingenommen, wo er mit glänzender Beredsamkeit gegen alle Erbrechte auftrat und überhaupt einen Ton anstimmte, welcher dem künftigen Herrscher von Frankreich bedenklich war und seine Dienste ablehnen ließ.

---

## Sechstes Capitel.

### Madame de Montesson,

die heimliche Gemahlin des Herzogs von Orleans, empfing in ihrem Hotel in der Rue Mont Blanc, an der Ecke der Rue de Provence, einen Kreis der bedeutendsten Personen von Paris, zu denen auch Herr von Talleyrand gehörte. — Hier lernte dieser Josephine Beauharnais kennen und hier auch entstand in ihm die Idee zu deren Verheirathung mit dem General en chef der Armée d'Italie.

Frau von Staël hatte lange schon aus der Ferne den Ruhm des jungen Helden bewundert und lebhaft gewünscht, ihn kennen zu lernen. Bei Madame de Montesson wurde ihr diese Gelegenheit geboten.

Talleyrand hatte ihr mitgetheilt, daß sie ihn an einem bestimmten Abend dort treffen würde und sie verfehlte nicht, sich einzufinden. Leicht erregt durch jede neue Bekannt-

schaft, besonders wo, wie hier, ihre Einbildungskraft ihr Spiel treiben und ihr den Helden in den glänzendsten Farben zeigen konnte, sah sie in athemloser Erwartung dem Augenblick entgegen, wo sie sich in die Gesellschaft begeben würde.

Sie hatte ihre Toilette besonders einfach gewählt, weil man ihr gesagt, daß der junge General den Schmuck nicht liebe. Sie trug ein Kleid von weißem Atlas mit schönen Spitzen garnirt, Brust und Arme entblößt und durch das kurz gelockte Haar eine Binde von rothem Sammet, mit echten Perlen umwunden.

„Wie schön geschmückt!“ sagte Talleyrand, sie bewundernd betrachtend. „Wenn ich mir nur schmeicheln dürfte, daß es für mich geschehen!“

„Sie wünschen das nicht, Talleyrand. Sie würden durch eine solche Aufmerksamkeit nur in Verlegenheit gerathen. Ihr Herz ist viel zu groß, als daß es sich zum Geschenke an eine Dame eignete.“

„Sagen Sie, daß es der liebenswürdigen Frauen zu viele giebt, um nur die Einzigen zu bewundern,“ versetzte er, mit artigem Lächeln gegen den Kreis.

„Gesezt, wir wären auf der See, und sollten Schiffbruch leiden; wem würden Sie im Augenblicke der Gefahr die Hand zur Rettung bieten?“

„Nicht Ihnen, car vous nagez si bien, Madame.“

Eine Antwort der Art-bezauberte Frau von Staël. Diese Gewandtheit, sich aus jeder Verlegenheit zu ziehen, und zwar mit Vortheil, bewunderte sie um so mehr, weil sie ihr selbst abging. Alle Personen, welche viel und gut sprechen, und sich selbst gern hören, entbehren diese Feinheit der Erwiederung.

„Sie sind unwiderstehlich, sobald Sie es sein wollen,“ sagte sie und nahm seinen Arm, um in dem nicht großen Gemache auf und ab zu gehen, bis der Erwartete erscheine. Es war lange nach Mitternacht, als er eintrat. Aufmerksam folgte ihm Frau von Staël mit dem Auge, während er die Wirthin begrüßte. Sie hatte ein ganz anderes Bild von dem Helden in ihrer Seele getragen und mußte sich erst von ihrer Ueberraschung erholen, ehe sie ihm mit Fassung entgegen treten konnte. — Sie hatte ihn sich weniger klein vorgestellt. Sein etwas verlegenes, unbeholfenes Wesen nahm sich in einem Salon schlecht aus. — Er ließ sich der höflichen Anrede der Wirthin mit einer Miene der Ueberlegenheit, die ihr mißfiel. — Auf dem Schlachtfelde nur war er an seinem Plage.

Viele Personen drängten sich bereits um ihn. Talleyrand verließ den Arm von Frau von Staël und sich Bonaparte nahend, flüsterte er ihm zu, die Tochter Meder's wünsche ihn kennen zu lernen.

„Je n'aime pas les femmes qui se mêlent de politique,“ sagte er kurz.

„In einem Lande, wo man ihnen die Köpfe abschlägt, möchten sie doch auch gern wissen, warum es geschieht,“ erwiderte Tallehrand lächelnd.

Bonaparte ließ sich darauf zu ihr führen.

Frau von Staël hatte seine Worte überhört. Statt seiner Bewunderung, begegnete sie seinem Vorurtheile. — Das verstimmte sie.

Er redete sie damit an, wie leid es ihm gethan, ihren Vater auf seiner Reise nicht kennen gelernt zu haben, obwohl er ihn in Coppet aufgesucht. Herr Necker sei verreist gewesen.

Sie antwortete ihm ohne Geistesgegenwart. Alles, was sie ihm hatte sagen wollen, war aus ihrem Gedächtniß entschwunden, so wie sie erfuhr, daß er sie nie bewundern, nie lieben würde. Eine tiefe Traurigkeit senkte sich damit auf ihre Seele. — Sie konnte sich nicht anders geben als sie war, und wenn er ihrem Geiste nicht huldigen, der begabten Frau die ihr gebührende Anerkennung nicht zollen wollte, so fühlte sie wohl, daß seine Nähe sie nur kränken, sie sich gegenseitig nur abstoßen würden.

So war sie denn in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft innerlich mit sich einig über die unter ihnen mögliche Beziehung, und bekämpfte nun, mit Hülfe von Benjamin

Constant, alle seine Fortschritte auf dem Wege zu einer Macht, welche das Gebäude ihrer Hoffnungen völlig zertrümmern sollte.

Sie mußte es erleben, daß aus dem Worte Citoyen, das ihr immer noch der Ausdruck der anerkannten Rechte des Menschen blieb, die demüthigende Benennung von Unterthanen wurde; sie mußte es erfahren, daß trotz aller donnernden Reden ihres Schüglings, das Erbrecht wieder eintrat, welches die Verdienste des Vaters dem Sohne zukommen läßt; sie mußte von Stufe zu Stufe den Weg zu dem alten Régime mitmachen und für alle Opfer und Anstrengungen, diesen Maßregeln entgegen zu arbeiten, nur Unbill und endlich gar Verbannung erfahren, Verbannung aus einem Orte, der für sie die einzigen Elemente zum Leben enthielt. Entfernt von Paris vegetirte sie nur und ihre Thränen folgten dem langsamen Verlaufe von Tagen, die das tiefste Ennui verzehrte.

Frau von Staël begegnete Bonaparte jetzt öfter in Gesellschaft, während er seine Expedition nach Aegypten vorbereitete, doch suchte sie seine Nähe nicht mehr. Sie fürchtete ihn bereits. Die kurze Art von Fragen, mit welchen er seine Unterhaltung würzte, stieß sie ab. Sie nannte es eine Vocation naturelle pour l'état de Prince und einen Verstoß gegen die gute Sitte, von dem Andern über seine Verhältnisse eine Auskunft zu fordern, die er nicht freiwillig geboten.



Sind Sie verheirathet? Wie viel Kinder haben Sie? Wann sind Sie angekommen? Wann reisen Sie ab? — Wer hatte ein Recht; auf diese Art mit einem Bürger der Republik zu reden?

Sie warf es Talleyrand vor, daß er ihn nicht aufmerksam auf solche Ungeschicklichkeiten mache; doch, wie immer, wenn er nicht antworten wollte, entging er ihr mit einer feinen Wendung.

Die Welt hatte aufgehört davon zu reden, daß Herr von Staël nicht mehr in den Gemächern seiner Frau erschien, und Benjamin Constant hatte es überwunden, Vorwürfen und Anspielungen zu begegnen, welche ihn auf die Folter spannten. — Am meisten wurde wohl Mecker durch diese Vorgänge betrübt, welche seinen bürgerlichen Ideen von Respectabilität so gänzlich entgegen waren. Indessen, der einmal gethane Schritt ließ sich nicht wieder zurück nehmen und so bemühte er sich denn, seine Tochter zu beruhigen und sie mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden zu stimmen.

Da die Schweiz mit einer Invasion bedroht wurde, so verließ Frau von Staël im Monat Januar 1798 Paris, um zu ihrem Vater nach Coppet zu eilen. Mecker stand noch auf der Liste der Emigrirten und Todesstrafe bedrohte einen Emigrirten, welcher in einem von französischen Truppen besetzten Lande angetroffen wurde.

Sie versuchte Neker zu bereben, seinen Aufenthalt zu verlassen, doch schlug er ihre Bitte ab.

„In meinem Alter,“ sagte er, „muß man nicht in der Welt umherirren.“

Er wollte sich nicht von dem Grabe seiner Gattin trennen. Wie sie ihn während ihres Lebens nie verlassen, so wollte er ihr auch im Tode nahe bleiben.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, als die Nachricht einlief, die Franzosen nähten. Frau von Staël trat mit ihrem Vater auf den Balcon des Schlosses hinaus, von wo sie die lange Alee übersehen, und harrete ihrer Ankunft. Die Luft war so rein, der Himmel so blau, das Wasser des Sees so hell, daß sich die hohen Häupter der Alpen darin spiegelten. Aus der Ferne tönte der Schlag der Trommeln zu ihnen herüber, und füllte Frau von Staël mit Sorge für das Leben ihres Vaters.

In dem Momente, als die französischen Truppen die Grenze überschritten, bemerkte sie, daß ein Offizier sich aus den Reihen entfernte und auf das Schloß zuritt. Zitternd erwartete sie seine Ankunft.

Das Directorium hatte ihn beauftragt, Herrn Neker zu sagen, daß ihm eine Sauegarde bewilligt sei. Es war der spätere Marschall Suchet, welcher diese Nachricht überbrachte, und sich dabei auf das Freundlichste und Verbindlichste äußerte.

Frau von Staël war nun beruhigt über ihres Vaters Schicksal, doch folgte sie sorgend den Vorgängen in der Schweiz. Die erste Schlacht sollte bald darauf statt finden. Obgleich Coppet dreißig Meilen von Bern entfernt liegt, so trug das Echo der fernen Berge den Donner der Kanonen zu ihnen herüber, und erfüllte sie mit Entsetzen. Kaum wagte sie zu athmen, so lange es anhielt und mehr noch als sie litt Mecker bei einem Kampfe, den Frankreich, das Land seiner Wahl, gegen sein kleines Vaterland führte. Die Franzosen konnten die schweizer Truppen zurück werfen, aber die Schweiz nicht bestiegen, denn der Wille eines gesammten Volkes, wie klein es auch sei, macht es unüberwindlich.

An dem berühmten 18. Brumaire kehrte sie nach Paris zurück. Während sie auf der letzten Station die Pferde wechselte, erzählte man ihr, Barras sei so eben, von Gensd'armen geführt, nach seinem Landhause zu Grosbois vorbei passirt. Auf dem ganzen Wege hörte sie nicht mehr die Nationalversammlung nennen, sondern nur den Namen Bonaparte.

Kaum in ihrem Hotel abgestiegen, trat Benjamin Constant bei ihr ein.

„Unsere Sache ist verloren!“ sagte er und setzte sich mit niedergeschlagener Miene ihr gegenüber. „Dieser Corse lenkt Alles nach seinem Wunsch und Willen.“

„De ce petit homme reden Sie mir, im Augenblicke des Wiedersehens?“ fragte sie gekränkt.

„Ich weiß, daß Sie Ihr Vaterland mehr lieben als sich und mich,“ erwiderte er verlegen.

„Doch würde es mich nicht beleidigt haben, wenn Sie Frankreich einen Augenblick um meinetwillen vergessen hätten,“ erwiderte sie vorwurfsvoll.

Nachdem er sie beruhigt, bat sie ihn endlich selbst um Mittheilung alles Vorgefallenen und beklagte jetzt fast, so lange in Coppet geblieben zu sein, in der Meinung, daß ihre Gegenwart manches habe ändern können.

„Wir werden uns der Macht beugen müssen,“ sagte er, „oder das Schicksal von Barras theilen.“

Ein Schauer durchrieselte Frau von Staël bei dem Gedanken. Das Phantome von Ennui, welches sie stets verfolgte, stieg in furchtbarer Größe vor ihr auf. Dennoch fühlte sie, daß sie der Sache der Menschheit nicht ungetreu werden könne, nicht ungetreu werden dürfe, daß sie mit ihrem letzten Athemzuge das Droit de l'homme vertheidigen müsse. — In diesem Sinne sprach sie sich auch jetzt gegen Constant aus, und die hohe, schöne Begeisterung, welche sie dabei durchglühte, wehte ihn aufs Neue mit jenem warmen Hauche an, der ihn immer wieder an sie fesselte, er mochte diesem Reize zu widerstehen versuchen, wie er wollte. — Mit seinem Herzen gehörte er Fräulein von

Hardenberg; mit seinem Geiste liebte und bewunderte er Frau von Staël. — Wie bezaubernd sie war, schildert uns in dieser Zeit R. G. von Brinkman an Caroline von Wolzogen.

Paris, 7. October 1798.

„Nur eine Französin habe ich kennen gelernt, vor der ich mich ehrfurchtsvoll in den Staub beuge, aber diese Eine gehört unstreitig ihrem Jahrhundert eigenthümlicher an, als ihrer Nation. Brauche ich Ihnen wohl noch die Frau von Staël zu nennen? Sie wissen, wie groß mein Enthusiasmus schon für die Schriftstellerin war, als Mensch ist sie mir eine noch feltnerere Erscheinung und als Französin völlig unerklärbar. Das Nationalgepräge schöner Formen, das die unbedeutendsten Weiber dieses Volks oft so angenehm zu charakterisiren pflegt, möchte ich der Staël in ihrem ganzen Thun und Wesen, in ihrer äußern Existenz überhaupt fast gänzlich absprechen. Und wo ihr Geist dieses Gepräge französischer Eigenthümlichkeit am unverkennbarsten an sich trägt, zeigt er uns auch vielleicht einen weniger treuen Abdruck ihres innern Selbst. Sie ist so wenig schön, daß man diesen Ausdruck schon schmeichelhaft nennen möchte; aber ihre Seele beherrscht alle Züge ihres Gesichtes mit einer solchen Lebendigkeit des Ausdruckes und aus ihren großen Augen glüht ein so geistreiches Feuer, daß man den feinigern kaum mehr traut,

wenn man sie noch so aufmerksam betrachtet und wenn man ihr eben so aufmerksam zuhört, ist an keine Unparteilichkeit mehr zu denken:

Ihre Unterhaltung kommt unleugbar dem Ideal sehr nahe und die Leichtigkeit und Gewandtheit ihrer Gedankenverbindung wie ihrer Organe ist dabei unübertrefflich. Ihr Gespräch ist immer inhaltreich und doch nie vorbereitet.

„Blitze des Genies bei den tiefsinnigsten Gegenständen, Wetterleuchten eines anmuthigen Witzes, um jeden augenblicklichen Einfall zu benutzen, eine so reine und so helle Beredsamkeit, daß die vielfachen Kenntnisse nur durchschimmern, nie absichtlich beleuchtet scheinen und endlich ein unerschöpflicher Vorrath von Ideen, die auf die glücklichste Weise ihrem Genius bei dem ersten Wink zu Gebote stehen — geben ihr bei Wettkämpfen dieser Art eine Ueberlegenheit, welche selbst die gelibtesten Sprecher unter den Franzosen ihr nicht streitig machen werden. Bewundert von Seiten ihres Verstandes und ihrer Talente muß sie allgemein werden, aber was Jeder, der selbst mehr als Kultur hat, schon aus ihren Schriften ahnt, daß nur tiefere Bedürfnisse des Herzens ihrem Geiste eine so edle Schnellkraft ertheilen — darüber läßt ihr Umgang dem aufmerksamen Beobachter keinen Zweifel mehr übrig. —

„Während die Liebe in allen ihren seligen Umwand-

lungen das zartfühlende Weib veredelt und beglückt, ward ihr emporstrebender Genius von dem Sturmwinde der Revolution ergriffen und von diesem Augenblicke an lassen sich alle ihre Handlungen kaum mehr als der reine Abdruck ihres ursprünglichen Charakters ansehen.“

So wie nun die Macht Bonaparte's mit jedem Tage mehr Raum gewann, so wie seine Thaten die Einbildungskraft mehr und mehr gefangen nahmen und das Urtheil bestachen, um so heftiger ereiferte sich die Opposition, eine Gegenrevolution herauf zu beschwören und die Gefahren zu schildern, welche die Sache der Freiheit lief.

Das Organ dieser Partei war Benjamin Constant, der Geist, welcher aus seinen Reden sprach, war der der Frau von Staël. Er gab eine Geschichte der Revolution von 1660 heraus, deren Tendenz großen Anstoß erregte. Außerdem bereitete er eine Rede vor, welche die Morgenröthe des neuen Despotismus schildern sollte. Dieser Gegenstand war ganz dem Sinne seiner Freundin entsprechend und obwohl sie die daraus entspringende Gefahr für sich ahnte, so wollte sie doch um keinen Preis des schönen Triumphes ihres Schütlings aus dieser Rücksicht verlustig gehen.

Sie war seit längerer Zeit schon mit Joseph und Lucian Bonaparte bekannt geworden. Der Erstere war ihr sogar innig befreundet. Er theilte das Vorurtheil seines Bru-

ders gegen geistreiche Frauen nicht, ihre Ansichten von der Freiheit, von den Rechten der Menschen, stritten nicht mit den seinigen und beeinträchtigten nicht seine Lebenspläne, er gab sich daher gern dem Reize ihrer Unterhaltung hin und brachte die angenehmsten Stunden in ihrem Hause zu.

Der Tag, an welchem Benjamin Constant seine Rede halten sollte, rückte indessen näher. Am Vorabend hatte Frau von Staël einen Kreis von Freunden um sich versammelt, von denen die meisten, müde der politischen Unruhen und der Verfolgung, gern zufrieden waren, wenn die Regierung sie unbeeinträchtigt ließ, mochte sie auch walten wie sie wollte. Heiter, geistvoll, angenehm unterhielt man sich, angeregt von einer Wirthin, welcher es so leicht ward, den zündenden Funken sprühen zu lassen.

Sinnend betrachtete Constant die Gesellschaft. Gedankenvoll ruhte sein Auge auf seiner Freundin, welche so lebhaft unterhielt und so befriedigt ausah, wie er sie lange nicht gesehen.

Plötzlich erhob er sich, nahte sich ihr und flüsterte in ihr Ohr: „Sehen Sie diesen Kreis ausgezeichneter Personen, welche Ihren Salon schmücken, wenn ich morgen die Rede halte, verlassen sie Sie Alle; bedenken Sie das.“

„Man muß seiner Ueberzeugung folgen,“ sagte sie, voll Eifer für die gute Sache, der sie zu dienen glaubte. Einem ungewissen Erfolge wollte sie die eigene Existenz



opfern; doch nur, weil sie die Folgen dieses Schrittes nicht richtig erwog. — Allein gegen den Strom zu schwimmen vermag Niemand, ohne der Märtyrer seiner Sache zu werden.

Sie warf Bonaparte den Fehdehandschuh hin und er nahm ihn auf.

Benjamin Constant hielt seine Rede.

Frau von Staël hatte an dem Tage eine kleine Mittagsgesellschaft geladen. Als die fünfte Stunde schlug, kam ein Billet mit der Entschuldigung eines Gastes, bald folgte ein zweites, und endlich blieb ihr Niemand übrig, ihr Mahl mit ihr zu theilen, als Constant selbst.

Schweigend saßen sie einander gegenüber. So sehr sie sich bemühte, so schwer fiel es ihr, die Verstimmung zu verbergen und der in ihr aufsteigenden Sorge keine Worte zu leihen. Sie fühlte, daß sie nicht berechtigt sei, den Andern empfinden zu lassen, was sie litt.

Joseph Bonaparte wurde von seinem Bruder mit Vorwürfen überhäuft, daß er das Haus einer Frau besuche, die solche Gesinnungen hege. Seitdem wagte er es nicht mehr, bei ihr zu erscheinen und sein Beispiel war das allgemeine Wahrzeichen. Selbst jene Personen, welche ihre Gesinnungen bis dahin getheilt hatten, sprachen nun laut ihren Tadel gegen sie aus und mißbilligten, was sie einst gut genannt. Man zürnte ihr, die Ursache zu sein, daß

Talleyrand zum Minister erhoben worden, während man zugleich das Haus dieses Ministers eifrig besuchte und seinen Handlungen Beifall zollte.

Diese Inconsequenz that Frau von Staël weh. Zum ersten Male lernte sie jetzt ein Gefühl der Bitterkeit kennen, das ihr bis dahin fremd gewesen. Nicht das Schicksal, sondern die Ungerechtigkeit der Menschen rief es hervor.

Bei ihrem großen Bedürfnis, sich auszusprechen, wurde es ihr unendlich schwer, die sie bestürmenden Gefühle zurück zu halten, und die Folge dieser Anstrengung war, daß ihr Zusammensein mit Benjamin Constant höchst peinlich wurde. Beide waren verstimmt, und klagten sich gegenseitig als die Ursache ihres Unglücks an, ohne es gestehen zu wollen.

Der Polizeiminister Fouché ließ Frau von Staël ersuchen, vor ihm zu erscheinen, und theilte ihr mit: daß der erste Consul ihr die Rede Benjamin Constant's zuschreibe. Beweise lagen nicht vor; allgemeine Betrachtungen über die Freiheit und die Rechte der Völker, ohne alle persönlichen Anspielungen, waren kein Verbrechen.

Sie erwiederte dies und die Richtigkeit dieses Einwandes erkennend, rieth ihr Fouché, Paris auf kurze Zeit zu verlassen, damit die Sache in Vergessenheit gerathe.

Niedergeschlagen kehrte sie in ihre Wohnung zurück. So war sie denn verbannt, verbannt von einem Orte, den

sie so sehr liebte, verbannt aus eigenem Willen. Verlassen von ihren Freunden, von der Gesellschaft eine Ausgestoßene, konnte sie das Schmerzlichste dieser Lage nur dadurch bewältigen, daß sie den Schauplatz floh, wo man sie so beleidigte.

Traurig wanderte sie in ihren Gemächern auf und ab. Sie brauchte ihre Thüre nicht zu verschließen. Sie war ohnehin allein. — Niemand suchte sie mehr, kein Gast wünschte länger einen Platz an ihrem Tische.

Sie meinte ihrer Ueberzeugung gefolgt zu sein und doch fühlte sie nicht jene Seelenruhe, welche das Bewußtsein giebt, unsern Grundsätzen Alles geopfert zu haben. Die Ursache davon wollte sie nicht erforschen, denn eine leise, leise Stimme flüsterte ihr sehr wahrscheinlich zu, daß nicht die Sache allein ihr diesmal so sehr am Herzen gelegen, als vielmehr deren Träger und daß der Haß gegen die Tyrannei durch die Person des ersten Consuls für sie vertreten war.

Langsam schlichen ihr die Stunden. — Sie wollte einen Entschluß fassen und sie konnte es nicht. Sie erwartete Constant, um ihn zu Rathe zu ziehen. Unruhig blickte sie nach der Uhr. Schon war die Stunde da, wo sie ihn erwartete und noch immer zeigte er sich nicht. Was hielt ihn heute so lange zurück? Wollte auch er sie fliehen, weil die Uebrigen sie verließen?

Da hörte sie im Vorzimmer einen männlichen Tritt. Sie horchte, es war nicht der des Erwarteten.

Mathieu von Montmorency trat ein.

„Ich höre, daß Ihnen Unangenehmes widerfahren, in Folge jener Rede von Benjamin Constant,“ sagte er, „und möchte wissen, wie es Ihnen geht.“

„Also Sie fürchten nicht, die von Allen Gemiedene aufzusuchen!“ rief sie unter hervorstürzenden Thränen und schon erleichtert durch die Theilnahme dieses treuen Freundes, berichtete sie ihm das Vorgefallene.

Er hörte sie ruhig zu Ende.

Obgleich er ihre Ansichten nicht mehr theilte, ihr Verfahren nicht billigte, so konnte er darum nicht minder auf ihre Empfindungen eingehen und sie beklagen. Er hatte ihr seine Hand nicht bieten dürfen. Hätte er es gekonnt, wie ganz anders würde sich ihr Schicksal gestaltet haben! — Weil er sich dessen bewußt war, so fand er nie ein Wort des Tadel's für sie und die ihr einst gelobte treue Freundschaft verleugnete er bis zu seinem letzten Lebenshauche nie.

Er versuchte jetzt, sie zu beruhigen und ihr das Vorübergehende dieser Ungnade des ersten Consuls augenscheinlich zu machen. „Begleiten Sie mich auf einige Wochen

auf mein Landgut," sagte er; „indessen wird der Sturm sich legen und Sie kehren mit frischem Muth nach Paris zurück.“

Sie sah ihn gerührt an. Mit einem solchen Freunde war das Leben immer noch schön. Seine Nähe schon würde ihr Trost bieten, der Gedanke, nicht ganz verlassen zu sein, sie aufrichten. Sie nahm seinen Vorschlag an.

Als er sich wieder entfernt hatte, trat endlich auch Constant ein. Er war in sehr gereizter Stimmung. Daß man eine Frau für seine Handlungen verantwortlich machte, verdroß ihn, daß man sie für gefährlich hielt und ihn, als wäre er bei der ganzen Sache unbetheiligt, überging, kränkte seine Eitelkeit. Er sprach sich hart darüber aus, ohne zu überlegen, daß er Gift in eine offene Wunde träufelte.

Leichenblaß und athemlos wanderte Frau von Staël mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während er sich auf diese Weise rücksichtslos aussprach. Endlich hielt sie ihre Schritte an und blieb vor ihm stehen. — Sie maß ihn mit funkelnden Blicken. Dann schilderte sie ihm in einem Strom von Worten die Grausamkeit seines Benehmens, einer Frau, die ohnehin schon unglücklich sei, noch durch harte Worte zu kränken, eine Frau, die ihm ihr ganzes Leben widme, die ihm jedes Opfer bringe, das seinem Glücke förderlich sei, mit solchem Undanke zu lohnen.

In ihrem Zorne warf sie ihm zum ersten Mal die Halbheit seines Betragens vor, schilderte ihn in seiner Unschlüssigkeit, in seiner Schwäche, hielt es ihm vor, daß sie um seinetwillen mit ihrem Gatten gebrochen und ihrem Rufe einen Makel gegeben, während es in seiner Macht gestanden, ihre Ehre unangetastet zu lassen.

Der Wahrheit dieser Anklage vermochte er nichts entgegen zu setzen und wie immer, wenn man das Unrecht fühlt, vertheidigte er sich durch neue Anklagen, die sie empfört zurück wies, weil sie unbegründet waren. Der Zorn steigerte sich von beiden Seiten. — Immer harter wurde ihr Kampf, immer stärker die Ausdrücke, welche ihrem Hasse genügen sollten; es war diesmal an keine Besänftigung, keine Ausgleichung zu denken. Stunde um Stunde verging in dem nutzlosen Streite, und endlich des Wortgefechtes müde, lief Benjamin Constant aus dem Zimmer und stürzte wild in die Straße hinaus. — Frau von Staël blieb ohnmächtig zurück.

Skaum in seiner Wohnung angelangt und mit sich allein, so kam ihm die Reue. Er konnte keiner Frau weh thun. Er begriff sein Betragen nicht. Er suchte nach Gründen, um es vor sich selbst zu rechtfertigen. Langsam verstrichen ihm unter solchem Bemühen die Stunden der Nacht. — In aller Frühe war er auf und auf dem Wege zu ihr. — In ihrem Hotel war noch Alles verschlossen. —

Ein Spaziergang durch die Straßen sollte ihn erfrischen und ihm den Muth geben, vor ihr zu erscheinen. Nach einer Stunde einsamer Wanderung erschien er wieder vor ihrer Thüre.

Der Portier sah ihn überrascht an. — „Madame est partie,“ sagte er, verwundert daß Constant nichts davon wußte. — „Abgereist!“ wiederholte dieser und legte die Hand an die Stirn, als müsse er sich sammeln, das Wort zu verstehen.



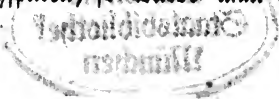
## Siebentes Capitel.

Paris im Jahre 1800.

Die civilisirte Welt begrüßte das neue Jahrhundert mit regen Erwartungen. — Man stand mit seinem Beginn einem Wendepunkte der Geschichte gegenüber und strebte nie zuvor gekannten Zielen nach.

Die geistige Entwicklung der Völker Europas hatte in den letzten fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht. Die deutsche Philosophie durchdrang die Gemüther mit der Idee einer Perfectibilität des Menschengeschlechtes, und verlieh damit den Seelenfähigkeiten einen neuen Sporn. Das Wort Perfectibilität, bis dahin ungebraucht, wurde erst jetzt, um die Sache zu bezeichnen, der Sprache zugegeben.

Wollte man den auf diese Art neu erfundenen Worten nachspüren, so würde man eine Uebersicht der Cultur-





geschichte gewinnen, die zu verfolgen nicht uninteressant wäre.

Frankreich hatte seine politischen Träume ausgeträumt. Der Freiheitswindel hatte sich gelegt, Ruhe und Mäßigung traten an dessen Stelle und der mit Blut gedüngte Boden trieb neue Keiser. Eine Sehnsucht nach Genuß erwachte in allen Gemüthern. Die Künste und Wissenschaften erhoben sich aus ihrem Schlummer, und die Literatur begann neue Blüthen zu treiben.

Göthe hatte seinen Werther geschrieben. Alle Journale von Paris erwiesen sich unerschöpflich in Lobeserhebungen über dies eigenthümliche Geistesproduct, und das Interesse an deutschen Zuständen wurde rege. Die Leiden des jungen Werther rührten und begeisterten das junge Frankreich, und verleiteten manchen unglücklichen Jüngling, ähnliches Mißgeschick zu suchen und wirkliches oder eingebildetes Leid zu seinem Lebensschicksale zu machen.

Schiller's Räuber waren über die Bühne gegangen, das Ueberschwängliche in Tugend wie in Laster, im Guten wie im Bösen wurde damit Mode; — der Enthusiasmus berechnete nicht die Consequenzen, man erbauete sich an schönen Worten, Wallenstein wurde bereits in Berlin für die Bühne einstudirt.

Friedrich von Gentz gab seinen Bericht über die Finanzen Englands heraus, und das Journal von Paris vom Jahre

Ein was unerschöpflich in Besprechungen über dies für Frankreich so merkwürdige als interessante.

Frau von Staël hatte in der Einsamkeit von Coppet diesem Erwachen der Bolles-lettres mit regem Interesse zugehört. Sie machten ihr eigentliches Lebenselement aus, sie war unter ihrem Einflusse aufgewachsen, ihre Kindheit hatte sich von ihren Blüthen genährt, sie konnte daher das Langgewohnte nicht gut mehr entbehren, und fand das Dasein arm ohne diesen geistigen Duft.

Grobe Erfahrungen hatten ihren Muth gebeugt, ihr Herz gedrückt, und in ihrer traurigen Stimmung fand sie nur Trost und Erheiterung in ihrer Beschäftigung mit der Literatur. Sie schrieb und las viel. Mit dem neuen Jahre wollte sie die Frucht ihres Fleißes dem Drucke übergeben und legte darum jetzt noch die letzte Feile an ihr Werk; denn der Styl, das hatte sie von den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts gelernt, vermag allein einem Buche wahren und dauernden Werth zu verleihen.

Sie hatte sich ein ernstes Thema gewählt. Sie behandelte den Fortschritt des Menschengeschlechtes auf geistigem Gebiete, nachgewiesen durch die Producte der Literatur, und sie folgerte daraus die von dem Schöpfer beabsichtigte Vollkommenheit, als Ziel und Streben für Alle; sie erörterte damit die Frage der Perfectibilität.

Mit ernstem Muth hatte sie sich dieser Aufgabe ge-

widmet, um sich dadurch innerlich zu erheben und von ihrem Mißmuthe zu heilen. — Seit die Gesellschaft von Paris sie so schändöde verlassen, hatte sich eine Art Bitterkeit ihrer bemächtigt, welche ihr selbst weh that; denn sie konnte ihrer Natur nach nur Wohlwollen empfinden und die Liebe der Menschen zu gewinnen suchen, und diese Liebe, — was war sie, wie hatte sie sich bewährt — so fragte sie sich jetzt. — Wie hatte man sie gesucht, mit welchen Schmeichelworten sie begrüßt, mit welchen Lobeserhebungen ihr Talent gerühmt, um sie, auf einen Wink vom ersten Consul zu verlassen, und ihr vorbei zu gehen, als habe man sie nie gekannt.

Freundschaft und Liebe waren demnach bloße Namen nur; denn was man wirklich schätzte und bewunderte, konnte man unmöglich so leichten Kaufes opfern; die Schwäche solcher Treulosigkeit ohne Scham vor der Welt zur Schau zu tragen, blieb ihr ein Räthsel.

Die Erfahrungen ihres Vaters, in Bezug auf den Unbestand der öffentlichen Meinung und der Volksgunst, hatten ihr nicht zur Lehre gedient; — denn Jeder will nur dem vertrauen, was er selbst erlebt hat. Wir werden nur weiser durch das, was wir in uns selbst überwunden und nicht durch die Erlebnisse Anderer.

Mathieu von Montmorency versuchte es, in diesen Tagen herber Prüfung, ihren Sinn durch die Religion

milder zu stimmen. — Sie sollte den Finger Gottes in Allem erkennen, und sich in Demuth ihm beugen; sie sollte einsehen, wie unwichtig es sei, von den Menschen geschätzt zu werden, sobald man nur seiner Liebe gewiß sei. — Sie hörte seine Worte; sie lächelte ihm dankbar zu, wenn er sich bemühte ihr den Weg zu zeigen, auf dem er selbst den Frieden gefunden; aber sie beherzigte nicht, was er zu ihr sprach. Das Leben pochte noch zu heftig an ihre Pforten, als daß sie den Segen der Resignation zu begreifen vermocht hätte. Sie konnte sich nicht entschließen, das Leid als eine segensvolle Prüfung hinzunehmen; sie wollte glücklich sein, und zwar durch die Bedingungen, welche in ihr dazu lagen, und nannte es Absicht der Schöpfung, daß es der Mensch sei.

Der Aufenthalt in Coppet, das Zusammenleben mit ihrem Vater, die Freude an ihren Kindern, brachten ihr keine innere Ruhe. Wie ein bleiches Gespenst verfolgte sie der Gedanke an die erlittene Demüthigung, und jeder neue Morgen entriß ihr neue Klagen des Unmuthes, benetzte ihr Auge mit neuen Thränen, welche ihr gekränktes Herz sie vergießen ließ. — Sie konnte sich nicht finden in den Gedanken, daß man sie ausgestoßen, daß man sie verlassen habe. Sie fragte sich wieder und wieder, ob es denn auch wahr sei, ob nicht ein unglücklicher Traum sie

täusche, und rang, bei jedem innern Ja, die Hände wie eine Verzweifelnde.

Kastlos verfolgte sie der Gedanke daran. Wo sie auch weilte, verließ er sie nicht und ein inneres Muth gebot ihr, ihre Stellung in der Gesellschaft wieder zu erobern. Necker sah mit Betrübniß diese traurige Stimmung seiner Tochter, und sann vergeblich auf Rath zur Abhülfe. Was ließ sich dabei thun, was konnte er ändern?

Benjamin Constant hatte die Trennung von ihr nicht lange ertragen. Schwach, wie immer, eilte er ihr nach. Sie empfing ihn kalt. — Seine Worte der Reue, seine Betherungen, die sein Bewußtsein Lügen strafte, führten sie irre und sie verzieh ihm; denn was das Herz wünscht, das glaubt es, ach! so gern!

Sie fühlte sich überdem so allein, so vereinsamt, sie bedurfte es so sehr, Jemand in ihrer nächsten Nähe zu haben, auf den sie einwirken konnte, der gewissermaßen das Instrument ihrer Zukunftsträume wurde, mit dem sie träumen, hoffen, wünschen konnte. So nahm sie ihn denn gern wieder auf.

Sein Amt als Secretair beim constitutionellen Club gestattete ihm freilich keine lange Entfernung; er hatte seine politische Laufbahn dort begonnen, war als Redner mit Glück aufgetreten, und durfte nun seine Stellung nicht verscherzen. Er schlug ihr daher vor, mit ihm zurück zu

kehren. Ihre Stellung in der Gesellschaft ließ sich auf eine sehr einfache Weise wieder gewinnen, es bedurfte dazu nur einer Ausöhnung mit Herrn von Staël, und die Gemahlin des schwedischen Gesandten stand unverzüglich im Mittelpunkte der ersten Gesellschaft. Diese Ausöhnung war so leicht bewerkstelligt:

Es war in Paris bekannt, daß Herr von Staël von Gläubigern belästigt wurde und sich häufig in großer Geldverlegenheit befand. Früher durfte er auf den reichen Schwiegervater Rechnung machen und durch dessen Namen die lästigen Mahner beschwichtigen; seit er aber von seiner Gattin getrennt lebte, stellte sich ein anderes Verhältniß ein. — Niemand vertraute ihm jetzt mehr und die Folge war, daß er den Glanz und die Annehmlichkeit seines Hauses schwinden sah und den gewohnten Luxus entbehren mußte. Diese Lage empfand er drückend und es ließ sich daher mit Recht vermuthen, daß er die ihm gebotene Hand zur Versöhnung mit Vergnügen annehmen würde. Warum aber sollte Frau von Staël sie ihm nicht bieten, da ihr persönlicher Vortheil es heischte, und sie durch ihre Entfernung von Paris so unendlich viel entbehrte, worauf sie Werth legte. Warum also nicht den kleinen Preis eines ersten Wortes für einen so großen Gewinn zahlen? Warum nicht so leichten Kaufes die bedeutende Position in der Pariser Welt wieder gewinnen?

Benjamin Constant setzte mit Recht voraus, daß unter den obwaltenden Umständen, die kleinste Annäherung von Seiten seiner Gattin, Herrn von Staël gefügig finden würde. —kehrte Frau von Staël nach Paris zurück, um, wie früher, die Stellung einer Gesandtin von Schweden einzunehmen, so mußte der erste Consul sie empfangen, und ihr mit gebührender Artigkeit begegnen und Niemand hatte dann ferner noch Ursache ihr Haus zu fliehen, Niemand durfte es wagen, in ihr den Gesandten einer fremden Macht zu kränken.

Er schrieb ihr von Paris aus, nach seiner Rückkehr dahin, einen langen Brief und setzte ihr mit vieler Wärme alle diese Gründe auseinander: „Die Gesetze der Gesellschaft sind stärker als der Wille des Menschen,“ schloß er. „Der Stolz der Unabhängigkeit beugt sich endlich vor der Nothwendigkeit und den Umständen. Vergeblich ist es, nur dem folgen zu wollen, was unser Herz begehrt; früher oder später müssen wir dennoch den Geboten unserer Vernunft folgen. Ich kann Sie unmöglich länger in einer Stellung zu der Welt sehen, welche mich in Ihrer Seele kränkt, und die außerdem noch ein stiller Vorwurf für mich ist. Sie sind es mir, Sie sind es sich selbst schuldig, diesem Kampfe ein Ende zu machen.“

Sie warf diese Zeilen, nachdem sie sie gelesen, un-

müthig zur Erde. Er wollte das Demüthigende ihrer Lage nicht mit ihr theilen, das schien ihr klar.

„Ich werde diesem Kampfe ein Ende machen, aber auf meine Weise,“ sagte sie. — „Nimmermehr würde ich mich der Demüthigung unterziehen, mir von Herrn von Staël eine Stellung zu erbetteln, welche ich ihm einst ohne Bedauern vor die Füße geworfen habe. Nie soll das geschehen! Nie. — Durch mich selbst muß ich mir den Platz wieder gewinnen, den mir ein Wort des ersten Consuls geraubt hat. — Paris hat mich einmal bewundert, es hat sich einmal vor dem Klange meines Namens gebeugt! Mag es wiederum diesem Zauber unterliegen! Ich bin zu alt, um mich zu beugen; ich bin zu alt, mit erborgtem Glanze mich zu schminken! Ich fühle meinen Werth zu sehr, um mir das zu erbetteln, was ich als ein Recht fordern darf. Man soll meinen seltenen Geist bewundern, man soll mich auf's Neue suchen! Diesen Triumph will ich feiern, oder keinen! Gelingt mir das nicht, so besitze ich weniger Verstand, als ich bei mir voraus gesetzt und bin es werth, mich in der Menge zu verlieren, bin es werth, übersehen zu werden.“

Nach diesem Selbstgespräche eilte sie an ihren Arbeitstisch und war mit doppeltem Eifer an dem Werke thätig, durch das sie diesen Sieg zu erringen gedachte. Der Winter schwand darüber hin.



Mit dem nahenden Frühling 1800 kehrte sie plötzlich ganz unverhofft nach Paris zurück, wie es hieß, um den Druck ihres Buches zu überwachen. Sie suchte Niemand bei ihrer Ankunft auf. Einsam blieb sie in ihrem Hotel, erwartungsvoll dem Tage entgegen sehend, wo ihr Werk ausgegeben und das Publikum darüber richten würde.

Mit Benjamin Constant sprach sie kein Wort von ihren Erwartungen; denn auch er sollte durch den Erfolg überrascht werden, wie die Uebrigen. Seinen Vorwürfen, daß sie seinen Rath unbeachtet gelassen, begegnete sie nur mit einem traurigen Lächeln und schmerzlichen Kopfschütteln.

„So wenig kennen Sie mich, Constant,“ sagte sie ihm. „So wenig verstehen Sie den Unterschied, um seiner officiellen Stellung willen eine Beachtung zu finden, welche die Convenienz gebietet; oder die Auszeichnung zu genießen, welche das persönliche Verdienst, der eigene Ruhm und das Talent erheischt. Ich bedauere Sie, daß Sie glauben konnten, mir würde das genügen!“

Talleyrand kam einige Tage darauf zu ihr. — Bewundert fragte sie ihn, „was ihn in das Hotel einer Dame führe, welche das Mißfallen seines Gebieters in dem Grade erregt habe, um alle ihre Freunde zu verscheuchen? Wer mit dem Strome schwimme, dürfe nicht bei ihr gesehen werden, sie bewundere daher seinen Muth.“

„Erstrecken Sie diese Bewunderung nun auch noch auf

die Macht, der ich diene, und wir leben auf dem besten Fuße mit einander," sagte er mit seinem feinen Lächeln.

Sie sah ihn überrascht an. War er vielleicht nur gekommen, ihr diese Klugheit an die Hand zu geben? — Hatte Napoleon ihn vielleicht an sie abgesandt? — Sie erklärte ihm, daß sie nicht einlenken würde, und er schied unbefriedigt.

Am folgenden Tage besuchte sie Joseph Bonaparte. Er hielt einen Brief von seinem Bruder in der Hand, den er ihr verlegen hinreichte, und in seiner Gegenwart zu lesen bat. Er lautete:

Den 19. März 1800.

„Herr von Staël lebt, wie ich höre, im größten Elend, während seine Frau alle Annehmlichkeiten des Reichthums genießt. Wenn Du fortfahren solltest, sie, während sie in Paris lebt, zu sehen, so wirke wenigstens dahin auf sie ein, daß sie dem armen Manne einen Jahrgelohalt von 1000 oder 1200 Franken monatlich aussetze. — Wie weit man bei uns gekommen ist! — Ich habe nichts dawider, daß man Frau von Staël beurtheile, wie man einen Mann beurtheilen würde; dann darf man aber auch nicht vergessen, daß ein Mann mit einem großen Vermögen und einem berühmten Namen es sich nicht verzeihen darf,

seine Frau im Glende schmachten zu lassen, noch bei der Welt dafür Entschuldigung findet.“\*

Dunkle Bornesröthe überzog ihre Wangen, während sie mit den Augen diese Zeilen durchlief.

„Ihr Herr Bruder ist sehr gütig, so großen Antheil an meinen Privatverhältnissen zu nehmen,“ sagte sie, ihm den Brief zurückreichend, mit spöttischem Lächeln. „Ich bitte Sie, ihm zu bemerken, daß der Gesandte von Schweden von seinem Könige eine hinreichende Summe empfängt, oder, wenn nicht, empfangen sollte, um seinen Unterhalt damit bestreiten zu können, sobald er seine Ausgaben zu beschränken weiß; und sicherlich ist es nicht meine Pflicht, Feste, an denen ich nicht Theil nehme, und Galanterien, die seinen Fahren schlecht anstehen, meine Börse zu leihen. Uebrigens danke ich ihm dafür, mich als Mann beurtheilen zu wollen; da Niemand ableugnen kann, daß die Herren uns an Geistesgaben und Verstand im Allgemeinen überlegen sind, so kann es mir nur schmeichelhaft sein, in deren Reihen zu treten. Daß ich dem Herzen nach eine Frau geblieben bin, beweist meine Empfindlichkeit gegen Mißwollen und Verfolgung, und jede Anfeindung, die mir es fühlbar macht, wie sehr mein Geschlecht der Anlehnung und des Schutzes bedürftig

---

\* Memoiren von Joseph Bonaparte.

ist. Wenn ich nun aber an Talent einem Manne gleich komme, so ist damit noch nicht gesagt, daß Herr von Staël zu mir in der Beziehung einer Frau steht, und auf mich angewiesen ist, daß ich ihn erhalte. Auf diese Weise lassen sich die natürlichen Beziehungen nicht umgestalten, selbst wenn das allmächtige Wort eines ersten Consuls von Frankreich daran rüttelt.“

„Ich beklage meines Bruders Verstimmung gegen Sie,“ erwiderte Joseph, „und beklage sie um so mehr, weil sie mir das Vergnügen verkümmert, Sie zu sehen. Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze, wie sehr ich Ihren Umgang liebe! Ihm nicht zu mißfallen, muß ich mit meinen Besuchen bei Ihnen zögern, aus Furcht, sonst ein gänzlich Verbot herbeizuführen. Sie sollten so freundlich für mich sein, mir diese Pein zu ersparen. Sie sollten Ihre Freunde bedenken, und wie sie durch Ihre Beharrlichkeit leiden.“

„Was kann ich thun?“ rief sie lebhaft aus. „Es ist meine Natur einmal, wahr zu sein.“

„Denken Sie ein! Messen Sie Ihre Aeußerungen über ihn! Sagen Sie irgend ein gutes Wort, das ihm hinterbracht werde, und die Wirkung alter, schlimmer Aeußerungen neutralisire!“

„Dann müßte ich gegen meine Ueberzeugung sprechen und das kann ich nicht; dann müßte ich unwahr sein.“

„So schweigen Sie wenigstens.“

„Das wird ihm nicht genügen; denn er will von mir bewundert sein und bewundern kann ich ihn nicht. Allen Respect vor seiner Kunst als Feldherr, aber als Gesetzgeber und Beherrscher Frankreichs ist er mir antipathisch.“

„Sie kennen ihn nicht! Lernen Sie ihn kennen.“

„Wie ist das möglich, da er mir ausweicht, mich absichtlich vermeidet, wo er nur kann.“

„Wir werden ein Zusammentreffen veranstalten. Um Ihrer Freunde willen, benutzen Sie es zu einer Ausföhnung. — Sie dienen Frankreich nicht, indem Sie Ihre Abneigung äußern, und schaden sich, wie Sie uns betrüben.“

„Einem solchen Freunde schlägt man keine Bitte ab,“ sagte Frau von Staël gerührt und reichte ihm die Hand. „Ich muß Sie jetzt doppelt lieben, seit Ihr Herz mir diesen warmen Antheil bezeigt.“

Noch einige andere Bekannte erschienen, um ihr in ähnlicher Weise zu rathen. „Es koste so wenig, den ersten Consul für sich zu gewinnen und der daraus erwachsende Vortheil sei so groß, daß sie blind sein müsse, den eigenen Nutzen zu verkennen,“ sagte man ihr. Sie erkannte die Wichtigkeit dieser Gründe, sie hätte gern klug handeln mögen, aber sie konnte es nicht über sich gewinnen.

„Ich bin nicht mehr in dem Alter, wo man eine neue Ansicht der Dinge gewinnt,“ erwiderte sie. „Ich habe mein vierunddreißigstes Jahr zurückgelegt, und meine Erfahrungen verleihen mir das Doppelte an Alter. Ich bin überdem die Tochter meines Vaters. C'est ma nature ainsi aufrichtig zu sein. Seinem Ruhme, der Ehre seines Namens bin ich es schuldig, meine politischen Ansichten nicht meinem persönlichen Vortheile zu opfern. Was ich auch thue, wie ich auch handle, so muß eine innere Ueberzeugung mich bestimmen. Solcher Wahrheit des Charakters wird selbst ein Feind noch Achtung zollen. Man fürchtet mich nur, weil man mich nicht gewinnen kann.“

Benjamin Constant hatte schweigend diesen Verhandlungen zugehört. Als er sich endlich mit ihr allein befand, sagte er verstimmt:

„Es ist ein Unglück, wenn Frauen sich um die Politik bekümmern. Wie ruhig und angenehm könnte Ihr Leben sein; wie heiter und froh könnten Ihnen Ihre Tage im Schooße Ihrer Familie dahin fließen, ohne diese unweibliche Leidenschaft, eine Rolle spielen zu wollen.“

Keine Antwort erfolgte. Unbeweglich saß Frau von Staël ihm gegenüber, ausdruckslos fixirte ihr Auge die Gegenstände, ohne sie zu sehen. Erschreckt eilte Constant auf sie zu und ergriff ihre Hände. Sie waren von einer eisigen Kälte. Alles Leben schien aus ihr entflohen.

Bei seiner Berührung erwachte sie, wie aus einem Traume. Sie stieß ihn zurück und sagte mit tonloser Stimme:

„Was wollen Sie von mir, Herr von Rebecque? Sie haben mir Alles gesagt, was sich sagen läßt. — Wir sind mit einander fertig. Gehen Sie! — Was wollen Sie hier noch?“

Sie stand auf mit der Absicht, das Zimmer zu verlassen; aber ihre Füße trugen sie nicht. Sie wankte. Er versuchte sie zu unterstützen; aber noch ehe er sie erreicht, sank sie leblos zu seinen Füßen hin.

Außer sich beugte er sich über sie und rief sie mit den süßesten Namen. Sie hörte ihn nicht. Endlich schellte er und als der Diener erschien, gab er Befehl, daß ihre Kammerfrau sie entkleide und auf ihr Bett lege. Noch einmal versuchte er darauf, seine Stimme zu ihrem Herzen reden zu lassen. Eine abwehrende Bewegung hieß ihn schweigen, und die großen Thränen, welche sich jetzt unter den langen dunkeln Wimpern hervorstahlen, zeigten ihm, wie wenig der Moment sich zu einer Erklärung und Veröhnung eigne. Mit zerrissenem Gemüthe entfernte er sich und eilte in seine Wohnung, wo er sich einschloß.

Mehrere Tage blieb Frau von Staël, nach diesem Auftritte, in ihrem Zimmer. Sie aß nicht, sie sprach nicht und war für Niemand zu Hause. Auch Benjamin

Constant wurde nicht vorgelassen. Er schrieb ihr. Seine Briefe blieben unbeantwortet. Außer sich, ohne Nachricht von ihr zu sein, versuchte er es endlich, sich den Zutritt zu ihr zu erzwingen. Es gelang ihm in ihr Zimmer zu dringen und zu ihren Füßen hinstürzend, bedeckte er ihre Hände mit heißen Küssen der Reue. Sie sah ihn wehmüthig vorwurfsvoll an und hatte nicht das Herz ihn zurück zu weisen. Er wollte sich zu entschuldigen beginnen. — Sie schloß ihm den Mund und gebot ihm Schweigen. „Kein Wort, das mich an das Vergangene erinnert!“ sagte sie ernst. — „Da wir nun einmal so mit einander stehen, so wollen wir lieber von gleichgültigen Dingen reden.“

Sie reichte ihm den *Mercur de France* hin, den Fontanes damals redigirte. Er enthielt einen offenen Brief von Chateaubriand an Frau von Staël gerichtet, worin er ihre Ansichten zu bekämpfen versuchte.

„Der junge Mann wird sich durch diesen Aufsatz und das Eingehen auf meine Ansichten einen Namen machen,“ sagte sie. „Ganz Paris wird heute von ihm sprechen. Der religiöse Ton, den er anstimmt, ist uns neu geworden; der Zeitgeist neigt sich dieser Richtung zu. Er wird damit Beifall ernten und Anhänger finden. Seine Schwärmerei entspringt überdem aus wirklicher Uezeugung, und die Wahrheit verfehlt nie, uns zu interessiren, auch wenn sie nicht mit unseren eigenen Ansichten über-



einstimmt. — Ich bitte Sie, suchen Sie ihn auf und sagen Sie ihm, daß ich ihn kennen zu lernen wünschte. Ich interessire mich für ihn.“

Auf diese Weise ging das für Beide so peinliche Wiedersehen ohne eigentliche Versöhnung vorüber.

Wenige Tage darauf zeigten die Buchhändler das neue Werk der Frau von Staël über die Literatur an. In diesem Buche war nun weder von Napoleon noch von seiner Politik die Rede; es stand überhaupt in keinem Bezug zu ihm, es behandelte rein wissenschaftlich die Cultur des menschlichen Geistes und stellte als deren Blüthe die Belles-lettres auf. Das Aufsehen, welches dieses Werk erregte, war daher ungeheuer.\* Die Zeit erwies sich noch karglich an productivem Talente, es war das erste bedeutende Buch seit der Revolution, und dieses Buch hatte eine Dame zum Verfasser. Alle Journale beschäftigten sich damit, alle Schriftsteller eilten, es zu beurtheilen, in allen Gesellschaften war nur von Frau von Staël die Rede, die Bewunderung für die geistreiche Verfasserin erwachte in neuer Größe und ganz Paris beschäftigte sich auf einige Zeit nur mit ihr. — Wagen nach Wagen fuhr bei ihrem Hotel vor, alle jene Personen, welche sie einst zuerst verlassen, sie zuerst verleugnet hatten,

---

\* Journal de Paris.

kehrten nun auch zuerst zu ihr zurück. Mit bitterm Lächeln sah sie diesem Eifer zu. Sie empfing Niemand. Ihre Diener hatten den Befehl erhalten, jeden Besuch mit der Nachricht abzuweisen: daß sie am Montag Abend für Gäste zu Hause sei. Sie war neugierig, zu erproben, wie hoch sich die Zahl ihrer Freunde bis zum Montag steigern würde. — Sie wollte ihren Triumph mit dieser ihrem Herzen traurigen Genugthuung feiern.

Nur die schöne Madame Récamier war in diesen Befehl nicht mit eingeschlossen. — Sie allein hatte den Muth gehabt, als Jeder sie floh, sie aufzusuchen\* und diesen schönen Zug der Herzensgüte vergalt Frau von Staël mit der treuesten Anhänglichkeit und Zuneigung. Sie liebte Madame Récamier nicht, weil sie schön, sondern weil sie gut war.

Napoleon hatte indessen seinen Umzug von dem Luxemburg nach den Tuileries bewerkstelligt. Immer mehr stieg sein Ansehen, reiften in ihm seine hochfliegenden Pläne! Nur von ihm sollte künftig die Rede sein, nur mit ihm sollte sich die Welt beschäftigen, und jetzt fiel es der Presse ein, von einem Buche über die Literatur und die Perfectibilität des Menschengeschlechtes zu reden, und alle Gemüther durch einen Stoff in Aufregung zu bringen, der

---

\* Duchesse d'Abantes.

seinem Ruhme so fern lag und sich außerdem durch eine Frau geltend machte, die er um jeden Preis ignorirt wissen wollte. — Ungeduldig sah er der steigenden Popularität seiner Feindin zu. — Andern konnte er daran nichts. Seine Macht, sein Ansehen reichten dazu nicht hin. Verbieten konnte man ihr Buch nicht; ihr den Aufenthalt in Paris deshalb untersagen, eben so wenig. So mußte man den tollen Schwindel der Pariser ruhig vorübergehen lassen.

Der Montag Abend, den Frau von Staël für den Empfang ihrer Freunde festgesetzt, war indessen herangekommen. Die Gemächer ihres Hotels waren hell erleuchtet; die Dienerschaft stand an den Thüren bereit. Sie selbst, in ein hellgrünes Atlasgewand mit einer Schleppe gekleidet, das kurz geringelte Haar mit einem Bandeau und Federn geschmückt, die schönen vollen Arme mit langen Handschuhen, die bis über den Ellenbogen reichten, bedeckt, saß erwartungsvoll neben der Thüre zum Vorzimmer und horchte auf das Rollen des ersten Wagens.

Benjamin Constant stand vor ihr.

„Wenn wir nur darum an Erfahrungen reicher werden, um unser Vertrauen zu den Menschen vermindert zu sehen, so wäre das kürzeste Leben eigentlich das wünschenswertheste,“ bemerkte er.

„Der Meinung bin ich nicht,“ sagte Frau von Staël

heiter. — „Wir lernen uns an dem genügen lassen, was das Leben uns bieten kann; mit andern Worten, wir werden weise durch die Erfahrung. Nach so langer Entbehrung einer Geselligkeit, wie ich sie liebe, bin ich heute Abend wahrhaft beglückt, meine alten Freunde um mich zu sehen, und frage nicht, warum sie kommen, noch warum sie mich verlassen. — Was man entbehren mußte, lernt man erst recht schätzen. Eine Unterhaltung in einem Pariser Salon, ist für mich der höchste Genuß des Daseins. Die Frühlinge meines Lebens sind meine in Paris verlebten Winter. Je compte mes printemps par mes hivers. — Mir ist heute zu Muth, als erwachte ich zu neuem Glück.“

Bald füllten sich ihre Räume an und sie gewahrte mit Vergnügen, daß alle bedeutenden Namen der Hauptstadt unter ihren Gästen waren und sie als die gefeierte Heldin des Tages die allgemeine Huldigung empfing. Was sie hatte erreichen wollen, das war demnach erreicht, und der Ruhm auf's Neue an ihre Schritte geheftet. Sie lächelte befriedigt.

Alle Salons der Hauptstadt standen ihr jetzt geöffnet, man wünschte sie bei jeder Gesellschaft gegenwärtig zu sehen, wo sie sich zeigte, folgte ihr jedes Auge, jede nur mögliche Aufmerksamkeit wurde ihr gezollt. Sie schwelgte in diesem mühsam errungenen Triumph; eine Last fiel damit von ihrer Brust.

Der Frühling war indessen immer weiter vorgerückt, der Sommer stand nahe und die Pariser Gesellschaft löste sich auf, um das Landleben zu genießen. Auch Frau von Staël mußte daher von diesem Schauplatze ihres Glückes scheiden. Weiter kehrte sie nach Coppet zu ihrem Vater zurück, wo sie eintraf, während die französische Armee die Alpen überstieg, und Truppenzüge die friedlichen Thäler der Schweiz beunruhigten.

Wenn sie jetzt an schönen Sommerabenden auf dem Balcon des Schlosses stand, die ruhige Landschaft sich in dem klaren See spiegelte, die Gipfel der Berge mit ihren schneebedeckten Häuptern so groß und ernst auf sie herabsahen, ihre Kinder im Parke so fröhlich spielten; dann kam ein Gefühl der Beschämung über sie, daß sie ihr Glück in Dingen suchte, deren Nichtigkeit sie erkannte, und die es ihr dabei nie gewährten. Vergeblich aber versuchte sie, der inneren Unruhe los zu werden! Es blieb ihr diese namenlose Sehnsucht und dies Unbefriedigtsein, welches sie suchend und irrend durch das Leben jagte und erst im Tode Ruhe finden ließ.

Heilige und Märtyrer sind die gleiche Bahn gegangen, mit der Hoffnung, im Himmel Ersatz zu finden, für die Mängel ihrer irdischen Existenz. — Die gleiche Sehnsucht lebt in vielen Herzen, nur ist die Bahn verschieden, auf welcher sie ihr Ziel in's Auge faßte.

Mit lebhaftem Interesse folgte sie den Siegen Bonaparte's, immer hoffend, daß sie zu Niederlagen werden möchten, die ihn stürzten und ihrem theuren Frankreich eine neue Freiheit brächten. Vergebliches Wünschen.

Die schönen Sommertage schwanden indessen schnell dahin und im November 1800, so wie das gesellige Leben in Paris auf's Neue begann, kehrte auch Frau von Staël in die Hauptstadt Frankreichs zurück. Der Friede war noch nicht geschlossen; aber durch die Siege Moreau's schon vorbereitet. Die ehrgeizigen Absichten des ersten Consuls durchschaute jedoch noch Niemand, und seine Anhänger hofften noch das Beste für ihr Vaterland.

In heiterer Unterhaltung mit einigen Freunden vernahm Frau von Staël eines Abends einen starken Schuß, dessen Ursache keiner zu entziffern vermochte. Es war das Loslassen der Höllemaschine.

Erst am nächsten Tage erfuhr sie deren Zweck und auch deren Fehlschlagung und besaß leider die Vorsicht nicht, ihr Bedauern zu verhehlen. — Aeußerungen der Art rächten sich. Sie wurden dem ersten Consul hinterbracht und er vergaß sie nie.

Da ihre Stellung in der Welt jetzt von ihren literarischen Erfolgen abhing, so fuhr Frau von Staël eifrig fort, ihr Talent geltend zu machen. Sie schrieb jetzt an ihrer Delphine. — Die geselligen Beziehungen nahmen sie

aber zu sehr in Anspruch, um rasch mit ihrer Arbeit fortfahren zu können, und sie rechnete daher auf den kommenden Sommer, und die Muße in Coppet.

Der Winter verging ihr auf diese Weise höchst unangenehm. Der erste Consul besuchte sie freilich nie und Talleyrand eben so wenig; dagegen waren alle Fremden von Auszeichnung bei ihr eingeführt, und die Diplomaten fremder Mächte liebten ihre Gesellschaft vorzugsweise. Häufig hielt sie sich auch in dem reizenden Landhause Morfontaine bei Joseph Bonaparte auf und Lucian lud sie zu seinen glänzenden Festen.

Napoleon allein bewies sich stets gleich rücksichtslos, trotz aller Vorliebe seiner Brüder für die geistreiche Frau.

Eines Tages traf sie ihn beim General Berthier. Sie war auf das Begegnen vorbereitet worden; denn man hoffte eine Ausgleichung und hatte es darum herbeizuführen gesucht. Vergebliches Bemühen! Frau von Staël wollte nicht demüthig vor ihn hintreten, von ihm mit Bewunderung angehört werden, und er hatte für Niemand eine solche Empfindung übrig. Seine Aeußerung, daß er nicht den Geist einer Frau schätze, sondern die Zahl der Kinder, welche sie dem Vaterlande geschenkt, verletzete sie auf das Tiefste. Jede freundliche Beziehung zu einem solchen Manne war fernerhin unmöglich für sie.

## Achtes Capitel.

### Die erste Verbannung.

Die Gewohnheit legt uns allen ein Binde um das Auge. Wir wandeln am Rande eines Abgrundes und sehen ihn nicht; wir stehen von unserer Geburt an dem Tode gegenüber, ohne unsre Aufmerksamkeit darauf zu richten. Am Abhange eines Gletschers, wo die Schneelawine über unserm Haupte drohend haust, am Fuße eines Kraters, wo stündlich ein glühender Lavaström unsere stille Hütte verzehren kann, suchen wir vorzugsweise unsern Aufenthalt. Wir lieben es, der Gefahr nahe zu sein, vielleicht um Angesichts ihrer und unserer Sicherheit mit erneuertem Gefühle des Glückes bewußt zu werden.

Frau von Staël war sich bewußt, daß das Schwert über ihrem Haupte hing, und nur von dem seidnen Faden gehalten ward, mit dem die öffentliche Meinung den



Gebieten Frankreichs noch zügelte. Dessen ungeachtet verschmähte sie es, durch irgend eine, dem Gebote der Klugheit entspringende Rücksicht, die ihr drohende Gefahr abzuwenden.

Sie wußte es, daß Napoleon von Allem unterrichtet war, was bei ihr vorging, daß er, mit Fouche's Ohren, allen bei ihr geführten Gesprächen zuhörte, daß er, mit seines Polizeiministers Hülfe alle ihre Correspondenzen verfolgte,\* daß sie nichts that, sagte oder schrieb, das ihm nicht berichtet ward; und dennoch zügelte sie ihre Zunge nicht. — Sie war eine Frau, und sie benutzte dies Vorrecht der Frauen, ungestraft reden zu können.

Alein Napoleon ließ eine solche Berechtigung des weiblichen Geschlechtes nicht vormalten. — Der große Mann war klein genug, der Welt zu zeigen, daß er eine Frau fürchte.

In Frankreich haben die Salons und die geistreichen Damen, welche darin glänzen, von jeher einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gehabt. Dies war Napoleon nicht unbekannt. Frau von Staël verkehrte mit den angesehensten Staatsmännern Frankreichs, sie versammelte um sich, was nur irgend Geist oder Talent besaß, und Napoleon machte die Bemerkung, daß Jeder,

---

\* Memoiren des Kammerdieners Constant.

welcher ihr Haus besuche, stets mit einer geringeren Meinung von ihm von dort zurückkehre. Er konnte ihr nicht nachweisen, worin dieser üble Einfluß bestehe, sonst würde er nicht gezögert haben, sie sogleich dafür zu strafen; er wußte nur, daß dem so sei, und es war natürlich, daß er eine Kraft, die ihm schadete, aus dem Wege zu räumen oder zu vernichten strebte.

Eine Frau hatte ihm den Fehdehandschuh hingeworfen und — er nahm ihn auf.

Es war bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Frankreichs ganz unmöglich für Frau von Staël, an dem Staatsleben Theil zu nehmen; denn wo die Stimme eines Einzigen entscheidet, kann Niemand Einfluß üben, der diesem Einzigen nicht nahe steht. Sie mußte daher den Begebenheiten als Zuschauer zusehen, und das Einzige, worin sie sich versuchen durfte, war, die Zurückberufung ihrer emigrirten Freunde zu bewirken.

Fouché hegte das Prinzip, jede unnöthige Strenge zu vermeiden, und trotz dem, daß er Frau von Staël mit Spionen umgab, und ihre Briefe erbrach, erzeugte er sich ihr auf jede Art gefällig, vielleicht nur, um sie in desto größere Sicherheit einzuwiegen. Mancher arme Emigrirte erhielt daher jetzt durch ihre Vermittlung die Erlaubniß zur Rückkehr, und es machte sie glücklich, auch Marbonne auf die Liste der so Bevorzugten setzen zu können und ihn,

nach langer Trennung, wieder auf dem heimischen Boden zu begrüßen.

Sie ahnte damals freilich nicht, daß er einst in die Dienste ihres Feindes treten und ihn auf seiner Siegerbahn mit seinem Geiste zur Seite stehen würde! — Solche herbe Erfahrung blieb ihr noch aufgespart.

Im Herbst 1801 kehrte sie, wie gewöhnlich, nach Paris zurück, um hier, im Zenith ihres Ruhmes als Schriftstellerin und geistreiche Frau, ihren Salon auf's Neue der glänzenden Welt der Hauptstadt zu öffnen. — Alle Männer von Bedeutung scharten sich hier sogleich um sie, alle Fremden von Auszeichnung wurden bei ihr eingeführt; vorzugsweise aber suchten sie noch alle solche auf, welche einen heimlichen Groll gegen den ersten Consul hegten, und ihm seinen Adlerflug beneideten, der hier und dort die eigenen ehrgeizigen Absichten durchkreuzt hatte. Zu denen, welche sich aus diesem Grunde an sie schlossen, gehörte auch Bernadotte, der künftige König von Schweden, welcher es damals vorgezogen hätte, Kaiser von Frankreich zu sein. Mit ihm wurde sie daher bald auf das Innigste befreundet; denn sie begegneten sich auf dem einen Punkte, die still gehegte Abneigung gegen Napoleon.

Herr von Chateaubriand hatte seinen Genius des Christenthums erscheinen lassen, und dadurch einen bedeutenden Namen gewonnen. Frau von Staël freute sich

dieses Erfolges. Sie kannte den kleinlichen Neid nicht, der nur die eigene Geltung sucht, und keinen neben sich duldet, und jedes andere Talent darum zu verkleinern sucht. — Im Garten des Herrn blühen viele Blumen; die Rose braucht die Nelke nicht zu scheuen, denn jede ist von eigenthümlicher Schönheit, und kann nicht verglichen werden. So auch nahm sie es mit dem poetischen Talente.

Trotz der ihr entgegengesetzten Richtung Chateaubriand's, schätzte sie seine Arbeiten ganz außerordentlich, und sprach ihm warm ihre Bewunderung aus. „Die Echo langweilen mich,“ sagte sie, wenn davon die Rede war, daß irgend ein Product des Geistes nicht in ihrem Sinne verfaßt sei. — War es nur geistreich, zeugte es nur von Talent, so war es ihr auch genehm, und erntete lebhaften Beifall. Sie besaß die glückliche Fähigkeit, jedes Talent in seiner Eigenthümlichkeit auffassen und würdigen zu können, und es fiel ihr nie ein, ihm eine Bahn vorzeichnen zu wollen, die ihm nicht gemäß war.

Benjamin Constant mußte sie diesen Winter entbehren. Als ihr Freund, sprach und schrieb er in ihrem Sinne, und erregte dadurch das Mißwollen Napoleon's; die Folge war, daß er seine Stelle als Secretär beim constitutionellen Club einbüßte.

Ungerecht, wie immer, eilte er in seiner ersten Aufwallung zu Frau von Staël, um sie als die Ursache seines

Unglücks anzuklagen, und ihr zu melden, daß er nun unverzüglich nach Deutschland abreisen würde, um dort sein Glück zu suchen.

„Sollte ich Sie etwa beredet haben, aus Eigennutz feig Ihre Gesinnung zu verleugnen?“ fragte sie ihn ernst.

Diese Antwort beschämte ihn. Doch war der Aufenthalt in Paris ihm für den Augenblick verleidet, und so reiste er denn wirklich ab.

Frau von Staël hielt ihn nicht zurück. Sie war nun schon daran gewöhnt, ihn in seinem Zorne davon laufen zu sehen, und erwartete auch jetzt seine dann unerwartet erfolgende Rückkehr.

Daß er sich auf lange Zeit von ihr trennen würde, glaubte sie nicht; denn sie fühlte ganz richtig, wie wenig er sie entbehren konnte. Sein schwankender Sinn bedurfte eines starken Geistes, wie den ihrigen, um ihn zu leiten und vor jenem Schwanken zu bewahren, daß den Mann, als Träger einer Gesinnung, um das Vertrauen und die Achtung seiner Mitmenschen bringt.

Wohl ist es menschlich, zu irren, wohl ist es menschlich, eine neue und bessere Ueberzeugung zu gewinnen; doch darf sie auf keinem andern Erdreich sich anbauen, als in dem der Mann emporgewachsen in der öffentlichen Meinung. — Wie ein Baum wohl oftmals neu zu grünen vermag und von Sturm und Ungewitter zerschlagen, neue

Reiser setzen kann, doch nie neue Wurzeln in die Erde hinein zu treiben vermag; so auch kann der Charakter des Mannes sich nur aus einer Gesinnung aufbauen.

Frau von Staël schrieb ihm häufig. Inmitten des glänzenden Gesellschaftslebens vergaß sie des abwesenden Freundes nicht. — Die Bande, welche ihn in Deutschland festhielten, und ihm Ersatz boten, waren ihr freilich unbekannt, und so bemitleidete sie ihn unverdient.

Mit den Verchen wollte sie zu ihrem Vater eilen, und ihn glücklich machen durch den Bericht des Guten, das ihr geworden. Da berichtete ihr der Arzt, daß Herr von Staël durch einen Anfall vom Schlagfluß getroffen, verlassen und ohne weibliche Pflege in seinem Hotel sich befinde.

„Oh mein Gott! mein Gott!“ rief sie mitleidsvoll und eilte zu ihm.

Er litt; das war ihr genug, um zu verzeihen, was sie trennte. — Er war krank und bedurfte der Hülfe; wie konnte sie da noch irgend einer Unbill gedenken!

Sie fand ihn in bedauernswerthem Zustande. Eine theilweise Lähmung machte ihn hilflos, und von seiner Umgebung gänzlich abhängig; während eine Wiederholung des Schlaganfalls ihn mit einem schnellen Ende bedrohte.

Sie berieth mit dem Arzte, was für ihn zu thun sei, kein Opfer war ihr zu groß, keine Mühe zu schwer, wenn sie ihm nur Linderung gewährte.

Die Bäder von Aix in Savoyen sollten versucht werden; vielleicht, daß diese warmen Quellen seiner Lähmung abhalfen.

Sogleich ließ sie einen bequemen Reisewagen für den Kranken einrichten, versah ihn mit allen möglichen Bedürfnissen, so daß er liegend darin fortgebracht werden konnte, und sagte ihrem lieben Paris Lebewohl, um an der Seite des kranken Mannes, in langsamen Tagereisen, dem traurigen Ziele zuzueilen.

Herr von Staël erkannte lebhaft diese Güte, und drückte ihr seine Dankbarkeit durch Blick und Wort aus, so weit sein Zustand es gestattete. — Er fühlte in seinem Herzen mit Beschämung, wie wenig er diese Güte verdiente; denn er hatte sich nie bemüht, ihre Zuneigung zu gewinnen und ihr ein Freund zu sein, dem ihr Glück theuer sei. Die feurigen Kohlen brannten ihn daher, ohne daß ihre Güte im mindesten es wollte.

Nur langsam rückten sie auf ihrem Wege vor; denn das längere Fahren ermüdete den Kranken. Als sie das kleine Städtchen Poligni erreichten, das an der Grenze lag, stellte sich ein zweiter Schlaganfall ein und mit diesem erlosch der schwache Lebensfunke auf immer. Herr von Staël hatte aufgehört zu sein.

Tief erschüttert stand Frau von Staël am Sarge des unglücklichen Mannes, den sie ihren Gatten genannt.

Sie hatte ihn nicht retten, sein Leben nicht erhalten können.

Sie nahm ihren Weg nun nach Coppet und überraschte Necker mit der Leiche seines Schwiegerjohns, welche dort beigelegt wurde. Frau von Staël konnte den Verlust ihres Gatten nicht betrauern; dennoch stimmte sie sein Tod auf einige Zeit sehr ernst. Das Abbrechen von bestimmten Verhältnissen läßt immer eine gewisse Lücke zurück, welche wir erst innerlich durch ein richtiges in das Auge fassen dessen, was war und was ist, ausfüllen müssen. Indem sie noch damit beschäftigt war, das Bewußtsein ihrer jetzigen Freiheit in sich zu erwecken, trat Benjamin Constant plötzlich bei ihr ein. Ueberrascht blieb er vor ihr stehen, als er sie in der schwarzen Trauerkleidung erblickte.

„Ich bin Wittwe!“ entgegnete sie ihm auf seinen fragenden Blick und erstaunte selbst vor dem Klange dieses Wortes, das sie in Bezug auf sich überraschte. Ihre Ehe war so wenig eine Ehe zu nennen gewesen, daß sie sich kaum noch in ein Verhältniß zu Herrn von Staël zurückdenken konnte, welches den Namen seiner Wittve rechtfertigte.

Benjamin Constant sah sie mit verlegener Miene an und ward roth. Es war jetzt die letzte Scheidewand zwischen ihnen gefallen. Er schlug das Auge zu Boden, besorgt



daß sie in seiner Seele lesen möchte, was er ihr so sorgfältig zu verheimlichen suchte. Sie sah seine Verwirrung. Traurig ruhte ihr Auge einen Augenblick auf ihm; dann fing sie von gleichgültigen Dingen zu reden an. — Die politischen Ereignisse interessirten sie noch immer gleich lebhaft. Sie schrieb an Joseph Bonaparte in Bezug darauf:

Coppet, den 9. October 1802.

„Der Friede mit England ist die Freude der Welt; die meinige ist, daß Sie ihn geschlossen haben, und daß Sie in jedem Jahre eine neue Gelegenheit finden, um von der ganzen Nation geschätzt und geliebt zu werden. Sie haben die wichtigste Unterhandlung in den Annalen Frankreichs geleitet. Dieser Ruhm ist ohne Beimischung. Ein allgemeiner Beifall erwartet Sie; die Bedingungen werden vortrefflich sein; wären sie es weniger, so würde dieser Friede so viel Einfluß auf das innere Wohl Frankreichs haben, daß es Ihnen tausend Gelegenheiten böte, um Ihren Geist und Ihre Klugheit zu zeigen, weil, auf diesem Grunde, so viele Handelsinteressen zu bevorworten sind, daß Sie noch weit mehr Aufsehen durch diesen Frieden, als durch den von Lüneville erregen werden.

„Verzeihen Sie es mir, wenn ich mich bei einer so wichtigen Begebenheit mit Ihrem persönlichen Wohl beschäftige; ich gewöhne mich nach und nach daran, die

größten Ereignisse nur in Bezug auf Sie zu messen, und es befriedigt mich, meinen Geist in meiner Liebe zu Ihnen zu concentriren. Ich denke schon mit Vergnügen an Alles, was wir diesen Winter von Ihnen sprechen werden.

„Der erste Consul muß sehr glücklich sein; Sie dienen ihm auf Ihrem Wege, und Ihre außerordentliche Güte gewinnt alle Herzen für Ihre Erfolge.

„Adieu: Reisen Sie der größten, der glänzendsten Begebenheit Ihres Lebens entgegen; seien Sie gesegnet durch die Freundschaft, deren Wünsche wohl diejenigen aufwiegen, welche . . . . (unleserlich) . . . . Ich wünsche Ihnen den Ruhm und mir Ihre Freundschaft; bei dieser Theilung wird der Vortheil noch auf meiner Seite sein.

Staël.

„Ich bitte Sie, mich Madame Julie zu empfehlen; ich wünsche ihr Glück und freue mich, daß sie den Namen des Friedensstifters trägt, welchen man Ihnen so allgemein beilegt.“

Sie nahm jetzt wieder ihre literarischen Arbeiten vor, und beschäftigte sich namentlich mit einer letzten Durchsicht ihrer Delphine, welche im Laufe des Winters erscheinen sollte. Sie wagte nicht, mit dem kommenden Herbst nach Paris zurück zu kehren und den Druck zu überwachen; denn man hatte ihr geschrieben, der erste

Consul habe geäußert, es würde gut für sie sein, nicht dahin zu kommen, und ein solches Wort von ihm deutete hinreichend an, was er im Sinne trug. Traurig stand sie auf dem Balcon des Schlosses und schaute nach Frankreich hinüber, wo jetzt ein so reges, bewegtes Leben herrschte, das sie so gern getheilt hätte. Sollte sie es wagen, sollte sie dennoch nach Paris gehen, und sich einer möglichen Ausweisung aussetzen? — Sollte sie den Winter einsam in Coppet verleben, wo sie so wenig Befriedigung fand?

Der Präfect von Genf hatte bis jetzt noch keinen Befehl erhalten, ihr einen Paß zu verweigern, der Weg nach der Hauptstadt stand ihr demnach offen; nur fehlte ihr der Muth ihn zu betreten. Sie beschloß endlich das Erscheinen ihrer Delphine abzuwarten. Die Aufnahme dieses Buches sollte ihr erst die in Paris für sie herrschende Stimmung kund thun, ehe sie wagte, dort zu erscheinen.

In banger Erwartung verstrichen ihr langsam die Tage. Meßer selbst litt nicht wenig davon mit. Er liebte seine Tochter so sehr, daß es ihn tief schmerzte, ihr etwas entzogen zu sehen, an dem sie Freude fand, und er trug sich selbst mit allerlei Plänen, um Napoleon zu bewegen, von seinen strengen Maßregeln gegen sein Kind abzustehen. So bejahrt er auch war, und so beschwerlich ihm eine Reise gewesen sein würde; so war er doch bereit, nach Paris

aufzubrechen und persönlich mit dem ersten Consul für sie zu sprechen.

Indessen rückte der Herbst vor, und der Tag erschien, an welchem Delphine dem Publikum übergeben wurde. Sowie das Buch bekannt wurde, war ganz Paris erfüllt davon, man sprach in allen Salons nur darüber, wurde in jedem Café nur dessen erwähnt, brachten alle Zeitungen in ihren Spalten nur Berichte darüber. Mit zitternder Hast griff Frau von Staël nach dem ersten ihr zukommenden Blatte. Es war der *Mercure de France*, von Laharpe redigirt, der ihr in die Hände fiel. Aber ach! statt über das Buch zu schreiben, schrieb er über die Verfasserin. Entsetzt lief ihr Auge über die Zeilen. Er sprach ihr zuerst alle Leidenschaft ab, und schloß: „*Regardez-la! elle est grosse, grasse et forte; sa figure est enluminee de trop de santé.*“ — Was hatte ihre Gestalt mit ihrem Buche zu thun? Wie konnte sich die Kritik mit ihrer Person beschäftigen.

„Welche Gemeinheit!“ rief Frau von Staël außer sich und zog durch ihre lauten Schmerzenstöne das ganze Haus herbei. Vergeblich sprach Necker ihr Trost zu, vergeblich versicherte ihr Benjamin Constant, daß solche böswillige Besprechung eines Buches auf Niemand Eindruck mache und den Werth des Werkes in keines Vernünftigen Auge herabsetze. Keine Trostgründe beschwichtigten die

Arme. Grade was über ihre Persönlichkeit, über ihren Charakter, ja über ihre Lebensverhältnisse gesagt ward, kränkte sie am tiefsten, tiefer vielleicht, als wenn man einfach über ihr Buch ein Verdammungsurtheil gesprochen hätte. Sie fühlte sich in tiefster Seele dadurch verletzt, ihr war zu Muthe, als müßten die Steine sie ansehen, sie bemitleiden und sich für sie erheben.

Indessen fehlte es auch an Tadel nicht. Man klagte sie an, die Religion in ihrem Buche verleumdete, den Zweikampf empfohlen und der Ehescheidung das Wort geredet zu haben, und verdamnte das Buch als unmoralisch.\* Nur wenige Stimmen erhoben sich zu ihrer Vertheidigung und diese wenigen wurden von der Masse überstimmt. Lalande scheute sich nicht, von dem Beau roman der Madame de Staël zu reden, und Sueur widmete ihr einen langen Artikel voll des wärmsten Lobes. Doch diese einzelnen Stimmen verhallten. Das Buch wurde verboten, wurde sogar in Leipzig verboten, und von dem Kurfürsten von Sachsen jedes Exemplar mit einer Strafe von hundert Thalern belegt. — Das war zu viel! Das hatte sie nicht erwartet!

Necker hatte das Buch seiner Tochter, bevor sie es dem Drucke übergab, gelesen, und es gebilligt. Um so

---

\* Journal de Paris.

schmerzlicher empfand er jetzt diese Angriffe. — Er war daher geneigt, die Schuld dieser erneuerten Feindseligkeit des ersten Consuls sich selbst, und nicht dem Roman seiner Tochter zuzuschreiben. Er hatte sein Schwanenlied gesungen, wie Frau von Staël es nannte, und dieses war betitelt: *Dernières vues de politique et de finances*. — Napoleon war mit dem Sinne dieses Buches unzufrieden und äußerte, daß Frau von Staël ihren Vater über den jetzigen Zustand Frankreichs falsch berichte. In höchstem Zorne dictirte er dem Consul Lebrun einen Brief an Necker, welcher seinen Unwillen auf das unumwundenste aussprach, und damit schloß: daß Frau von Staël nun nicht ferner würde in Paris verweilen dürfen. — Sie war daher auf ihr Exil noch vor dem Erscheinen ihrer Delphine vorbereitet gewesen. — Dennoch traf sie die Gewißheit dessen, was sie gefürchtet, jetzt auf das schmerzlichste. Nicht in Paris zu leben, hieß für sie auf alle Freuden des Daseins verzichten; dort lebte man, während man sonst existirte.

Sie entschloß sich nun, den Winter in Genf zuzubringen. Doch, was konnte ihr Genf bieten? — Sie ließ ihre Gäste Comödie spielen, Charaden aufführen, sie versammelte die dort verweilenden Fremden und eine große Zahl von Engländern um sich; sie declamirte, sie las ihnen vor, und erregte das lebhafteste Erstaunen, doch sie selbst

hatte keinen Genuß von dieser Geselligkeit, als den der befriedigten Eitelkeit. — Eine Unterhaltung, wie sie sie liebte, konnte man nur in der Hauptstadt Frankreichs führen, und diese Unterhaltung war für sie der höchste, einzige Lebensgenuß.

Als der nächste Herbst kam, glaubte sie sich von Napoleon vergessen. Man schrieb ihr von Paris, daß er mit seiner Expedition nach England ganz beschäftigt sei und ihrer kaum mehr gedächte. Diesen Moment wollte sie daher benutzen, sich der Hauptstadt zu nähern.

In Maffliers, einem kleinen Landhause, zehn Meilen von Paris, nahm sie ihren Aufenthalt. Hier gedachte sie den Winter zuzubringen, ihre Freunde bei sich zu sehen und dann und wann ein Theater oder eine Kunstsammlung von hier aus zu besuchen.

Zwei Monate hatte sie schon ungestört in diesem Landhause verlebt und begann nun mit größerer Zuversicht um sich zu schauen und sich des Gelingens ihres Planes zu freuen; als dem ersten Consul hinterbracht wurde, der Weg nach Maffliers sei mit Wagen und Menschen bedeckt, welche zu Frau von Staël eilten. Ohne Zweifel rührte diese Mittheilung von Frau von Genlis her, welche ihre Rückkehr nach Paris und einen Jahresgehalt einer Correspondenz mit Napoleon verdankte, welche ihn von Vielem in Kenntniß setzte, was er sonst nicht erfahren hätte. Eine

Nebenbuhlerin zu dulden, deren literarischer Ruhm den ihrigen weit überstrahlte, konnte einer eiteln Frau nicht zugemuthet werden, und so ergriff sie denn die Gelegenheit die Vielbenedete zu entfernen.

Frau von Staël erhielt nun durch einen ihrer Freunde die Nachricht, daß ein Gensd'armes ihr den Befehl überbringen würde, Frankreich zu verlassen. — Anfangs konnte sie die Wahrheit dieser Mittheilung kaum glauben, so befremdend schien es ihr, daß eine Dame solcher Willkür Preis gegeben sein sollte. — Sie glaubte, daß Napoleon vor den Augen der Welt kaum den Muth haben könne, eine Frau von ihrem Range so zu behandeln; ja, daß er es nicht würde eingestehen wollen, wie sehr er sie fürchte.

Doch vermochte sie sich nicht lange über seine wirkliche Absicht zu täuschen.

Sie ließ ihren Wagen vorfahren und entfloh zu Madame de la Tour, welcher sie durch Regnault de Saint Jean d'Angely empfohlen war. Sie kannte diese Dame kaum. Sie fand sie in ihrem Landhause, umgeben von einer Gesellschaft ihr fast fremder Personen, denen sie nicht verrathen wollte, welche Sorge an ihrem Herzen nagte. — Bei jedem ungewohnten Geräusche fuhr sie zitternd empor, die Farbe auf ihrem Gesichte wechselte mit jeder Minute, sie hörte kaum was man sprach und ihre Antwort verrieth, daß sie dem Gegenstande des Gespräches



nicht gefolgt war. — Wie, wenn der Gensd'armes, mit dem man ihr gedroht, ihr hierher nachfolgte? — Wie, wenn er sie vor Aller Augen abführte?

Troh, endlich dieses Zwanges los zu sein, erreichte sie ihr Zimmer. Aber Ruhe fand sie auch hier nicht. Sie öffnete das Fenster und horchte, ob nicht der Hufschlag eines Pferdes durch die stille Nacht vernehmbar sei; sie erwartete mit jeder Minute, den Boten des Tyrannen eintreffen zu sehen. Sie schrieb an Joseph Bonaparte und schilderte ihm den ganzen Umfang ihrer traurigen Lage. Sie sagte ihm, daß sie ja nur einen Zufluchtsort zehn Meilen von Paris für sich gesucht und daß sie weiter nichts begehrt. Sie bat ihn um seine Fürsprache, bat ihn, vor Allem zu verhindern, daß das fürchterliche Wort Verbannung über sie ausgesprochen werde; denn einmal verurtheilt, hielt die Zurücknahme schwer.

Ihre Tage vergingen in ängstlichem Harren. Madame Récamier, von einer Reise nach England zurückgekehrt, lud sie ein, zu ihr nach Saint Brice zu kommen. Sie nahm ihren Vorschlag dankbar an, ohne zu ahnen, wie sehr sie ihrer Freundin dadurch schade. Die angenehmste Gesellschaft war hier versammelt und noch einmal gab sie sich ganz dem Reize dieser bezaubernden Unterhaltung hin. Talma begegnete sie dort. Er las ihr eine Scene aus Othello vor. Frau von Staël sagte ihm, daß er nur mit

der Hand durch seine Haare fahren und die Augenbrauen zusammenziehen dürfe, um der Mohr von Venedig zu sein. Madame Récamier sang mit ihrer bezaubernden Stimme, und Frau von Staël spielte eine Scene aus Romeo und Julie, oder auch stellte Hagar in der Wüste vor, wobei Madame Récamier die Rolle des Engels übernahm. Die Wirkung, welche sie durch solche lebenden Bilder hervorbrachte, war unbeschreiblich. Den Ausdruck der Verzweiflung, des Schmerzes, gab sie mit einer so ergreifenden Wahrheit, daß Alle hingerissen wurden. Ihr langes, schwarzes Haar, seiner Bande entlassen, hing aufgelöst über Schulter und Nacken herab. Ihr dunkles Auge leuchtete mit überirdischem Glanze, während es den Ausdruck verzweifelnder Mutterliebe annahm. Jeder Blick hing gefesselt an ihrem Mienenspiele, jedes Auge folgte aufmerksam der geringsten ihrer Bewegungen. Ohne schön zu sein, war sie in solchen Augenblicken hinreißend schön, und man konnte es verstehen, wie sie, ohne alle körperlichen Reize, die größten Leidenschaften einzuflößen vermocht hatte.

Mehrere Tage verschwanden ihr auf diese Weise wie in angenehmem Rausche, so plötzlich und überraschend fühlte sie sich ihren alten Freuden hingegeben und dem Kreise ihrer Freunde einverleibt. Da Niemand von ihrem Exil sprach, so fing auch sie an, das Wort zu vergessen

und sich einzureden, Napoleon habe darauf verzichtet sie zu strafen.

Man täuscht sich leicht über eine Gefahr, sobald keine Symptome uns ihr Nahen verrathen.

Beruhigt kehrte sie endlich nach ihrem Landhause zurück, in der Meinung, daß er ihr nur, um ihr Furcht einzulösen, habe drohen wollen.

Heiter setzte sie sich mit mehreren Freunden zu Tische. Der Gartensaal bot eine Aussicht auf die Landstraße und auf das Eingangsthor. Es war ein heller Septembertag; Himmel und Erde leuchteten unter dem Strahl einer hellen Sonne und das Gesicht der Wirthin glänzte nicht minder heiter, in dem Gefühle ihrer neuen Sicherheit. Vergnügt überblickte sie den kleinen Kreis ihrer Freunde, und erfreute sich ihres heiteren Gespräches.

Eben schlug die vierte Stunde.

Da zeigte sich ein Mann in grauem Kleide am Gitterthore und wünschte Einlaß. Er war zu Pferde.

Raum hatte Frau von Staël einen Blick auf ihn geworfen, so kannte sie ihr Schicksal. Entsetzt fuhr sie empor.

Er begehrte sie zu sehen. Sie verließ ihre Gäste und begab sich zu ihm in den Garten. Die Blumen dufteten so schön, die Sonne leuchtete so hell. Sie hielt ihre Schritte an und gab sich einen Augenblick der Betrachtung

hin, wie verschieden die Wirkung der Natur auf das Gemüth von der sei, welche die Gesellschaft auf uns hervorbringt.

Der Mann im grauen Kleide nahte ihr jetzt und stellte sich als den Commandanten der Gensd'armerie von Versailles vor; um sie nicht zu erschrecken, habe er seine Uniform nicht angelegt. Er zeigte ihr darauf einen Brief, Bonaparte unterzeichnet, welcher den Befehl enthielt, daß sie sich vierzig Meilen von Paris zu entfernen habe, und zwar binnen vierundzwanzig Stunden, jedoch mit aller Achtung zu behandeln sei.

Frau von Staël zitterte und behielt mit Mühe ihre Fassung.

„Ein solcher Befehl paßt für Verbrecher; aber nicht für eine Dame meines Standes, nicht für eine Frau, welche einen Haushalt aufzulösen und ihre Kinder mit sich zu führen hat. Begleiten Sie mich auf drei Tage nach Paris, mein Herr, damit ich meine Vorbereitungen treffe.“ Er verbeugte sich einwilligend.

Sie kehrte nun zu ihren Gästen zurück, entschuldigte ihre Abreise, bestellte ihren Wagen und stieg mit dem Offiziere und ihren Kindern ein. Bedauernd sahen ihre Freunde ihr nach. — Wann würden sie sie wiedersehen?

Bei dem Landhause von Madame Récamier ließ sie ihren Wagen halten und stieg aus, um ihre Freundin zu

sehen. Sie traf hier den General Junot, welcher versprach, seinen ganzen Einfluß bei Napoleon zu ihren Gunsten geltend zu machen. Citles Versprechen!

Frau von Staël hatte in Paris ein neues Haus gemiethet, in der Hoffnung, es den Winter bewohnen zu können, welches sie jetzt, in Begleitung des Gensd'armen, zum ersten Mal betrat. Traurig durchheilte sie die Gemächer, in welchen sie frohe Tage mit ihren Freunden zu verleben gehofft. Jeden Morgen erschien hier ihr Gensd'armes und erinnerte sie an die Abreise und jeden Morgen begegnete sie ihm mit der Bitte um einen Tag Aufschub. — Sie wollte noch einmal alle ihre Freunde sehen, noch einmal in diesen Räumen mit ihnen froh sein, bevor sie von Paris und damit von allem Glücke schied.

Joseph Bonaparte versuchte am Tage vor ihrer Abreise abermals seinen Bruder zu bereden, eine Maßregel zurück zu nehmen, die, gegenüber einer Frau, seiner unwürdig schien; doch vergebliches Bemühen. Seine lebenswürdige junge Gattin eilte zu Frau von Staël und forderte sie auf, einige Tage bei ihnen in Morefontaine zuzubringen, eine Einladung, welche sie unter den obwaltenden Umständen mit wahrer Erkenntlichkeit annahm. Ihr ältester Sohn August begleitete sie dahin. — Indessen, wie dankbar sie sich ihren freundlichen Wirthen auch verpflichtet fühlte, so konnte sie in einer Gesellschaft nicht

mehr froh sein, welche ihr den Zwang auflegte, die bittern Gefühle, welche an ihrem Herzen nagten, verhehlen zu müssen, und so schied sie denn nach Verlauf von drei Tagen von diesem gastlichen Hause, wo sie früher so manche frohe Stunde verlebt hatte.

Aber, wohin jetzt ihre Schritte lenken? — Nach Genf zurück kehren, wo die Einförmigkeit der Gesellschaft sie erdrückte, und Jeder ihr auch schweigend zurief: Du bist zu uns zurückgeschickt! — Ihr Stolz wollte sich dieser Demüthigung nicht unterwerfen. — Sie hatte den Schweizern gegenüber stets geäußert, daß Frankreich ihr Vaterland sei, und daß sie ihnen um keinen Preis angehören möge; Frankreich hatte sie jetzt ausgestoßen, wie, wenn die Schweiz sie nun auch verleugnete?

Nach Deutschland wollte sie darum gehen. In Deutschland war ihr Name bekannt, in Deutschland ehrte man ihren Vater, die alten Fürstenthümer würden sie dort mit Auszeichnung empfangen. Sie bat Joseph, anzufragen, ob sie Preußen besuchen dürfe, er eilte nach Saint Cloud, während sie in einem kleinen Gasthof, zwei Meilen von Paris, seine Antwort erwartete. Sie lautete bejahend. Joseph sandte ihr Empfehlungsbriefe nach Berlin und wünschte ihr auf die herzlichste Weise eine glückliche Reise.

Damit war das letzte Wort gesprochen. Sie mußte jetzt gehen.

Benjamin Constant begleitete sie auf ihrer Reise. Traurig lehnte sie ihr Haupt in die Ecke ihres Wagens zurück und bedauerte innerlich jeden Schritt der Pferde, welcher sie von Paris entfernte. Nie wurde wohl eine Reise weniger freudig angetreten! — Erst in Châlons gelang es Constant — par son étonnante conversation\* sie aus ihrer Apathie aufzurichten. In Metz erheiterte sie die Gegenwart eines Herrn Villers ein wenig; — dennoch konnte sie Paris nicht vergessen, sich nicht an den Gedanken gewöhnen, fern von dort leben zu sollen.

---

\* Ihre eigenen Worte.

---

## Neuntes Capitel.

### Drei Monate in Weimar.

Frankfurt, den 3. Dec. 1803.

Frau von Staël an Herrn von Chateaubriand.

„Ah! mon Dieu, my dear Francis, von welchem Schmerz fühle ich mich beim Lesen Ihres Briefes verzehrt. Schon gestern war mir diese schreckliche Nachricht durch die Zeitungen zugekommen, und Ihr herzerreißender Bericht sollte sie darauf mit blutigen Lettern meinem Gedächtnisse vermachen. Können Sie mir von verschiedenen Meinungen über die Religion, über die Priester reden? Gibt es zwei Meinungen, wenn es nur ein Gefühl gibt? Ich habe Ihren Brief mit heißen Thränen gelesen. My dear Francis, rufen Sie sich die Zeit zurück, wo Ihre Freundschaft für mich ihren Höhepunkt erreicht hatte;



vergessen Sie dabei nicht der Momente, wo Ihnen mein ganzes Herz gehörte, und sagen Sie sich dann, daß diese selben Gefühle, nur in höherem Grade, noch im Grunde meiner Seele für Sie herrschen. Ich liebte, ich bewunderte den Charakter der Frau von Beaumont; ich kannte keinen großmüthigeren, dankbareren, liebevolleren. Seit ich in die Welt trat, war ich in steter Beziehung zu ihr geblieben, und selbst inmitten mancher Widerwärtigkeiten hörte ich nie auf, mich im Grunde zu ihr hingezogen zu fühlen. Mon cher Francis, geben Sie mir einen Platz in Ihrem Leben. Ich bewundere Sie, ich liebe Sie, ich liebte diejenige, welche Sie betrauern. Ich bin eine treue Freundin, ich werde Ihnen eine Schwester sein. Mehr denn je werde ich Ihre Ansichten ehren: Mathieu, der sie theilt, ist gütig wie ein Engel gegen mich, bei allem was mich Uebles trifft. Geben Sie mir neue Veranlassung Sie zu schonen, lassen Sie mich Ihnen nützlich sein, oder Ihnen Angenehmes erweisen. Hat man Ihnen geschrieben, daß ich vierzig Meilen von Paris verbannt bin. Ich will diese Zeit zu einem Ausflug nach Deutschland benutzen; aber im Frühling kehre ich nach Paris zurück, wenn ich darf, oder weile wenigstens in seiner Nähe, oder auch in Genf. Lassen Sie uns dann irgend wo zusammentreffen. Fühlen Sie nicht, daß mein Geist und meine Seele die Ihrige erfassen, fühlen Sie nicht, daß wir uns ähnlich sind, trotz der Verschiedenheit?

„Herr von Humboldt hat mir vor einigen Tagen geschrieben und Ihres Werkes mit einer Bewunderung gedacht, welche Ihnen von einem Manne seines Verdienstes und seiner Ansichten schmeicheln muß. Doch, darf ich Ihnen in diesem Augenblicke von Ihren Erfolgen reden? Sie liebte jedoch diese Erfolge, sie legte Werth darauf. Fahren Sie fort, den Ruhm desjenigen zu vergrößern, der ihr so theuer war. Adieu, mein lieber François. Ich werde Ihnen von Weimar, in Sachsen, schreiben. Antworten Sie mir dahin, adressirt an M. M. Desport, Banquier. — Welche herzerreißende Worte finde ich in Ihrem Briefe? Und dieser Entschluß, den armen Saint Germain zu behalten! Sie werden ihn einmal in mein Haus führen.

„Noch einmal ein zärtliches, ein schmerzliches Lebewohl.“

N. de Staël.

Frau von Staël fand sich wieder Erwarten längere Zeit in Frankfurt durch die Krankheit ihres jüngsten Kindes, eines kleinen Mädchens von fünf Jahren, festgehalten.

Das Journal de Paris enthielt die Nachricht, daß sie Paris verlassen habe, mit der Bemerkung, der Zweck ihrer Reise sei, in Berlin eine neue Auflage ihrer Delphine zu veranstalten, mit einer Vorrede, welche Absicht und

Inhalt des Buches rechtfertigten. Benjamin Constant wurde als ihr Begleiter genannt, und als Verfasser einiger Broschüren und einer Uebersetzung Kant's aufgeführt, dont la doctrine est au-dessus de la portée de l'esprit humain, hieß es.

In demselben Momente hielt Friedrich Schlegel jeden Sonntag-Morgen Vorlesungen in Paris, und suchte das Publikum mit dem Geist der deutschen Wissenschaften bekannt zu machen; es blieb ihm, nach dieser Ankündigung zu urtheilen, ein noch weites Feld für seine Mittheilungen über deutsche Literatur und Philosophie übrig.

Frau von Staël erhielt aber auch andere Zeitungsblätter nachgesandt, welche ihrer Reise in weniger anständigen Ausdrücken erwähnten und mit Verleumdungen schlossen, bei denen ihr das Herz still stand. Sie mußte aus dem Becher des Lebens den Honig und den Wermuth trinken; von beiden war ihr ein übervolles Maß beschieden. Wer die goldene Mittelstraße verschmäh't, darf sich nicht wundern, wenn er auf Pfade geräth, wo sein Fuß sich wund rißt.

In Deutschland war der Name der Frau von Staël schon lange mit Auszeichnung genannt und ihre Schriften mit Bewunderung gelesen worden. Schon im Jahre 1795 schrieb Sophie la Roche an Wieland:

„Sagen Sie mir, würde es Sie freuen, der Madame de Staël, Tochter von Necker, reflexions sur la paix zu lesen, welche sie neben dem Stricken schrieb und Pitt und der französischen Nation dedicirte? — Und soll ich Ihnen Zulma mittheilen, Fragment eines sehr interessanten Werkes, von eben dieser außerordentlichen Frau? Da sie über den Einfluß der Leidenschaften auf unser Glück schreiben wollte, machte sie natürlich den Versuch zuerst mit dem Artikel Liebe und Zulma erschien. Ich bekenne, mich freut es, die Werke von Vater, Mutter und Tochter zu besitzen, und alle drei persönlich zu kennen.“

Man war in Weimar bereits auf ihre Ankunft vorbereitet und erwartete sie mit Ungeduld, während eine so traurige Veranlassung sie in Frankfurt festhielt. Es war die erste deutsche Stadt, in welcher sie sich aufhielt und die Sorge um das Leben ihrer kleinen Tochter Albertine trug nicht bei, ihr den Eindruck angenehmer zu machen, den die Stille des Ortes, der Klang der fremden Sprache, die Sehnsucht nach Paris und ihren Freunden in ihr hervorrief. Die Aerzte sprachen in jener Zeit selten nur französisch und dadurch entstand eine Schwierigkeit sich mitzuthellen, welche eine sorgende Mutter lebhaft fühlte.

Täglich kamen Briefe von Coppet, mit Rath und Trost, und ärztlichen Vorschriften von ihrem Doctor in Genf. Necker begleitete mit seinen Gedanken seine Tochter,

wo sie auch weilte, und theilte mit ihr jede Sorge, wie jede Freude.

Sie schrieb von hier an ihn:

„Was würde eine Mutter werden, welche für das Leben ihres Kindes besorgt ist, ohne das Gebet? Diese Lage würde zur Entdeckung der Religion führen, wenn man sie bis dahin auch noch nicht gekannt hätte.“ — Sie athmete erst wieder auf, als der Arzt jede Gefahr überstanden erklärte.

Die Tage hatten sich indessen verkürzt, der Schnee deckte mit kaltem Tuche die Erde, und alle Schrecken des Winters stellten sich ein. Mühsam setzte sie endlich ihre Reise fort, froh, wenn jeder Tag sie um wenige Meilen auf ihrem Wege förderte und sie ihrem Ziele um etwas näher brachte.

Benjamin Constant war kein Fremder auf diesem Boden. Er hatte diese Gegenden früher schon durchreist, mit leichterem Herzen freilich, und einem Ziele, das ihn mit glänzenden Hoffnungen winkte. Jetzt blickte er mit undüsteren Auge auf diesen öden Fluren, und schien der Gegenwart nicht froh zu werden. Es lag etwas Unstütes in seinem Blicke, eine gewisse Aengstlichkeit hatte sich seiner bemächtigt, seit sie diesen Boden betraten, die Frau von Staël auffiel.

Ihr leuchtendes Auge ruhte forschend auf ihm. — Er

bemerkte es, und suchte durch eine angefangene Unterhaltung ihre Gedanken von ihm abzulenken. Da er wußte, was sie vorzugsweise interessirte, so gelang es ihm meistens immer, sie in eine Unterhaltung zu ziehen, so oft es ihm daran gelegen war, und dann sprach sie wiederum so schön, so hinreißend, daß auch er seinen eigenen Gedanken entsagen mußte, um an ihren Lippen zu hängen.

Frau von Staël wünschte Deutschlands Dichter kennen zu lernen und nahm darum ihren Weg nach Weimar. An die Ufer der Ilm hatten sich damals die Musen geflüchtet, um dem kleinen Lande einen Glanz zu verleihen, mit dem es über die Welt leuchten sollte. Aus allen Theilen der Erde pilgerte man bereits hierher, um an diesem Schreine zu opfern.

An einem düstern Abend erreichte sie das Städtchen, das keine Laterne erleuchtete, außer der an ihrem Reisewagen befindlichen, und richtete sich in dem nicht allzu-bequemen Gasthof ein. Schon in der Stunde ihrer Ankunft lief das Gerücht von Haus zu Haus, die berühmte Frau sei endlich da, und beim Erwachen des nächsten Morgens war es der erste Gedanke eines Jeden, wie und wo man ihr begegnen würde. So begierig man war, sie zu sehen, so wenig begehrte man gleichwohl ihr entgegen zu kommen, aus Furcht, in der fremden Sprache nicht zu bestehen.

Frau von Staël war dem Hofe zu Weimar dringend empfohlen und gleich nach ihrer Ankunft wurde sie zur Tafel geladen und mit allen Ehren eines ausgezeichneten Gastes überhäuft. Nach dem Mahle stellte ihr der Herzog persönlich seinen Schiller vor. — Forschend ruhte das Auge der berühmten Frau auf dem Gesichte des deutschen Gelehrten, während sie ihm mit stolzem Selbstbewußtsein entgegen trat. Seltsam stach ihre starke Gestalt, allerwegens rund von Fleisch,\* gegen den hagern, bleichen Dichter, mit den markirten Zügen ab, welche seinen, dem Höchsten zugewandten Sinn aussprachen, während die befremdende Erscheinung vor ihm sichtlich der Erde angehörte.

Als sein helles, blaues Auge ihrem glühenden Blicke begegnete, schlug er es fast erschreckt vor diesem blendenden Strahle zu Boden.

Mit ihrer schönen, tiefen Stimme redete sie ihn jetzt in einer Sprache an, die ihm nicht geläufig war, und nur durch ihre klare Betonung der Worte und ihr Mienenspiel ihm verständlich ward. Aufmerksam lieb er ihr sein Ohr, während seine hohe gedankenvolle Stirne noch gedankenvoller aus sah.

„Setzen Sie sich zu mir,“ sagte sie, und winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen, „ich kenne Sie schon lange,

---

\* Frau von Stein.

wir sind alte Bekannte und c'est ma nature ainsi alle begabten Männer als meine Freunde zu behandeln. Ich bin nach Deutschland gekommen, um mich mit Ihrer Philosophie bekannt zu machen. Ich möchte Ihren Kant, Ihren Fichte kennen lernen. Erzählen Sie mir von ihnen! Wem geben Sie den Vorzug? Wen stellen Sie höher?"

Schiller fand es schwierig, auf diese sich häufenden Fragen zu antworten. Dennoch sah er sich sehr bald in ein lebhaftes Gespräch gezogen, und in philosophische Discussionen vertieft, welche in diesen Räumen vielleicht nie zuvor gehört waren. Erstaunt horchte der Hof von ferne auf den Gang einer so seltsamen Unterhaltung! — Immer lebhafter wurden beide Theile, immer lauter erhob Frau von Staël ihre schöne Stimme, und ließ deren metallreichen Klang auf das Ohr der Hörer wirken. Plötzlich aber sprang sie, wie von einem raschen Impuls geleitet, von ihrem Sitze auf, und schritt mit ihrem kühnen, festen Gange auf den Herzog zu, wobei ihr weißes Atlasgewand mit seiner langen Schleppe hinter ihr herrauschte. Verwundert ruhten aller Blicke auf ihr und warteten der zu kommenden Dinge.

„Ich höre so eben, daß Monsieur Göthe in Jena ist,“ sagte sie lebhaft, „und nachdem ich Monsieur Schiller gebeten mir ihn vorzustellen, erwiedert er, dies sei unmöglich, weil er nicht nach Weimar zurückkehren würde,



und meinen Besuch dort erwarte. Ist dies in allem Ernste deutsche Etikette, Sire? — Ist es an Ihrem Hofe Sitte, daß die Damen den Herrn auf solche Weise huldigen? — Wenn so, dann freilich muß ich mich dieser befremdenden Convention fügen.“

Der Herzog blickte verlegen auf Schiller, um in dessen Mienen die Bestätigung dieser Anklage zu lesen und erwiderte nach augenblicklicher Ueberlegung: — „Ihre Wünsche, Madame, werden von allen Personen, die mir nahe stehen, geehrt werden; es wird Göthe schmeichelhaft sein, daß Sie ihn kennen lernen wollen, und ich selbst werde ihn morgen von seinem Glücke in Kenntniß setzen!“

Durch diese Antwort beruhigt, ließ Frau von Staël es sich gefallen, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet gelenkt zu sehen, und damit endigte dieser für Weimar merkwürdige Tag.

Am folgenden Morgen ließ Schiller sich bei ihr melden, um ihr Wieland vorzustellen, dessen Persönlichkeit ihr einen sehr angenehmen Eindruck verursachte. Indessen schickte der Herzog einen Expressen an Göthe ab, um ihn zur Rückkehr nach Weimar zu bewegen; doch, was dieser früher schon gegen Schiller geäußert, wiederholte er auch jetzt in seiner Antwort an den Fürsten, nur in ehrerbietigeren Ausdrücken: „um die berühmte Frau zu genießen, müsse er tête-à-tête mit ihr sein, und werde darum

eine Privatwohnung im Loderischen Hause für sie einrichten.\*

Diese Antwort wagte der Herzog ihr nicht mitzutheilen und meldete Göthe lieber als krank, worauf Frau von Staël ihren Aufenthalt zu verlängern beschloß.

War Weimar auch nicht Paris, so bot sich hier doch ihrem Geiste mancherlei Ansprache und es blieb ihr so vieles zu erfragen, daß sie immer noch Stoff zu den lebhaftesten Debatten fand.

Schiller schrieb an Körner: „Sie ist das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich so interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns herübergeschleuderte Erscheinung, mit unserem deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab; und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, ihrer Liberalität und

---

\* Schiller an Körner.

ihrer vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren.“\*

Indessen Frau von Staël diese Triumphe feierte, empfing Benjamin Constant einen Brief, der ihn sehr in Verlegenheit setzte. Fräulein von Hardenberg schlug ihm darin vor, ihn in Weimar zu besuchen, um seine großmüthige Beschützerin kennen zu lernen. Daß dieser Beschützerin ihre Existenz unbekannt war, unbekannt bleiben mußte, hatte er ihr nicht mitgetheilt und befand sich jetzt in der äußersten Verlegenheit, wie er dieser Anmeldung ausweichen sollte. Einmal in Deutschland, schien es so natürlich, daß er die Dame seines Herzens aufsuchte, von der andern Seite aber konnte er keinen Vorwand finden, um Frau von Staël jetzt zu verlassen, wo sie seiner, ihrer Unkenntniß der deutschen Sprache halber, so nothwendig bedurfte. Er seufzte schwer. Es war eine peinliche Lage, in der er sich befand.

Tausend Banden ketteten ihn an die geistreiche Frau, sie war von so großer Güte für ihn, ihre Stellung in der Gesellschaft, die ihr erwiesene Ehre, alles ließ sie ihn theilen und zum Danke sollte er sie immer nur täuschen und hintergehen! — In dieser Rolle wollte seine Eigenliebe sich selbst oft nicht gefallen.

---

\* Schiller an Göthe.

Nach mehreren unruhig verlebten Tagen schrieb er an Fräulein von Hardenberg, daß seine Ungeduld, sie wieder zu sehen, sich nicht beschwichtigen lasse und er auf dem Punkte stehe zu ihr zu eilen. Damit war ihrem Besuche zuvorgekommen, doch nun sollte er seine Worte auch zur Wahrheit machen und das war freilich minder leicht. Unter welchem Vorwande konnte er diese Reise antreten? Er sann und sann.

Da er jetzt, wo die Politik schwieg, wieder ernsthaft mit seinem Werke über die Religionen beschäftigt war, so glaubte er, dies zum Vorwande nehmen zu können. — „Ich muß auf einige Tage nach Göttingen gehen,“ sagte er zu Frau von Staël, „um dort einige Werke durchzugehen.“

Sie sah ihn mit ihren klugen Augen groß an.

„Wäre es dazu nicht noch Zeit, während wir in Berlin sind?“ fragte sie mit forschendem Blicke.

„Würde ich mich dann jetzt von Ihnen entfernen wollen?“ erwiderte er empfindlich. „Verdiene ich dies Mißtrauen, mit welchem Sie alle meine Schritte bewachen? — Verdiene ich es, daß Sie überall einen Grund sehen, an meiner Zuneigung für Sie zweifeln zu wollen? — Haben so viele Jahre unserer Bekanntschaft noch nicht hingereicht, Sie von meiner dauernden Anhänglichkeit zu überzeugen, welche mich, was auch vorgefallen sei, stets

mächtig zu Ihnen zurück führt, und mich alle Unbill verzeihen läßt, sobald ich Sie nur wieder sehe.“

„Ich finde, daß Sie ohne jegliche Veranlassung diese Scene herbeiführen,“ versetzte Frau von Staël groß und ernst. „Vertrauen verdient Vertrauen. Ich gestatte Ihnen den vollen Einblick in mein Herz, Sie kennen die Motive aller meiner Handlungen. Kann es Sie Wunder nehmen, Benjamin, wenn meine Freundschaft für Sie mir das Recht geben will, gleich tief in Ihre Seele zu blicken?“

„Gewiß nicht,“ versetzte er, von dem sanften Tone ihrer Stimme gerührt, „gewiß nicht, Germaine. Doch Vertrauen wünschen und Mißtrauen hegen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Einem Manne geziemt es nicht wohl, von jedem seiner Schritte Rechnung ablegen zu müssen, selbst nicht an die Frau, welche er am höchsten schätzt. Es kränkt ihn, beleidigt ihn, wenn sie es fordert.“

„Gut denn! So gehen Sie, Constant, und ich frage nicht weiter nach dem Warum Ihrer Reise.“

Dankbar küßte er ihre Hand und verließ sie mit erleichtertem Herzen, um seinen Platz auf der Post zu sichern.

Er fühlte sein Unrecht. Traurig und wehmuthsvoll ruhte sein Auge während des ganzen Abends auf ihr. — Sie war kaum vierzehn Tage in Weimar, war noch ganz fremd in diesem Orte und er konnte sie verlassen, der er so tief verschuldet war. Es schien ihm, als sei es unmöglich,

sich von ihr zu trennen. Schiller und Wieland waren gekommen, ein lebhaftes Gespräch wurde geführt, die glänzende Beredsamkeit seiner Freundin bezauberte sein Ohr. Wie, wenn er diese Stimme nie mehr hören sollte!

Die Arme gekreuzt, lehnte er an der Thüre, und schaute traurig auf die Gruppe vor ihm. Der Diener meldete ihm jetzt, daß es Zeit sei, sich auf die Post zu begeben. Er zog seine Uhr aus der Tasche und fand, daß sie die ihm bestimmte Stunde erreicht hatte. — Empört warf er sie auf die Erde und trat sie mit Füßen.\*

„Warum das?“ fragte ihn Wieland vermundert.

„Sie ist meine Feindin, denn sonst hätte sie mir die Minute nicht gezeigt, welche mich von hier abrufft.“ Wie in Verzweiflung umarmte er Frau von Staël und stürzte aus dem Zimmer.

„Die Luft in Deutschland bekommt ihm nicht,“ sagte diese scherzend, während ihr Auge ihm befremdet folgte. „Er ist zu alt für eine Sturm- und Drangperiode und spielt, wie mir scheint, eine Comödie mit sich selbst. — Da er das Weihnachtsfest mit ein paar alten Manuscripten verbringen will, so mag er beim Scheiden wohl empfinden, wie viel er hier verläßt; indessen, er hat es so gewollt und muß nun auch sein Ziel im Auge halten.“

---

\* Frau von Stein an ihren Sohn.

Diese kleine Scene wurde schnell in der kleinen Stadt bekannt und viel besprochen. Auch Göthe hörte davon und wurde täglich neugieriger, die wunderbare Frau zu sehen, von welcher Schiller ihm schrieb, daß sie aus einem Stück, und daß kein fremder, falscher und pathologischer Zug an ihr sei.

Er entschloß sich endlich gegen Ende December auf einen Tag nach Weimar zu kommen. Frau von Staël war auf seinen Besuch vorbereitet und empfing ihn mit mehr Kälte, wie sie sonst zu zeigen gewohnt war, denn trotz seines Unwohlseins fühlte sie ganz richtig, daß sein guter Wille schon lange so viel über seine Gesundheit vermocht hätte, um ihr entgegen zu eilen. Sein geringer Eifer, sie aufzusuchen, stimmte sie kalt.

Göthe sprach sehr gut französisch und trat ihr ohne Befangenheit entgegen. Schon durch die vielen Berichte seiner Freunde mit ihrem Aeußeren vertraut, überraschte es ihn nicht mehr sie so wenig schön zu finden. Bald waren sie in einem eifrigen Gespräche begriffen, während dessen sie einen kleinen grünen Zweig zwischen ihren schönen weißen Fingern hin- und herwand, eine Gewohnheit, von der sie nicht mehr lassen konnte. Sie verständigte sich weit besser mit ihm, als wie mit Schiller, dessen Idealphilosophie, die nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führte, ihr eine entsetzliche Scheu einflößte. Sie wollte

alles mit ihrem Geiste durchdringen, alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirte nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten konnte, das war für sie nicht vorhanden.\*

Göthe wurde mit jeder Minute mehr für sie eingenommen und versprach beim Abschiede, nächstens nach Weimar zurück zu kehren und dort bis zu ihrer Abreise zu verweilen; wenn sie jetzt seiner Einladung folge und auf einige Tage zu ihm nach Weimar komme, wo er sie mit einem Gast bekannt zu machen gedenke, der alles überbieten werde, was sie noch in Deutschland gesehen, und sie tiefer in das mysteriöse Reich des Menschengeistes blicken lasse, als alle Philosophie von Kant und Fichte es zu thun vermöge.

„Aber wer kann das sein?“ fragte sie so erstaunt, als verwundert. „Von wem können Sie reden? — Sie haben keinen Tagliostro oder Saint Germain aufzuweisen, so viel ich weiß?“

„Nein; aber Besseres — einen wirklichen Geist, ein unförperliches Etwas, eine echte deutsche Spukgestalt sollen Sie dort mit Ihren eigenen wunderschönen Augen sehen.“

„Aber wo finde ich dies namenlose Wesen, wo haust es, wo geht es um. — In diesem Lande der Märchen

---

\* Göthe an Schiller.



und Sagen möchte ich wohl auch die Stätten sehen, wo ihre Gespenster sich ansiedeln.“

„Aus dieser Rücksicht habe ich Ihnen eine Wohnung in einem Hause eingerichtet, wo ein Männchen, wie unsere Dichter es schildern, allnächtlich sein Wesen treibt und sich Ihnen persönlich vorzustellen die Ehre haben wird. — Wollen Sie den Gast nicht scheuen?“

„Keineswegs! — Ich freue mich auf seine Bekanntschaft und komme nun ganz bestimmt.“

„Also, was Sie mir selbst nicht gewährten, das erreiche ich durch einen Spuk,“ sagte er, sich lächelnd empfehlend.

Aber sei es, daß Frau von Staël sich eines zu gefunden Schlafes erfreute, sei es, daß der Geist sich vor der berühmten Fremden fürchtete, deren Sprache er vielleicht nicht verstand; genug, er ließ sich während ihres Aufenthaltes in Jena nicht blicken und sie erzählte bei ihrer Rückkehr, daß nur deutsche Augen deutsche Gespenster zu sehen vermöchten, denn der Glaube versetze ja Berge.

Schiller nahm solche Aeußerungen nie gut auf. — Er verstand keinen Scherz und keine Art von Raillerie; er sah in Allem gleich eine persönliche Anspielung und wurde empfindlich, wo er hätte lachen sollen. — Allein, zu lachen verstand er nicht. So äußerte er denn auch jetzt in höchstem Zorn über Frau von Staël, weil sie sich

gerühmt, die deutschen Gespenster liefen vor ihr davon:— „das wundere ihn gar nicht, denn selbst Satan's Gefelle würde mit der nichts zu schaffen haben mögen.“\*

Göthe stellte sich in ein besseres Verhältniß zu ihr. Er gestand ein, daß er einen so bedeutenden Geist noch nie in einer Frau gesehen und eben so wenig für möglich gehalten hätte. Ihre Wärme, ihr glühender Enthusiasmus berührten ihn wohlthätig, er nährte sich gern von einer solchen Flamme, und wurde dadurch wieder für den Umgang edler Frauen gewonnen, wie Frau von Stein rühmte.

Fast ein Monat verschwand indessen, bevor Göthe sich wieder in Weimar einrichtete und die berühmte Fremde bei sich empfing. Ihre große Lebhaftigkeit, ihr beständiges Fragen, Streiten, Bekämpfen der Meinungen Anderer, ermüdete auch ihn mitunter; denn er fühlte nur zu deutlich, wie vergeblich es sei, sich gegenseitig überzeugen zu wollen, wenn man von so verschiedenen Punkten ausgehe.

Constant war indessen plötzlich wieder eingetroffen und sein Verschwinden, wie sein Erscheinen, beschäftigte die Leute in dem kleinen Orte auf das Lebhafteste, um so mehr, weil er ein gewisses mystisches Dunkel über diese Reise verbreitete. Frau von Staël, welche seine Abwesenheit stets entbehrte, empfing ihn mit warmer Herzlichkeit.

---

\* Erinnerungen von Henriette Herz.

Berlegen saß Constant ihr gegenüber; denn die Lüge wohnte abermals auf seiner Lippe.

„Sie haben mich vermißt, mon cher Benjamin, ich weiß es,“ redete sie ihn an. „Wo Sie sich auch befinden, so finden Sie doch Niemand, der Ihnen meine Stelle ersetze. Ist dem nicht so?“

Er konnte hierauf wenigstens mit aller Wahrheit bejahend antworten. Fräulein von Hardenberg hatte ihn mit ihrem Mysticismus gelangweilt und ihm endlich ein wahres Heimweh nach seiner geistreichen Freundin eingeflößt. Er liebte Jene, um sich an ihrem Herzen auszurufen; — es zog ihn zu Dieser zurück, um seinem Geiste eine frische Spannkraft zu verleihen.

„Ich wünsche einen Abend anzusetzen, wo ich meinen Freunden vorlese,“ sagte Frau von Staël, „und es ist mir doppelt lieb, Sie hier zu wissen, weil Ihr Urtheil bei der Auswahl eines Stückes maßgebend für mich ist. Was soll ich wählen?“

„Spielen Sie ihnen Lady Macbeth vor; oder seien Sie Julie, die Sie so unübertrefflich vorstellen,“ erwiderte er.

„Wenn es keine Frauen in Weimar gäbe! Diese aber betrachten mich ohnehin schon mit ungünstigem Auge. Weil sie selbst so wenig sind, so gönnen sie mir meinen

Geist nicht. Ach! Benjamin, gäbe es mehrere meines Geschlechtes mit dem Grade meiner Bildung, mit einem mir analogen Verstande, wie ganz anders würde es um die Männer stehen! — Die Gesellschaft der Frauen hat in Paris jenen Geist der Conversation geschaffen, welcher so unnachahmlich, so verführerisch, so entzückend ist. Der Einfluß, welchen wir auf Euer Geschlecht ausüben, ist unberechenbar! Hier aber — verstehen die Frauen ihre Stellung nicht, hier versuchen sie es nicht einmal, durch ihren Geist, durch ihren Tact, durch ihre Liebenswürdigkeit zu herrschen. — Hier wählen sie nur Männer, um Mütter zu sein und vergessen, daß sie mit ihrem Geiste ihrem Vaterlande Bürger erziehen sollen.“

„Sie dürfen sich durch ihr Mißwollen nicht stören lassen,“ erwiderte Constant. „Sobald der Fuchs eine Traube nicht erreichen kann, findet er sie sauer.“

„Das Wort haben Sie von mir gelernt, Constant,“ sagte Frau von Staël lächelnd.

„Wollen Sie mich darum tadeln, wenn ich die Perlen aufzulesen verstehe?“

Sie sah ihn zärtlich an.

Von Woche zu Woche schob Frau von Staël ihre Abreise hinaus und aus einem Besuche von Tagen wurden Monate. Man zeichnete sie bei Hofe aus, die Herzogin Mutter sah sie häufig bei sich, Concerte und Feste wechselten

und immer mehr gewöhnte man sich an die befremdende Erscheinung, welche in ihrer Bedeutendheit jeden Nimbus verschmähete, den der Schein und die Heuchelei zu verleihen vermag. Worin sie sich am wesentlichsten von andern Frauen unterschied, das war die grade Offenheit ihres Wesens, und was ihr eigenes Geschlecht am meisten an ihr scheute, das war das Wort der einfachen Wahrheit auf ihrer Lippe.

Johannes von Müller traf jetzt ein, auch diesen wünschte sie noch kennen zu lernen und verschob wiederum ihre Abreise. Schiller wollte darüber fast ungeduldig werden. — Auf eine kurze Zeit hatte er es ertragen, sich in seinem eigentlichen Wesen durch diese fremde Erscheinung beirren und stören zu lassen; aber auf die Dauer verstimimte es ihn, aus seiner exträurten Welt mit so vielem Geiste in die Wirklichkeit zurückversetzt zu werden, das sein Wort: Die Erde ist für mich nicht da — schwach dem gegenüber verhallte. Wie alle Idealisten, vertrug er keinen Widerspruch, und wurde reizbar, so wie man seinen Standpunkt nicht anerkannte; und dazu wollte und konnte Frau von Staël sich nicht verstehen.

„Je marche avec des sabots sur la terre quand on veut me forcer à vivre dans les nuages,“ sagte sie lächelnd, nach einem lange Streite mit ihm, als er aufgeregert von ihr geschieden war.

Nach ihrer Abreise schrieb Frau von Stein an ihren Sohn:

„Ich glaube, Frau von Staël hat Göthe das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildeteren Frauen bei sich zu sehen, als bisher es seine Umgebung war.“

---

## Dehntes Capitel.

### Der hyperboräische Esel.

Noch lagerten Winternebel auf der Hauptstadt Preussens, als Frau von Staël Berlin erreichte. Joseph Bonaparte hatte sie auch für diese Stadt mit den besten Empfehlungen versehen und namentlich an den Gesandten, Monsieur la Foreste, geschrieben, daß er ihr den Aufenthalt möglichst angenehm machen möchte; denn des ersten Consuls Unwille vermochte seine persönliche Freundschaft nicht zu vermindern.

Frau von Staël ward sogleich nach ihrer Ankunft dem Hofe vorgestellt und mit großer Auszeichnung empfangen. Die schöne Königin Louise trat ihr mit all ihrer Grazie entgegen, und sagte in ihrer liebenswürdigen Weise:

„J'espère, Madame, que vous me croyez trop bon goût pour n'être pas flattée de votre arrivée

à Berlin.\* Il y a longtemps que je vous ai admirée et j'ai été impatiente de faire votre connaissance."

Auch der König bemühte sich, in seiner lakonischen Weise artig zu sein. Trotz ihrer Schwärmerei für eine Constitution und eine freie Regierung, wurde Frau von Staël in dem Grade von dem preussischen Hofe eingenommen, daß sie äußerte: „Berlin était un des pays les plus heureux de la terre et les plus éclairés."

Sie lernte den Prinzen August kennen; — vor Allem aber nahm der Prinz Louis Ferdinand sie durch sein schönes ritterliches Wesen für sich ein. Seine Wärme, sein Enthusiasmus entzückten sie; wie sie selbst, suchte auch er les émotions qui peuvent agiter la vie; wie sie selbst, haßte er Bonaparte, nicht nur als Usurpator, sondern wegen des moralischen Todtschlages, womit er diejenigen, welche sein Haß traf, ohne daß sein Arm sie erreichen konnte, durch Verleumdungen vernichtete. „Je lui permets de tuer, mais assassiner moralement, c'est là ce qui me révolte,"\*\* sagte er.

---

\* „Ich hoffe, Madame, daß Sie mir Geschmack genug zutrauen, um durch Ihre Ankunft in Berlin geschmeichelt zu sein. Ich habe Sie lange bewundert, und mit Ungebuld Ihrer persönlichen Bekanntschaft entgegen gesehen."

\*\* „Ich erlaube ihm zu tödten; aber moralischen Todtschlag zu üben, das empört mich."

Die gelehrte Welt, damals so reichlich in Berlin vertreten, drängte sich bald um sie und das bewegte Leben einer Hauptstadt nahm sie nach allen Seiten hin in Anspruch. Bald ward es bekannt, daß die berühmte Fremde sich in Berlin befinde, und Jeder wollte sie nun kennen lernen, Jeder ihr vorgestellt sein.

Das geistreiche Berlin besaß auch damals schon seine Coterien, seine Theetische, und gebildete Frauen, deren Lebensaufgabe es war, einen kleinen Kreis angenehmer Menschen um sich zu versammeln. Die Hofgesellschaft lebte jedoch ganz getrennt von dieser Sphäre, und nur die Prinzen suchten hier einzeln Zutritt in diesen Gesellschaften zu gewinnen.

Das Haus des Buchhändlers Sandet bot einen solchen Vereinigungspunkt; ein anderer fand sich bei der schönen und geistvollen Henriette Herz, und außerdem empfingen Nicolai und Kozebue alle ausgezeichneten Fremden bei sich. In diesen Kreisen wurde Frau von Staël nun auch bekannt, und fand dadurch Gelegenheit, nach allen Seiten hin mit den gebildetsten Leuten der Hauptstadt Preußens in Berührung zu kommen.

Kozebue stand im Zenith seines Ruhmes. Er war vor nicht langer Zeit aus Sibirien zurückgekehrt, hatte seine Reise veröffentlicht und dies hatte ihn zum gefeierten Helden des Tages erhoben. Seine Stücke wurden außerdem



mit großem Beifall gegeben; er war der Scribe seiner Zeit und sein Talent verdiente die ihm gezollte Anerkennung.

Er bewohnte in der Jägerstraße eine zweite Etage, und lebte auf sehr anständigem Fuße, wozu ein Geschenk des Kaisers Paul, das aus dreihundert Bauern bestand,\* ihm die Mittel an die Hand gab. — Seine Wohnung war der Sammelplatz aller Fremden, und bot die angenehmste Gastlichkeit dar.

Hierher lenkte denn auch Frau von Staël sehr bald ihre Schritte. Sie liebte die Bühne vorzugsweise, und spielte selbst sehr gern. Sie hatte in Weimar wieder fleißig Deutsch getrieben und war schnell dahin gelangt, einer Vorstellung folgen zu können. Die ihr unverständlichen Scherze mußte man ihr erklären und herzlich lachte sie dann mit, sobald sie sie verstand. Den Verfasser so vieler komischen Scenen kennen zu lernen, und seine Stücke von Iffland gespielt zu sehen, war einer ihrer Hauptwünsche bei ihrer Ankunft in Berlin. — Sie sandte daher unverzüglich Benjamin Constant mit einem Billet an ihn ab und erwartete nun ungeduldig den Besuch des berühmten Bühnendichters.

Schon am nächsten Morgen fuhr seine stattliche

---

\* Memoiren von Friedrich Laun.

Equipage vor und Herr von Kozebue wurde gemeldet. — Mit einem unwillkürlichen Ah! der Ueberraschung trat Frau von Staël bei seinem Eintritt einen Schritt zurück. — Sie hatte, wie das so häufig geht, sich ein so ganz anderes Bild von dem berühmten Bühnendichter entworfen, und stand nun vor einem Manne, dessen Gesichtszüge, den Ausdruck der Schlaueit ausgenommen, durchaus unbedeutend und ausdruckslos waren.

Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und hoffte nun, durch den Wit seiner Unterhaltung für diese Enttäuschung entschädigt zu werden. Doch weit gefehlt! Kozebue gehörte zu jenen in sich gefehrten Menschen, welche nur dem Papiere gegenüber in Wit und Laune übersprudeln; im Verkehr mit der Welt jedoch schweigsam, einsilbig und wenig heraustretend sind. Somit blieben denn ihr allein les frais de la conversation überlassen.

Ihren directen Fragen mußte er jedoch Rede stehen, und sie zögerte nicht, Auskunft über die verschiedenartigsten Dinge von ihm zu begehren. „Kann ich Ihnen in irgend einer Art gefällig sein, Madame?“ fragte Kozebue im Laufe der Unterhaltung.

„Gewiß, Monsieur,“ erwiderte sie fein, „wenn Sie mir recht oft das Vergnügen Ihrer Gesellschaft gönnen wollen.“

„Sie sind sehr gütig. Aber auch in anderer Weise,

auch ohne persönlich zu profitiren? Ich bitte, befehlen Sie über mich.“

„Ich möchte gern Tief kennen lernen, der so vortrefflich lesen soll. Er ist bisweilen in Berlin, wie ich höre. Und August Wilhelm Schlegel, von dem man mir sagt, daß er die Andacht am Kreuze nach Calderon irgendwo vorliest.“

„Leider kann ich Ihnen beide Herren nicht vorstellen; denn sie gehören zur neupoetischen Schule, welche ich in einem von mir gegründeten Blatte zu stürzen suche,“ erwiderte er bedauernd.

„Also Krieg, offener Krieg!“ rief Frau von Staël. „Das gefällt mir! Das ist etwas Lebendiges. Man greift an, man vertheidigt sich und kommt zu neuen Resultaten. Darf ich aber fragen, um was es sich dabei handelt? Darf ich die Ursache der Fehde kennen?“

„Sie werfen uns vor, auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen, während sie die Poesie in das Reich schöner Träume versetzt wissen wollen. Sie beabsichtigen, eine romantische Schule zu gründen.“

„Ah! Ist dem so, dann trete ich auf Ihre Seite, Monsieur,“ rief Frau von Staël lebhaft. „Auch ich werde mich nie mit jenen Luftgestalten befassen, welche in Ossian's Nebeln hausen, und aus einer Welt zu uns herüber kommen, welche unser Auge nicht gesehen hat. Wie und wo

kann ich diesen Herrn begegnen; denn kennen möchte ich sie demungeachtet.“

„Bei Madame Bernardi, wo August Wilhelm Schlegel wohnt, findet sich diese Clique zusammen, und nur eines Winkes von Ihnen bedarf es, Madame, um dort eingeführt zu werden.“

„Allein Iffland, den finde ich doch bei Ihnen, Monsieur?“

„Ganz gewiß, wenn Sie mir das Vergnügen gewähren wollen, einen Abend bei mir zuzubringen, so treffen Sie ihn und den Capellmeister Rhigini dort an.“

„Dann müssen Sie mir auch über Fichte noch Rede stehen. Fichte wünschte ich besonders kennen zu lernen, um in den Geist seiner Philosophie einzudringen. Sie müssen mir Ihre Ansichten über ihn mittheilen.“

„Damit bin ich freilich nicht so vertraut, wie mit der Bühne,“ versetzte Rozebue lächelnd. „Wer selbst producirt, findet nicht so viel Muße, um allen neuen Erscheinungen in der Literatur folgen zu können. Dafür möchte ich Ihnen aber empfehlen, meinen hyperboräischen Esel zu lesen. Er wird Sie belehren, auf welchem Standpunkte ich stehe und was ich bekämpfe.“

„Das ist ja ein entsetzliches Wort! Und sein Sinn?“

„Die Hyperboräer opferten dem Apollo Esel, an deren Sprüngen er Gefallen fand. — Eben so ergötzt sich

die Welt an den sinnlosen Phrasen unserer Gegner, deren unverständlicher Jargon von ihnen Poesie genannt wird. Friedrich Schlegel hat in seiner Lucinde diesen Unsinn in eine Form gebracht, und der Literatur ein Denkmal gesetzt, das sie beschämt. Mein hyperboräischer Esel ist seine Strafe dafür. Man muß poetische Gerechtigkeit üben, Madame.“

„Sie sind ein strenger Richter,“ sagte Frau von Staël verwundert. „Es ist bei Ihnen also tout comme chez nous. — Jeder glaubt die Wahrheit gefunden zu haben und haßt den, der ihm das bestreiten will. Die Philosophie wird hoffentlich weiser sein. Die Philosophen sind hoffentlich Brüder, und suchen gemeinsam nach dem Lichte.“

„Einer muß es doch immer zuerst finden und was wird dann aus den Uebrigen?“

Als er sich entfernt hatte, ließ Frau von Staël Benjamin Constant rufen und bat ihn, ihr gleich den hyperboräischen Esel zu besorgen und August Wilhelm Schlegel um seinen Besuch zu bitten.

Das gefürchtete Thier erschien in Gestalt eines kleinen Büchleins von achtundfünfzig Seiten, und enthielt in Form eines Dramas einen Angriff auf die Lucinde, diesen verpönten Roman Friedrich Schlegel's, der die Emancipation des Fleisches predigte. Sie mußte daher erst diese lesen, bevor sie jenes begreifen konnte und dazu bedurfte sie eines

Lehrers. — Indem sie die Bücher betrachtete und darüber nachsann, wen sie erwähnen sollte, sie ihr zu verdolmetschen, ließ sich August Wilhelm Schlegel melden.

Schmiegsam, mit dem Wesen und Anstand eines Stuzers, trat er ein und verbeugte sich tief vor der berühmten Frau. Diese war aufgestanden und ihm einen Schritt entgegen getreten, um ihm ihren Dank für die Erfüllung ihrer Bitte auszusprechen.

„Sie haben mich zum glücklichsten Sterblichen gemacht,“ sagte er, bethurend seine Hand auf die Brust legend. „In dies Auge zu blicken, dessen Gluth einen Himmel verspricht, ist ein Gewinn, den ein halbes Leben nicht theuer genug bezahlt. Ich habe Ihre Delphine gelesen, und die Verfasserin anbeten gelernt. — Darf ich heute die Hand, welche so schöne Worte schrieb, ehrfurchtsvoll an meine Lippen führen?“

Frau von Staël bewilligte seine Bitte, etwas verwundert über die steife Art, mit welcher der deutsche Gelehrte französische Galanterie übte. Sie bat ihn, Platz zu nehmen und fragte ihn dann zuerst nach Fichte und seiner Philosophie. — Er hätte lieber von sich und seinen Werken gesprochen, doch, da die Dame es so begehrte, so bemühte er sich, ihr mit all seiner Beredsamkeit ein Bild von dessen Ansichten zu entwerfen. Sie hörte ihm auf-

merkſam zu, unterbrach ihn mit manchen Fragen und ſchien ſchließlich mit ihm zufrieden zu ſein.

„Sie haben eine ſchöne Gabe Ihre Gedanken in Worte zu kleiden, Monsieur Schlegel,“ ſagte ſie, „ich habe Niemand in Deutschland geſprochen, deſſen Unterhaltung mir gleich ſehr zugeſagt hätte, und, wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, ſo können Sie mich noch über Vieles belehren. Ich verſtehe Sie ſehr gut und Ihre Art, die Dinge zu beleuchten, gefällt mir. Wie, wenn Sie mich auf meiner Reiſe begleiteten? Ich ſuche Jemand, der meinem älteſten Sohne als Gouverneur zur Seite ſtehe. Wenn Sie eine ſolche Verpflichtung übernehmen wollten, ſo wäre der Gewinn doppelt groß für mich, durch den perſönlichen Vortheil Ihres Umganges.“

„Es iſt mir unendlich ſchmeichelhaft,“ ſagte Schlegel überrascht, „und nichts könnte dem Glücke gleichen, in Ihrer Nähe zu leben; doch muß ich meinen literariſchen Arbeiten zu viel Zeit zuwenden, um Ihrem Sohne nützlich ſein zu können. Ich bin mit einer Ueberſetzung Shakeſpeare's beſchäftigt, die mir, wie ich hoffe, einen Namen machen ſoll; darauf möchte ich nicht gern verzichten.“

„Die Zeit dazu bleibt Ihnen völlig, Monsieur. Zwei bis drei Stunden täglich wäre alles, was meine Kinder Ihnen koſten könnten. Es wird Ihnen außerdem jede Rückſicht gewidmet werden, die ein geehrter Gaſt

meines Hauses beanspruchen kann. — Das Einzige, was mir in Bezug auf meinen Sohn bei dessen Gouverneur besonders am Herzen liegt, ist: qu'il ait fait l'amour et ne le fasse plus.\* Diese Bedingung glaube ich indessen bei Ihnen erfüllt zu sehen. Sie kennen die Welt und das Leben und haben abgeschlossen.“

Schlegel wurde sichtlich verlegen und zögerte mit der Antwort.

„Freilich mögen Sie so urtheilen, Madame, mit Bezug auf meine Heirath; dennoch — ein Mann in meinen Jahren, der ganz frei ist — versprechen möchte ich Ihnen in dieser Hinsicht nicht gern etwas.“

„Gut denn,“ sagte Frau von Staël lächelnd, „so lassen wir den Punkt für jetzt unerörtert, und Sie denken der Sache nach. Wollen Sie einstweilen jeden Morgen eine Stunde mit mir lesen, so werden Sie mich aufrichtig verbinden und können dann, während Sie mich näher kennen lernen, auch besser beurtheilen, ob Ihnen mein Umgang Ersatz für das gewährt, was Sie in Berlin zurück lassen.“

„Völligen, zweifeln Sie daran nicht,“ rief Schlegel lebhaft, „mein Bedenken hat einen ganz andern Grund — ich bin erst Schriftsteller und dann Mensch. Einstweilen

---

\* Allonville, S. 312.



werde ich mich glücklich schätzen, Sie mit dem bekannt zu machen, was unser Deutschland Ihnen bieten kann, und bitte, nur Zeit und Stunde zu bestimmen, wenn ich Ihnen aufwarten soll.“

„Morgen um zehn Uhr, wenn ich bitten darf; ich wünsche den hyperboräischen Esel mit Ihnen zu lesen, den ich allein, wegen den darin enthaltenen Anspielungen, nicht verstehen kann.“

„Wie, den hyperboräischen Esel?“ rief Schlegel überrascht. „Das Buch meines Antagonisten. — Wie kommen Sie darauf, Madame?“

„Der Verfasser hat es mir empfohlen, und ich möchte doch gern sehen, um was es sich bei Ihren literarischen Fehden handelt. Warum man Krieg führt?“

„Es ist Neid, nichts als Neid,“ rief Schlegel warm. „Aber, wir haben uns zu rächen gewußt. Diese frivolen Comödien, ohne Ernst, ohne Inhalt, ohne den geringsten Dialog, welcher die moderne Cultur repräsentirte, begeistern das Publikum für den Verfasser und machen ihn zum Helden des Tages. Das darf nicht sein: Wir werden ihn vernichten; wir müssen ihn vernichten.“

„Das würde mir leid thun, denn er unterhält mich angenehm und ich lache gern,“ sagte Frau von Staël.

„Wenn dem so ist, wenn diese trivialen Comödien

Sie unterhalten können, dann schweige ich," erwiderte Schlegel empfindlich und verabschiedete sich.

„Sonderbar!" sagte Frau von Staël kopfschüttelnd, als er das Zimmer verlassen hatte. Trotz dem, daß sie den Geist, welcher solche Feindseligkeit eingab, nicht billigen konnte, unterhielt es sie, und, der Fehde nachzuspüren, wohin sie jetzt ging, fragte sie stets, ob die neue oder die alte Poesie vertreten sei. So oft sie aber bei sich empfing lief alles bunt durch einander, und die bittersten Feinde standen sich plötzlich gegenüber. — So schrieb sie denn nach einer solchen Gesellschaft an Wieland:

Berlin, den 31. März 1804.

„Ja, mein lieber Wielande, hier bin ich in Berlin, inmitten einer bewegten Geselligkeit, doch im Grunde meines Herzens die Sehnsucht nach dem angenehmen Leben in Weimar mit mir tragend. Man hat mich hier sehr zuvorkommend empfangen; aber es bleibt keine Zeit, um sich zu sehen und sich zu kennen, und die völlige Trennung der beiden Gesellschaften, der des Hofes und der der Gelehrten, verleiht der ersteren eine bisweilen höchst ermüdende Frivolität. Man spricht hier französisch, man macht hier französische Calembourgs, und ich, die kein Deutsch versteht, sehne mich nach Ihrem Humor im französischen Sprechen, weil ich überzeugt bin, daß Deutschland dabei

nicht gewinnen kann, wenn es unsere Pariser Grazie nachahmen will.

„Ich habe die Gelehrten gesehen: Fichte, Ancillon, Spalding und Schlegel interessiren mich unter diesen am meisten. Ich habe Kozebue und Schlegel in dasselbe Zimmer gebracht, wie man es von einer Fremden erwarten kann, welcher die Privatstreitigkeiten unbekannt sind, und ich habe Schlegel gesagt, daß er ein Unrecht begehe, nicht an Ihnen, aber an sich selbst, wenn er die bekanntesten literarischen Größen Europas angriffe. Wie sehr bedaure ich jene Zeit, wo zwischen den Gelehrten und den Schriftstellern Deutschlands noch ein Wetteifer herrschte. Noch einmal: man muß Franzose sein, um sich Beleidigungen zu sagen; man muß dem Lande angehören, wo alles sich vergißt.

„Ich kann hier nichts vornehmen, als mit Schlegel Deutsch zu lesen, seit er so gütig gewesen ist, mein Lehrer sein zu wollen. Die Uebersetzungen, die Studien, alles geht unter bei vier Einladungen par jour. Man versichert mir jedoch, daß der Monat Juni ruhiger sein werde.

„Sagen Sie mir, daß Sie mich noch lieben, und daß Sie mein Leben immer noch mit Ihren Wünschen und Ihrer Freundschaft beschützen. Ich habe Ihrer verführerischen Herzogin geschrieben, wie Sie sie nennen, und Mademoiselle de Goechhausen hat drei Mal Nachricht von

mir erhalten, mit dem Zusatze, Ihnen von mir zu sprechen. Hat Sie es gethan?

„An Göthe habe ich noch nicht geschrieben. Sie nennen ihn meinen Liebling, ohne zu bedenken, daß ich Ihnen mehr geneigt sein muß, weil Sie liebefähiger sind, als er. Adieu, adieu; geben Sie mir Ihren poetischen Segen, er ist mir lieber als der von Capuzinern und Idealisten.

Adieu!

N. de Staël.“

## Elftes Capitel.

### Ein Abend bei Henriette Herz.

Frau von Staël hatte das Rez-de-Chaussée eines Hauses an den Ufern der Spree bezogen, das sie an die Quais der Seine erinnerte, und darum auf Minuten in die glückliche Täuschung versetzte, als befände sie sich in dem ihr so theuren Paris.

Eines Morgens, als sie noch in festem Schlummer versunken lag, weckte ihre Jungfer sie mit der Nachricht, der Prinz Louis Ferdinand halte zu Pferde unter ihrem

Fenster, und wünsche mit ihr zu sprechen. Es war noch nicht um die achte Stunde. In höchstem Erstaunen über diese ungewöhnlich frühe Zeit seines Besuches, erhob sie sich schleunigst, um an das Fenster zu treten und mit ihm zu sprechen.

Der Prinz nahm sich vorzüglich gut auf dem Pferde aus. Die frische Morgenluft, sowie eine gewisse Aufregung, erhöhten heute noch den Adel seiner Miene. Frau von Staël ließ ihr Auge mit Vergnügen auf seiner schönen ritterlichen Gestalt ruhen, während er sie begrüßte.

„Ich muß Ihnen mittheilen,“ begann er, „daß der Herzog von Enghien auf dem Gebiete Badens aufgehoben und vor eine Militär-Commission gestellt worden ist, um vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris füsfilirt zu werden. Ich bin außer mir darüber.“

„Welche Geschichte!“ antwortete ihm Frau von Staël. „Sehen Sie nicht ein, mein Prinz, daß die Feinde Frankreichs die ganze Sache erfunden und in Umlauf gesetzt haben?“ \*

„Wenn Sie an dem, was ich sage, zweifeln,“ erwiderte der Prinz, „so werde ich Ihnen den Moniteur senden, worin das Urtheil enthalten ist.“

Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen,

---

\* Dix années d'exil par Madame de Staël.

mit einer Miene, welche Rache oder Tod aussprach, und galoppierte davon.

Frau von Staël zog sich gedankenvoll vom Fenster zurück.

Eine Viertelstunde darauf brachte ein Diener die Nummer des Moniteurs, worin die Nachricht enthalten war, mit einem Billet vom Prinzen, das folgendermaßen lautete:

„Der Louis von Preußen Genannte sendet Frau von Staël das versprochene Blatt, und freut sich, ihr heute bei der Herzogin von Kurland zu begegnen.“

Er schrieb auf diese Weise aus Empörung über die dem königlichen Blute angethane Schmach.

Frau von Staël überzeugte sich nun von der Wahrheit seiner Mittheilung. — Aufgeregt wanderte sie in ihrem Zimmer auf und ab und redete laut mit sich selbst, um ihrem Unwillen Luft zu machen. Noch voll von dieser Begebenheit, kleidete sie sich endlich an, um zu der Herzogin von Kurland zu fahren, wo sie zum Mittagessen geladen war.

Das Diner bestand heute nur aus wenigen Personen.\* Sie traf, außer dem Prinzen Louis Ferdinand, Johannes Müller und Henriette Herz, deren schön gehaltene

---

\* Erinnerungen von Henriette Herz.

Erscheinung ihr den angenehmsten Eindruck verursachte. — Man sprach lange nur von dem unglücklichen Herzog von Enghien; und erst nach Tische, als Prinz August und noch einige Herren erschienen, wurde die Unterhaltung heiterer.

Frau von Staël redete jeden Gast darauf an, daß er ihr etwas über die Philosophie Fichte's mittheilen möge, die sie zu verstehen wünschte. — Dies war oftmals un bequem und oft am unrechten Orte begehrt, denn in heiterer Gesellschaft erörtert sich ein so ernster Gegenstand nicht leicht; noch läßt er sich mit wenigen Worten erschöpfen. Als Prinz August sie heute begrüßte, fragte er sie daher in scherzhaftem Tone: ob sie denn nun schon glücklich in den Besitz der ganzen Fichte'schen Philosophie gelangt sei? „Oh! j'y parviendrai!“ antwortete sie mit großer Entschiedenheit, zugleich aber auch mit einer Schärfe des Tones, welche bewies, daß sie die Meinung des Fragenden wohl verstanden hatte.

Da sie wußte, daß Henriette Herz sehr befreundet mit August Wilhelm Schlegel war, so benutzte sie die Gelegenheit, ihr mitzutheilen, daß sie den Wunsch hege, diesen Herrn als Lehrer ihrer Kinder mitzunehmen, und nicht ergründen könne, was ihn abhalte, ihren Vorschlag anzunehmen, da sie bereit sei, jede ihr gestellte Bedingung zu erfüllen.

„Vous avez quelque ascendant sur lui!“ sagte

sie im Laufe des Gespräches zu ihr. „Ich will ja nichts von ihm, als daß er meinen Sohn und meine Tochter im Deutschen unterrichte, alle übrige Zeit soll ihm bleiben! Er schützt die Uebersetzung Shakespeare's vor; aber ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein,“ rief sie mit großer Lebhaftigkeit, „den englischen Dichter eben in der Hauptstadt Preußens zu bearbeiten? Reden Sie ihm zu, daß er einen Entschluß zu meinen Gunsten fasse.“

Allerdings war Schlegel nicht durch den englischen Dichter an Berlin gefesselt, sondern durch eine Berliner Dame; Schlegel hing mit zärtlicher Freundschaft an Sophie Bernardi, geborne Tiedt, nachherige Frau von Knorring. Sobald Frau von Staël dies erfuhr, bat sie Henriette Herz, daß sie Schlegel und seine Freundin eines Abends zu sich einladen möge, damit sie die letztere kennen lerne. — Sophie Bernardi sprach nun aber kein Wort Französisch, eine Unterhaltung war daher für beide Damen eine Unmöglichkeit, und das Peinliche ihres Beisammenseins im Voraus empfindend, sträubte sich Henriette Herz, den Wunsch der berühmten Fremden zu erfüllen. Frau von Staël ließ sich jedoch nicht zurückweisen und so wurde denn ein Tag festgesetzt, wo das Beegnen statt finden sollte.

„Je la verrai parler!“ rief Frau von Staël mit ihrer überwältigenden Lebhaftigkeit, und sah ungeduldig



der Stunde entgegen, wo sie die von Schlegel bewunderte Dame kennen lernen sollte.

Henriette Herz hatte eine größere Gesellschaft dazu geladen, um die Absicht der Frau von Staël möglichst zu maskiren; indessen wäre es ein Wunder gewesen, wenn Sophie Bernardi diese nicht dennoch errathen hätte. Denn kaum begann sie ein Wort an Schlegel zu richten, so rief Frau von Staël diesen auf das Lebhafteste mit einem: *qu'est-ce qu'elle dit an,*\* und da er hinter ihrem Stuhle stand, so konnte er nicht umhin, ihr das Gesagte zu übersetzen. Dabei verfuhr er denn aber aus Treue höchst treulos. Hatte Sophie Bernardi irgend etwas gesagt, das Frau von Staël mißfallen konnte, so gab er etwas Anderes dafür. Dies erregte dann in der Gesellschaft ein Lächeln und Henriette Herz fürchtete endlich, daß Frau von Staël dies bemerken und befremdlich finden möchte. Um daher einer möglich größeren Unannehmlichkeit vorzubeugen, benutzte sie eine Gelegenheit, dem trügerischen Dolmetscher in scherzendem Tone das Handwerk zu legen. Sophie Bernardi behauptete nämlich, die französische Sprache sei eine durchaus unmusikalische und darum für den Gesang im mindesten nicht geeignet; Schlegel aber übersetzte auf das *qu'est-ce qu'elle dit?* der Frau von

---

\* Erinnerungen von Henriette Herz.

Staël der Anderen eine Aeußerung, welche einen Lobspruch auf das melodische Element der französischen Sprache nicht unähnlich sah, worauf Henriette Herz den Uebersetzer berichtigte und somit den Fragen der Frau von Staël ein Ende machte, die sich darauf in der That, hinsichtlich der Sophie Bernardi, mit dem *voir parler* begnügte.

Frau von Staël gab während ihres Aufenthaltes in Berlin an jedem Freitag eine Soirée, wozu sie jedesmal nur drei Damen einlud.\* Häufig befand sich Henriette Herz unter diesen und auch an ihrem letzten Gesellschaftsabend war dies der Fall. Die Wirthin hatte außerdem noch die Herzogin von Kurland und Frau von Berg geladen und die Unterhaltung war äußerst belebt, angeregt, und geistreich. Besonders liebenswürdig erwies sich Prinz Louis Ferdinand, welcher sogar so freundlich war, sich zu erbieten, seinen Flügel zu Frau von Staël bringen zu lassen und am nächsten Freitag den Gästen vorzuspielen.

Doch — der Mensch denkt und Gott lenkt. — Der nächste Freitag sollte Frau von Staël schon nicht mehr in Berlin sehen. — Ihr Aufenthalt erreichte ein plötzliches Ende durch die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters. Nur sechs Wochen hatte sie in der Hauptstadt Preußens zugebracht, als diese schmerzliche Botschaft

---

\* Leben von Henriette Herz.

sie traf und mit einem Male allen ihren Plänen ein Ziel setzte. Die deutsche Philosophie war augenblicklich vergessen, der hyperboräische Esel bei Seite geworfen, die vielen neuen Beziehungen abgebrochen, und schleunigst wurden ihre Koffer gepackt und ihre Rückreise nach Coppet angetreten. — Sie ahnte noch nicht, welcher Schlag sie bereits getroffen, sie lebte noch der Hoffnung, und gab sich dieser um so unbedingt hin, je mehr die Sorge sie zur Furcht aufrief.

Erst als sie Weimar erreichte, wurde ihr durch einen zweiten Brief die volle Wahrheit bekannt. Entsetzlich war der Ausbruch ihres Schmerzes, Verzweiflung sprach aus ihren Worten, ihren Thränen, sie hatte Krämpfe und Convulsionen, sie schrie und tobte und war im eigentlichen Sinne des Wortes zum Rasendwerden traurig.

Weimar, den 29. April 1804.

Frau von Stein an ihren Sohn:

„Frau von Staël kam eher wieder von Berlin zurück, als Göthe ihren Brief beantworten konnte, weil ihr Vater indessen gestorben ist. Sie ist im eigentlichen Sinne des Wortes zum Rasendwerden traurig, hat Krämpfe, schreit unter Thränen. Es ist betrübt, daß zu all den außerordentlichen Gaben, die ihr die Natur verlieh, sie ihr nicht

auch ein wenig Weisheit gab. Die ist ihr ganz versagt. Wilhelm Schlegel hat sie als Hofmeister ihres Sohnes mitgebracht. Morgen geht sie von hier ab nach Coppet.“

Sich zu fassen war ihr ganz unmöglich. Der Schmerz hatte sie so durchaus überwältigt, daß ihr physisches Unbehagen der Seele keine Beruhigung gestattete.

Wilhelm Schlegel und Constant saßen ihr im Wagen gegenüber und versuchten alle möglichen Trostgründe, doch vergebliches Bemühen! Sie fühlte, daß Niemand sie so lieben würde, wie ihr Vater sie geliebt hatte, daß Niemand so sorgend, vertrauend und rathend sie ferner auf allen Lebensschritten begleiten würde, wie er es gethan hatte, und die fürchterlichste Einsamkeit, die Einsamkeit des Herzens, stellte sich wie ein graues Schattenbild vor ihre Seele.

Ein Tag, ein einziger Tag noch, flehte sie, um noch einmal ihn sehen, noch einmal seine liebe Stimme hören zu können, um in seinem Auge zu lesen, daß er den Schmerz seines Kindes gewahre und bedaure; aber dieser eine Tag — wer hätte ihn im Laufe seines Lebens nicht für sich erbeten und nicht das fürchterliche Nein gehört!

Zum ersten Male flöste ihr das grauenerregende Schweigen des Grabes Schrecken ein; zum ersten Male zitterte ihre unruhige, bewegliche Seele vor solcher Stille,

folcher Einsamkeit. Ihr Auge richtete sich dabei suchend auf die Natur um sie her, um in ihr etwas zu entdecken, das ihrem Schmerze ein analoges Bild biete; sie betrachtete die Bäume des Waldes in ihrem Schmucke, in dem lieblichen Grün des Maies, und beneidete sie um das sich in ihnen erneuernde Leben, das über ein Jahrhundert sie fortträgt. Und dem Menschen, dessen Geist Zeit und Ewigkeit umfaßt, sollte eine so kurze Spanne gewährt sein, die kaum hinreicht, das Gute zu erkennen, nicht aber um es zu erfassen!

Bettina an Göthe's Mutter:

„Diesmal hat sie mir's recht gemacht, Frau Kath; warum schickt sie mir Göthe's Brief nicht? Ich hab' seit dem 13. August nichts von ihm und jetzt haben wir schon Ausgang September. Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was curioses, keine andere kann sich mit ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein kitzelt auf der Zung' und steigt in den Kopf, das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Säemann in die gelockerte Erd', die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen

locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Mehren, da giebt's zuletzt noch ein lustig Erntefest; ich will lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brod breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. Jetzt will ich Ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zu Nacht gegessen habe in Mainz; keine Frau wollt' neben ihr sitzen bei Tisch, da hab' ich mich neben sie gesetzt; es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen, und ihr in's Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich; ich sagte: „*Vos adoreurs me suffoquent,*“ sie lachte. Sie sagte, Göthe habe mit ihr von mir gesprochen; ich blieb gern sitzen, denn ich hätte gern gewußt, was er gesagt hat, und doch war mir's unrecht, denn ich wollt' lieber, er spräch' mit Niemand von mir, und ich glaub's auch nicht — sie mag nur so gesagt haben; es kamen zuletzt so viele, die alle über mich hinaus mit ihr sprechen wollten, daß ich's gar nicht länger konnte aushalten; ich sagt ihr: „*Vos lauriers me pésent trop fort sur les épaules.*“ — Und ich stand auf und drängt' mich zwischen den Liebhabern durch. Da kam der Sismondi, ihr Begleiter, und küßt' mir die Hand, und sagte, ich hätte viel Geist, und sagt's den Andern, und sie repetirten es

wohl zwanzig Mal, als wenn ich ein Prinz wär'; von denen findet man auch immer alles so gescheut, wenn es auch das Gewöhnlichste wäre. Nachher hört' ich ihr zu, wie sie von Göthe sprach; sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt, sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle. Frau Rath, ich wurde zornig über diese Reden, ich wandt' mich an Schlegel und sagt' ihm auf Deutsch: die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung; wir Deutschen erwarten, daß Göthe zwanzig Helden aus dem Aermel schütteln kann, die den Franzosen so imponiren, wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist. Der Schlegel hat Unrecht, daß er ihr keinen bessern Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde; ich trat darauf und schubste es mit dem Fuße auf die Seite und ging fort. — Das war die Geschichte mit der berühmten Frau; hab' Sie keine Noth mit Ihrem Französisch, sprech' Sie die Fingersprache mit ihr, und mach' Sie den Commentar dazu mit Ihren großen Augen; das wird imponiren; die Staël hat ja einen ganzen Ameisenhaufen Gedanken im Kopf, was soll man ihr noch zu sagen haben? Bald komm ich nach Frankfurt, da können wir's besser besprechen."

Als sie den Bergen der Schweiz naheten, zeigte ihr Constant auf den Höhen eine Wolke, welche sich in der Gestalt eines riesenhaften Mannes auf eine Felsenspitze gelagert hatte und mit dem sinkenden Abend in Nacht zerfloß. Frau von Staël hielt es für ein ihr vom Himmel gesandtes Zeichen, sie nahm es für ein Symbol von dem Leben ihres Vaters, dessen Dasein jetzt ebenfalls eine ewige Nacht ihrem Blicke verhüllte.

Herzzerreißend erschien ihr Jammer, als sie Coppet erreichte und die Räume betrat, die er bewohnt, wo Alles sie an ihn erinnerte, wo Alles von ihm zu ihr sprach. Hier sollte sie ohne ihn jetzt weilen, dessen Liebe sie hier so warm umgeben und der ihr diesen Aufenthalt allein zu beleben vermocht hatte. Bis zum letzten Augenblicke seines Daseins hatte er sich sorgend mit ihr beschäftigt, während seiner neuntägigen Krankheit hatte er nur ihren Namen genannt, und um sie gesorgt, nur die größte Unruhe über ihre Zukunft ausgesprochen und es bereut, seine letzte Schrift veröffentlicht und dadurch ein Exil für seine Tochter hervorgerufen zu haben, daß sie jetzt doppelt schwer empfinden mußte, wenn in Coppet nur noch die Gräber ihrer Eltern ihr ein Willkommen boten. Mit zitternder Hand hatte er noch im heftigsten Fieber an den ersten Consul geschrieben und ihm versichert, daß Frau von Staël keinen Theil an der Herausgabe dieses Buches gehabt,



daß sie vielmehr gewünscht, es möge nicht im Druck erscheinen.

Das Wort eines Sterbenden besitzt eine überzeugende Kraft! Die letzte Bitte eines Mannes, welcher eine so große Rolle in Frankreich gespielt, und der, als eine Gnade, die Rückkehr seines Kindes in ihr Heimathland ersleht, schien nicht wohl eine abschlägige Antwort erfahren zu können. Mit dieser Hoffnung hatte Necker sein Auge geschlossen.

Als seine Tochter jetzt diesen Schritt ihres Vaters erfuhr, dankte sie ihm mit Thränen für seine liebende Sorge, die ihr den Weg nach ihrem theuren Paris mit seinem letzten Athemzuge zu bahnen bemüht gewesen war.

Sie konnte es nicht glauben, daß der erste Consul einer solchen Bitte ein taubes Ohr leihen würde. Als sie nun aber erfuhr, daß der Brief ihres Vaters ihn kalt gelassen, da lächelte sie bitter über die Thorheit ihrer Erwartung, daß der Haß eines Napoleon vor dem Tode eines Menschen schweige.

---

## zwölftes Capitel.

### Die Reise nach Rom.

Es ist ein schmerzliches Gefühl, in einer Umgebung zu weilen, wo alle Gegenstände uns an den Verlust einer uns theuren Person erinnern. Wie wir auch kämpfen mögen gegen unsern Kummer, so reichen alle Gründe der Vernunft nicht aus, wo die Gewohnheit mit ihrer mächtigen Stimme spricht. Wir reden mit dem Todten, wo unser Herz sich warm der Gegenwart zuwenden sollte und wir gebieten unseren Gefühlen nicht.

Das Ordnen ihrer Angelegenheiten hatte Frau von Staël auf einige Zeit Zerstreuung gewährt. Sie wurde dadurch gewaltsam aus sich selbst herausgerissen und dem Positiven zugewendet; sie mußte gezwungen ihre Gedanken von dem Gegenstande ihrer Trauer entfernen.

Bis zu dem Tode ihres Vaters hatte er alle Geschäfte für sie besorgt und jede damit verbundene Unannehmlichkeit von ihr fern gehalten. Es war ihr daher eine ganz fremde Aufgabe, die Verwaltung der bedeutenden Capitalien zu übernehmen, welche jetzt als Vermögen ihr zufielen; außerdem, daß Frankreich ihrem Vater immer noch die zwei Millionen schuldete, welche er zur Zeit der Revolution dem Staate vorgestreckt.

So wenig gemäß ihr auch diese Art von Geschäften waren, so nahm sie sich doch vor, diese Pflicht Niemand sonst zu übertragen, und allein für das ihren Kindern zu hinterlassende Vermögen einzustehen, das unverkürzt ihnen zufallen sollte.

Mit großer Umsicht widmete sie sich dieser Aufgabe. Man sollte von ihr nicht sagen, daß ihr großer Verstand sie nicht befähigt, auch den praktischen Erfordernissen des Lebens nachzukommen. Sie mußte ihren Kindern den Vater ersetzen und sie wollte es.

Ihr Sohn, August, dem Jünglingsalter nahe, war bis dahin ganz der Leitung des Großvaters überlassen gewesen. — Sie hatte nun seine Erziehung zu leiten, seine Studien zu überwachen. Der Unterricht, welchen Schlegel ihm ertheilte, genügte zu seiner Ausbildung nicht, und da sie Paris jetzt nicht bewohnen durfte, so zog sie einstweilen nach Genf, wo gute Schulen und Lehrer aller Art ihr zu Gebote standen.

Diese Pflichten und Beschäftigungen waren ihrer Stimmung günstig, dies Sorgen und Denken für Andere wirkte wohlthätig auf sie, und beförderte ihre innere Ruhe. — So lange sie in dieser fortwährenden Thätigkeit blieb, so lange diese dringenden Anforderungen der Außenwelt an ihre Thüre klopfen, vergaß sie ihres Schmerzes und fühlte eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken, den

Wünschen des ihr so theuren Verstorbenen entsprechend zu handeln, und seiner Billigung gewiß zu sein. Dies innere Bewußtsein that ihr wohl und verlieh ihr neue Kräfte.

Endlich aber war Alles geordnet, Advocaten und Gerichte drängten sie nicht mehr und es wurde stille um sie herum. Ihre Kinder lagen ihren Studien ob, Schlegel arbeitete mit ihnen, oder auch für sich, Benjamin Constant las die Zeitungen, warf sehnsuchtsvolle Blicke zu den Wolken hinauf, die für ihn alle nach Paris zogen, und blätterte in Schiller und Göthe, um vielleicht, wie Schlegel durch Shakespeare, durch die Uebersetzung eines deutschen Dichters einen Namen zu erwerben; denn seine Eitelkeit bedurfte des Beifalls, er konnte das Leben nicht ertragen, das ohne Handlung an ihm vorüberging, er mußte seine Rolle spielen, und als Schauspieler auf der politischen Bühne seine Lorbeeren ernten.

Frau von Staël konnte durch seine Nähe nicht getröstet und beruhigt, sondern nur unterhalten und aufgereggt werden. — Er hatte die Sprache in seiner Gewalt, er stritt mit ihr, stellte Paradoxen auf und Tiefß sie wieder fallen und diese Gymnastik des Geistes zerstreute sie Beide auf Stunden.

Ein Buch in die Hand zu nehmen, war ihr jetzt noch unmöglich. — So oft sie sich lebhaft bewegt fühlte, so oft ein Schmerz, ein Kummer sie traf, befand sie sich außer

Stand, ihre Gedanken auf etwas zu richten, das damit in keinem Bezug stand. So auch jetzt. — Sie schlug Seite nach Seite um und wußte nicht was sie las.

Nur schreiben konnte sie in solcher Stimmung. Aber auch dazu gebrach ihr jetzt der Muth. Ihr Vater konnte nicht mehr lesen, was sie schrieb, konnte sich nicht mehr freuen, wenn ihr Name rühmend genannt wurde; er allein hatte diesen wahren, warmen Antheil an ihr genommen, ohne ihn fühlte sie sich verlassen und allein.

„Warum klagen Sie über Einsamkeit?“ fragte sie Constant. „Ist Ihnen denn die Freundschaft nichts! Bin ich denn nicht da, um den Sonnenschein, wie den Sturm mit Ihnen zu theilen, stehe ich Ihnen nicht zur Seite, um mich Ihrer Erfolge zu erfreuen? Gilt mein Beifall Ihnen so wenig, daß Sie, ihn zu gewinnen, nicht schreiben können? — Ist Ihre Muse stumm, sobald sie vor mir ihre Zither ertönen lassen soll?“

Frau von Staël schüttelte wehmüthig ihr Haupt. „Nur ein Vater vermag rein und uneigennützig zu lieben,“ sagte sie traurig; „nur er konnte sich wahrhaft an meinen Erfolgen freuen! Sie, Benjamin, mit aller Freundschaft für mich, sind darin allen Männern gleich, daß die Selbstliebe im Cataloge Ihrer Leidenschaften die erste Stelle einnimmt.“

Damit verließ sie das Zimmer.

Betroffen sah Benjamin Constant ihr nach. Er mochte wohl fühlen, daß sie nicht so ganz Unrecht hatte.

Freilich wäre er der erste Mann gewesen, welcher einer Frau den Ruhm gegönnt hätte, durch ein Talent zu glänzen, in irgend einer Wissenschaft etwas zu leisten und Frau von Staël kannte ihn genug, um keine solche Ausnahme von ihm zu erwarten.

Man schildere den Schmerz nicht, wenn man behaupte, daß man den Tod diesem peinlichen Gefühle vorziehen würde, sagte sie oft; denn um wie kleiner Dinge wäre nicht die gleiche Versicherung gegeben worden? Aber Armut, Blindheit, jedes Unglück, das den Menschen treffen könne, nannte sie gering, sobald ihr Vater ihr dabei zur Seite stehe, und keine Lage des Lebens schien ihr, ohne ihn, noch begehrenswerth. — Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt; denn Verzweiflung ist das Gefühl gänzlicher Hoffnungslosigkeit auf irgend ein zu kommendes Glück.

Ihre Gesundheit litt.

Ein Arzt wurde gerufen und erklärte, daß nur Veränderung des Ortes, ein anderes Klima, andere Menschen, andere Gegenstände, ihren Schmerz zerstreuen, und ihren Nächten Ruhe geben könnten. Er rieth daher eine Reise nach Italien und einen Winteraufenthalt in Rom, dessen Kunstschätze, hoffte er, sie aus jener Apathie ziehen würden, welche der Schmerz, wenn er dauernd ist, nach sich zieht. —

Sie mußte sich dieser Anordnung fügen; doch bestand sie darauf, nicht früher von Coppet scheiden zu wollen, bis sie eine Biographie ihres Vaters abgefaßt habe, welche der Welt zeigen sollte, welche Tugenden er besessen, aus welchen Beweggründen er gehandelt, was er als Gatte und Vater gewesen, und wie sehr er seine Tochter geliebt. Nach Vollendung dieser Aufgabe war sie bereit, eine Reise zu unternehmen, welche sie ohne Hoffnung und ohne Freude, mit dem Gedanken an ihren Tod, antrat.

Wie ein irrender Geist wanderte sie in den Nächten umher. Um dieser sich steigenden Aufregung ein Ziel zu setzen, rieth ihr der Arzt den Gebrauch des Opium, den sie seit dem Augenblicke leider! nie wieder aufgeben konnte.

August Wilhelm Schlegel hatte sich schnell bei ihr eingewohnt. — Seine Aufmerksamkeiten für die geistreiche Frau waren so ausgesucht, sein Lob ihres Talentes so überschwenglich, daß Benjamin Constant sich im Stillen des Argwohnes nicht erwehren konnte, der deutsche Gelehrte wünsche ihr mehr noch zu sein, als ein Freund und Lehrer ihrer Kinder. Der Augenblick war indessen für das Anbauen eines näheren Verhältnisses höchst ungünstig. Ihre Trauer war so tief, daß sie seine Bemühungen als einen Ausdruck seines Mitleids hinnahm, und in diesem Sinne sie ihm dankte.

Der älteste Sohn der Frau von Staël reifte bereits

zum Jüngling heran und stand seiner Mutter wie ein Freund zur Seite; auch behandelte sie ihn so und forderte bei allen Vorkommnissen seinen Rath und seine Billigung. Seine unbegrenzte Liebe lohnte ihr dies Vertrauen.

Die Sommermonate waren auf diese Weise langsam verstrichen. Benjamin Constant hatte sie benutzt, eine Uebersetzung von Schiller's Wallenstein zu beginnen. Während sie an der Biographie ihres Vaters arbeitete, und in den Morgenstunden daher seiner nicht bedurfte, konnte er sich ungestört dieser Aufgabe widmen.

Mit verweinten Augen erschien sie dann am Mittage in ihrem Familienkreise. Die Erinnerung der vergangenen Tage, das Aufzeichnen jeder einzelnen Aeußerung der Liebe, aus den letzten Lebenstagen ihres Vaters, ließ den Quell ihrer Thränen immer auf's Neue strömen.

In demselben Cabinette des Schlosses in Coppet, wo Necker gearbeitet, an dem Fenster, wo sein Schreibtisch gestanden, verzeichnete sie diese Erinnerungen. Von hier aus über sah sie das kleine Gehölz, wo sein Grabmal aufgerichtet war, sowie die lange Allee, wo er ihr bei jedem Scheiden ein letztes Lebewohl zuwinkte, und sein weißes Taschentuch noch in weiter Ferne ihr seine letzten Grüße nachsandte.

Sie entsann sich hier des vergangenen Herbstes, wo sie an einem Abend an diesem nämlichen Platze ihm zur



Seite gefessen, und vielleicht in momentaner Vorahnung ihres Verlustes, ihm die Frage gestellt hatte, was aus ihr werden solle, wenn sie jemals ohne ihn zu leben gezwungen sein würde?

„Mein Kind!“ hatte er mit gebrochener Stimme erwidert, „Dieu mesure le vent aux brebis dé-pouillées.“

„Ach!“ sagte sie sich jetzt. „Dies Leid ist mir nicht erspart worden; ich bin ohne Vaterland und ohne Vaterhaus; das Grab meiner Eltern ist meine einzige Heimath.“

Aber so tief ihr Kummer auch war, nie machte er sie theilnahmslos, nie vergaß sie ihrer Freunde, und wurde gleichgültig gegen das, was sie betraf. — So schrieb sie an Madame Récamier, als diese ihr Vermögen verloren hatte:

Genf, den 17. November 1804.

„Ach! meine liebe Juliette, welchen Schmerz hat mir diese entsetzliche Nachricht verursacht; wie verwünsche ich mein Exil, daß mir nicht gestattet, zu Ihnen zu eilen und Sie an mein Herz zu drücken! Sie haben Alles verloren, was das Leben leicht und angenehm macht; wären Sie aber auch noch mehr geliebt, noch interessanter, wie Sie sind, es hätte Sie dennoch getroffen. Ich werde an Herrn Récamier schreiben, ihm zu sagen, wie ich ihn beklage und ehre. Aber, sagen Sie mir, hieße es träumen,

Sie diesen Winter hier zu sehen? — Wenn Sie sich entschließen könnten, drei Monate in einem kleinen Kreise zuzubringen, wo man Sie auf Händen trüge; doch auch in Paris geschieht Ihnen das Gleiche. Enfin, wenigstens nach Lyon, oder an die Grenze meiner vierzig Meilen, komme ich Sie zu sehen, zu umarmen, und Ihnen zu sagen, daß ich für Sie mehr Zuneigung hege, als für irgend eine Frau der Welt. Ich weiß Ihnen zum Troste nichts zu sagen; außer, daß man Sie jetzt noch mehr lieben und schätzen wird, und daß die schönen Züge Ihrer Großmuth und Wohlthätigkeit durch Ihr Unglück erst recht gekannt sein werden. Ohne Zweifel sind Ihre Verhältnisse für Sie nicht mehr das, was sie waren; dennoch, könnte ich beneiden, wen ich liebe, so würde ich Alles hingeben um Sie zu sein. Eine Schönheit, die in Europa nicht ihres Gleichen hat, ein fleckenloser Ruf, ein stolzer und großmüthiger Charakter, welche Quellen des Glückes noch in diesem Leben, où l'on marche si dépouillé.

„Chère Juliette! Möge unsere Freundschaft sich befestigen; möge sie nicht nur von großmüthigen Diensten, die Sie mir erwiesen, sich nähren, sondern durch einen fortgesetzten Briefwechsel, ein gegenseitiges Bedürfniß des Austausch, eines gemeinsamen Lebens. Chère Juliette, Sie könnten mich nach Paris zurückkommen lassen, denn Sie sind stets eine allmächtige Person, und wir werden

uns alle Tage sehen; und da Sie jünger sind als ich, so werden Sie mir die Augen schließen, und meine Kinder werden Ihre Freunde sein. Meine Tochter hat heute über meine und Ihre Thränen geweint. Chère Juliette, dieser Luxus, welcher Sie umgab, hat uns zur Unnehmlichkeit gedient; Ihr Vermögen ist das unsrige gewesen, und ich fühle mich ruinirt, weil Sie nicht mehr reich sind. Glauben Sie es mir, man ist noch glücklich, wenn man so geliebt wird.

„Benjamin will Ihnen schreiben; er ist sehr bewegt. Mathieu de Montmorency schreibt mir einen sehr rührenden Brief über Sie. Theure Freundin, möge Ihr Herz inmitten so vielen Schmerzes ruhig schlagen. Hélas! weder der Tod noch die Gleichgültigkeit Ihrer Freunde droht Ihnen, und das nur sind ewige Wunden. Adieu, lieber Engel, Adieu! Ich küsse Ihr liebes Gesicht mit Ehrfurcht.“

Am 25. October 1804 hatte Frau von Staël endlich die nachgelassenen Papiere ihres Vaters völlig geordnet und übergab diese, mit ihrem Berichte über seinen Charakter und sein Privatleben, dem Drucke; dann erst brach sie nach Italien auf.

Sie hatte bis dahin keinen Sinn für die schönen Künste bewiesen. Die Musik ausgenommen, welche sie leidenschaftlich liebte, war sie gleichgültig gegen Alles,

was nicht den Geist in Anspruch nahm. Jetzt erst, unter dem milden Himmel des glücklichen Italiens, sollte sie zu andern Anschauungen übergehen, und mit dem Auge genießen lernen. Eine neue Welt der Anschauung ging ihr damit auf; ein neues Leben begann für sie.

Sie besuchte, von Schlegel, Benjamin Constant und ihren Kindern begleitet, Rom und Neapel. — So traurig gestimmt sie ihre Reise auch angetreten hatte, so überwältigend wirkte das Neue der Scene auf sie und entriß sie gewaltsam ihren Erinnerungen. Die schönen Künste verfehlten ihre Macht nicht. — Paris, die Politik, die Sehnsucht ihres vereinsamten Herzens, alles Vergangene, aller Schmerz der Gegenwart, verlor sich bei dem Anschauen des vielen Schönen, welches die Jahrtausende hier aufgehäuft. — Sie athmete eine andere Luft, sie hörte eine andere Sprache, die vergangenen Jahrtausende redeten mit ihr, und lenkten ihren Blick in die weiteste Ferne. Sie traf in Rom den jugendlich blonden Canova, den sie früher schon in Paris bei sich empfangen hatte, sie traf die beiden Humboldt's, Elise von der Recke, eine Menge Gelehrter und Künstler aus allen Gegenden der Erde, und schließlich hatte sich auch Sophie Bernardi aus Berlin noch eingefunden, vielleicht nur, um nachzusehen, ob der geistreiche Schlegel seine Flamme für sie unter den Glut- augen der interessantesten Frau der Welt, wach zu erhalten

vermocht habe. Ob sie eine Täuschung erfuhr, ob seine Treue die Probe nicht bestanden hatte, gestand sie nur sich selbst ein.

Joseph Bonaparte hatte Frau von Staël auch hierher mit Empfehlungen versehen, um ihren Aufenthalt sicher und angenehm zu machen; sie wurde daher auf das Zuverlässigste empfangen. — Bald ward ihr Haus der Sammelplatz aller Personen von Auszeichnung und inmitten der glänzenden Gesellschaft leuchtete ihr Geist wie ein heller Stern und belebte alles, was ihr nahte.

Ihr Talent zum Improvisiren, ihre Gabe der Declamation, des Vortrags von Rollen, das Alles erwachte hier zu neuer Blüthe und wie in einem fortwährenden Rausche befangen, theils durch den ihr gezollten Beifall und durch die gewonnene Bewunderung; theils durch den ihr neuen Enthusiasmus für die Künste genährt — vergaß sie sich selbst und was ihrem Leben an eigentlichem Glücke fehlte, und ihr Schmerz stand eine Weile still.

Was sie hier erlebte, gestaltete sich in ihr zu einem Kunstwerke, und „Corinna,“ ein Buch, das jedem Leser bekannt ist, war die Frucht ihres Aufenthaltes in Rom.

---

## Dreizehntes Capitel.

### Der Haß Napoleon's.

Reich an Erinnerungen kehrte Frau von Staël im Sommer 1805 aus Italien zurück und wählte abermals Coppet zu ihrem Aufenthalte. Die Zeit hatte ihren mildernden Einfluß geübt. Sie hatte es lernen müssen, der ewig wachen Fürsorge ihres Vaters zu entbehren, sie hatte sich daran gewöhnen müssen, daß sein Auge sie nicht mehr auf allen ihren Schritten begleitete, daß sein Beifall sie nicht länger spornte. Wehmuth allein erfüllte jetzt noch ihre Seele, als sie Coppet betrat und in seinem Zimmer den Platz leer fand, wo er so oft mit zärtlichem Blicke und trostreichem Worte sie willkommen geheißten.

Indem sie die gewohnten Stätten betrat, indem die alten Beziehungen sich wieder anknüpften, kehrten ihre Gedanken freilich auch häufiger in die Vergangenheit zurück und weilten bei dem Geschiedenen; doch läuterten sich ihre Empfindungen zugleich mehr und mehr von jener Selbstsucht, welche bei einem Verluste nur sich bedauert. An die Stelle der Trauer trat die Dankbarkeit für so viele empfangene Liebe, für das viele gewährte Glück der entschwindenden Jahre, und erwärmte ihr Herz mit einer neuen, edleren Flamme. Um ihrem Schmerze nicht auf's Neue

nachzuhängen, begann sie jetzt eifrig an ihrem Romane, Corinna, zu schreiben. Diese Beschäftigung, nebst dem Unterrichte ihrer Kinder, den sie zum Theil selbst leitete, füllte ihre Morgenstunden aus, während der Nachmittag und Abend ihren Freunden gehörte.

An Gästen fehlte es ihrem Hause nicht; das Jedem die gastlichste Aufnahme zu Theil werden ließ. Der Name von Frau von Staël war bereits weit und breit bekannt. Jeder Fremde, dessen Fuß nur entfernt in ihr Bereich kam, scheute den Umweg über Coppet nicht, um die berühmte Frau zu sehen. Der Sommer und Herbst führte daher einen beständigen Wechsel von Fremden zu ihr, und nur die Wintermonate brachten jene Einförmigkeit, welche dem Bewohner der Städte so lästig ist. Um dieser Stille zu entgehen, siedelte sie, so wie die Wege für den Reisenden unfahrbar wurden, nach Genf über.

Die Geselligkeit dieser Stadt bot ihr keinen Gewinn; denn die strengen Republikanerinnen mißachteten sie und ihre Prüderie wurde durch das offene Wesen der genialen Frau zurückgeschreckt. Ihre Ansichten des Wohlstandigen waren einseitig und strenge, der Ton der Pariser Salons klang ihnen befremdend, die Gewohnheiten des dortigen Lebens erregten ihnen Anstoß.

Den Vorurtheilen Anderer Concessionen zu machen, ward Frau von Staël unmöglich. Ihr Wahlspruch

war: „fais ce que dois, advienne que pourra.“\* Sie kannte keinen anderen Maßstab für ihr Thun und Lassen als ihre Neigung und ihren Geschmack, und wollte keine Beschränkung von Personen dulden, welche ihr geistig so wenig ebenbürtig waren. Dieser Stolz machte sie unbeliebt.

Wer nicht mit der Menge geht, wird sie gegen sich haben; und dann ist sie ein gefährlicher Opponent.

Die schönen, strengen Genferinnen besuchten die Gesellschaften der Frau von Staël; aber nur um bitteren Tadel an der Wirthin zu üben, die vorlas, declamirte, Comödie spielte, kurz Alles aufbot, um sich selbst und Andere so angenehm, wie nur möglich, zu unterhalten. Weil sie diese Talente nicht besaßen, darum sollte jene sie nicht vor ihnen üben.

Der ewig rege Geist der Frau von Staël trieb auch ihre Umgebung an, einen höhern Maßstab an die eigenen Kräfte zu legen. Die geistige Atmosphäre, in der man sich bewegte, wirkte vernichtend auf ein schwaches Gemüth; wer aber mitzugehen vermochte, der sah sich gefördert. Dies war auch der Fall mit August Wilhelm Schlegel, dessen Energie und Schwung sich steigerte, seit er zu der bedeutenden Frau in Beziehung getreten war, welche es ver-

---

\* Thue was du kannst und dann komme was da will.



stand, schlummernde Talente zu wecken, verborgene Schätze zu heben.

Waren keine Gäste da, so trug Jeder am Abend vor, was er am Tage gearbeitet, und hörte das Urtheil der Zuhörer. Dieser Austausch spornte und förderte.

Auch „Corinna“ wurde in einzelnen Capiteln dem kleinen Kreise vorgelesen, und mit Beifall und Staunen angehört. Jeder erkannte in der Heldin die Verfasserin, wie sie selbst zu sein wünschte, und zum Theil auch war; die Schönheit ausgenommen. — Die Kämpfe des eigenen Herzens, so wie dessen Täuschungen, ihre Liebe zum Ruhme, ihre Stellung zu der Welt, die Schwäche der Männer, das Alles trat hier idealisirt in schöner künstlerischer Form zusammengefaßt vor den Hörer hin, und machte ihn oft in seinem Urtheil im Beisein der doppelt betheiligten Verfasserin verlegen.

Benjamin Constant vor Allem, erkannte sich nur zu häufig in Lord Melvil wieder, ohne es jedoch laut zugeben zu wollen. Ein eigenthümlich unbehagliches Gefühl beschlich ihn dann oft. Er richtete sein Auge mitunter forschend auf Schlegel hinüber, ob auch er die bezeichnete Person errathe; dieser jedoch schien nur die künstlerische Darstellung in das Auge zu fassen, ohne sich um die Quelle, aus der der Stoff hervorgegangen, zu bekümmern. In beredten Worten sprach er seinen Beifall gegen die

Verfasserin aus und prophezeite ihr einen Ruhm, wie ihn noch vor ihr keine Frau erworben.

Schlegel ahnte freilich nicht, wie tief innerlich Benjamin Constant sich an dem Werke theilhaftig fühlte und ermahnte ihn daher oft, in sein Lob mit einzustimmen; — aber das war vergebliches Bemühen. Er schwieg beharrlich, weil er sich innerlich verletzt fühlte, selbst ohne es sich mit Bestimmtheit einzugestehen. Das Bild seiner Schwäche trat ihm bei dieser Schilderung Lord Melvil's so deutlich vor die Seele, daß er eine Art Erbitterung gegen Frau von Staël empfand, deren er vergeblich Herr zu werden sich bemühte. Seine gekränkte Selbstliebe ließ sich durch nichts beschwichtigen.

Um sich von dieser drückenden Empfindung frei zu machen, begann er seinerseits einen Roman zu schreiben, welchen er *Adolphe* benannte.\* In diesem schilderte er seine Seelenkämpfe, und machte aus sich das Opfer einer von ihm unerwiderten Liebe; doch, trotz allen Bemühens, die ganze Schuld eines drückenden Verhältnisses auf die Heldin zu wälzen, erblicken wir auch hier abermals einen schwachen Charakter, der das Eine will und das Andere nicht lassen kann. — Ihm selbst aber blieb es verborgen, wie sehr ähnlich ihm sein männlicher Doppel-

---

\* Dieser Roman erschien 1816.

gänger wurde, und er genoß, während er schrieb, des stillen Triumphes seiner völligen Rechtfertigung auf dem Papiere. Unter mancherlei kleinen Reibungen zwischen ihm und Frau von Staël schwand der Winter, und mit dem Frühlinge brach sie von Genf auf, um ihr liebes Frankreich wieder zu sehen.

Sie war von Paris noch immer exilirt; doch durfte sie vierzig Meilen von der Hauptstadt entfernt wohnen, und in diesem Bereiche suchte sie jetzt einen Aufenthaltsort, um den Druck ihres Buches zu überwachen.

Ihr ältester Sohn, August, den ihr Vater ganz erzogen hatte, und der ihm im Außern, wie dem Charakter nach sehr ähnlich war, besuchte die polytechnische Schule; von ihm brauchte sie sich auf diese Weise nicht ganz zu trennen, er konnte sie wöchentlich besuchen und eine Fahrt nach Paris durfte auch ihr Niemand versagen; denn eine so strenge Aufsicht herrschte an den Thoren der Stadt nicht, um sie bei ihrer Ankunft zurückzuweisen. Fouché haßte ja alle unnöthige Strenge. Bonaparte, im Zenith seiner Macht, hatte von einer Frau, welche sich jetzt noch dazu nur mit Literatur beschäftigte, wenig zu fürchten und seinem persönlichen Hass lieh er sich wenigstens das Mal nicht so weit, um Maßregeln der äußersten Härte zu ergreifen.

Zuerst ließ sich Frau von Staël nur in Auxerre nieder;

nachdem sie hier einige Zeit unbeachtet gewohnt, versuchte sie Rouen, und, als immer noch kein Schritt gegen sie erfolgte, um ihrer Annäherung an die Hauptstadt vorzubeugen, wagte sie es, Paris wieder etwas näher zu kommen und in Auberge en ville ihren Aufenthalt zu nehmen, wo ihre Freunde sie bequemer und öfter aufsuchen konnten, als eine weitere Entfernung es ihnen zu thun gestattet hätte.

Hier sah sie Mathieu de Montmorency bei sich, hier kam ihre schöne Freundin, Madame Récamier, zu ihr, hier überließ sie sich wieder dem ganzen Zauber des Pariser Gesellschaftslebens. August Wilhelm Schlegel erblickte sie jetzt zum ersten Male ganz in ihrem Elemente. — Alle Erinnerungen ihrer glücklichen Tage wachten wieder in ihr auf, alle Träume ihrer Kindheit erstanden vor ihr. Das Glück, dessen Ahnung sie in sich trug, trat mit neuem Hoffnungsglänze vor ihre Seele, der Ruhm, nach dem sie einst so lebhaft gedürstet, erfüllte wieder mit ganzer Sehnsucht ihre Brust. Wie, wenn das Erscheinen ihrer Corinna ihre stolzesten Träume verwirklichen sollte?

Täglich, ja stündlich konnte sie jetzt Nachricht von ihren Freunden aus Paris erhalten, zu jeder Minute war es ihr gestattet, mit ihren Bekannten zu verkehren, auf dem Balcon ihres Landhauses sitzend, blickte sie die Straße entlang und erspähte, wer sie mit seinem Besuche über-

rasche. Mit einem Gefühle der Wonne nahm sie diese Veränderung ihrer Lage hin und baute auf das errungene Gute die Hoffnung noch größerer Vergünstigungen. War sie Paris schon so nahe gerückt, so würde sich endlich auch kein Hinderniß mehr bieten, dort ganz wieder heimisch zu werden.

„Ah! Constant!“ sagte sie eines Tages, als solche Gedanken lebhaft vor ihre Seele traten, „die Zukunft wird mich endlich doch noch für so vieles Leid, für so manche Entbehrungen entschädigen! Ich denke mir es so schön, mit meiner Corinna zugleich in mein liebes Paris einzuziehen, und den Eindruck meines Buches auf das Publikum mit eignen Augen zu sehen.“

„Es giebt dort kein Capitol!“ sagte er spöttisch; „man krönt dort keine Dichterinnen, nur Helden gewinnen den Lorbeer.“

„Der Beifall meiner Freunde wird mich krönen; ich werde mein Lob in ihren Mienen lesen, und glücklich sein; sie werden mich meines Talentes wegen lieben, und ihre wachsende Zuneigung wird mir die schönste Lorbeerkrone reichen.“

„Daran zweifle ich,“ erwiderte er.

„Warum das?“ fragte sie verwundert.

„Weil Corinna, trotz ihrer Triumphe, am gebrochenen Herzen starb,“ erwiderte er hart.

„Das sagen Sie mir, Benjamin!“ rief Frau von Staël leidenschaftlich. „Das machen Sie mir zum Vorwurfe? — Fühlen Sie denn nicht die Unwürdigkeit solcher Sprache, einer Frau gegenüber, die Ihnen hätte ihr ganzes Glück verdanken mögen, und weil sie es nicht konnte, sich Trost suchte, wo sie ihn zu finden vermochte! Sie sind grausam!“

„Sie kennen sich selbst nicht, Germaine!“ erwiderte Constant mit ungewöhnlichem Ernste. „Sie suchen die Ursache Ihres unstätten Sinnes, Ihres nach Glück lechzenden Herzens, in dem Mangel eines bestimmten, unauflösllichen Bandes, das sie aus Neigung an einen Mann knüpfe; und Sie irren. Die Ehe ist ein Zustand der Ruhe, und die Ruhe hassen Sie. Die Ehe führt alle Empfindungen in ein gewisses Maß zurück, und Sie lieben nur das Ueberschwengliche; die Ehe fordert eine gegenseitige Berücksichtigung, während Sie den Mann Ihrer Wahl zu Ihren Füßen sehen und ihn beherrschen wollen. Dieses Joch fürchtet ein Feder. Sie haben mich, den jüngeren Gefährten, auf die Bahn des Ruhmes geführt, Germaine, ich habe Ihren Geist bewundert, ich bin durch Ihre Unterhaltung bezaubert worden, und so oft ich es auch versucht habe, mich von Ihnen zu entfernen, so hat es mich immer wieder zu Ihnen zurückgezogen, und immer auf's Neue habe ich Sie suchen müssen, die ich

fliehen wollte. In diesem Kampfe sind meine schönsten Jahre entschwunden, daß ich Sie Ihnen opferte, — wollen Sie es mir zum Vorwurfe anrechnen? — Glauben Sie es mir, es war besser für uns Beide, daß keine unauflöbliche Fessel uns band, daß wir einander frei gegenüber standen. An einander gekettet, wäre aus dem Muß unseres Zusammenlebens vielleicht der Haß emporgewachsen, während jetzt, wenn die Jahre der Leidenschaft geschwunden sind, ein schönes Freundschaftsverhältniß für den Abend unseres Lebens bleibt.“

„Bleibt, Constant? Wer aber sagt mir, daß Sie mir bleiben?“ rief Frau von Staël leidenschaftlich aus. „Ist nicht Alles im Leben dem Wechsel unterworfen? — Wer steht mir dafür, daß auch Sie nicht neue Beziehungen finden, daß auch Sie sich nicht von mir entfernen und was dann? — Durch die Gewohnheit so vieler Jahre an Sie gekettet, bleibe ich dann einsam zurück, mit dem trostlosen Gefühle des Verlassenseins! — Diesen Zustand habe ich stets, wie den größten Fluch, gefürchtet, und ihn im Voraus durchgekostet, indem ich ihn in meiner Corinna geschildert. Für eine Frau giebt es kein Glück als in der Ehe. Sie muß eines Freundes gewiß sein, sie muß eine Beziehung im Leben kennen, die keinem Wechsel unterworfen ist, sie muß auf dieser kleinen Erde, wo alles

wechselt, irgendwo ihren Anker werfen! Wer steht mir jetzt dafür, daß Sie mich nicht verlassen, Constant?"

„Ich selbst,“ erwiderte er mit ungewissem Tone, —  
 „Ich selbst, Germaine.“

Sie maß ihn einen Augenblick nachdenklich mit ihrem großen, klugen Auge.

„Sie selbst?“ wiederholte sie dann gedehnt. — „Wenn Sie für sich selbst verantwortlich sein können! — Ich habe Ihre wegen den Tadel der Welt hingenommen, Benjamin, ich habe das Glück, Sie um mich zu haben, mit mancher Thräne erkaufte, um die meine Kinder vielleicht einst noch mit mir rechten werden — ich habe meinem herrlichen Vater manche trübe Stunde durch meine Beharrlichkeit verursacht, und — werde vielleicht noch die bittere Erfahrung machen müssen, daß ich auf Sand gebaut. — Eine Ahnung sagt mir, es seien mir noch bittere Stunden durch Sie aufbehalten.“

„Warum dies Mißtrauen?“ rief Constant verlegen.  
 „Worauf begründet es sich?“

„Auf Ihren Charakter, Benjamin, Sie bedürfen, um fest zu stehen, eines Anhaltendes, einer Stütze. Sie sind ein Kind des Augenblickes, jeder neue Eindruck reißt Sie hin, Sie können für sich selbst nicht verantwortlich sein; seit unserer Rückkehr aus Italien finde ich Sie überdem unendlich verändert! Was fehlt Ihnen?“



„Aufrichtig gesagt, Germaine, Sie haben mich durch den Charakter des Melvil beleidigt. Ich verdiene eine solche Schilderung nicht.“

„Warum sich in einem solchen Bilde erkennen, wenn es Sie nicht trifft?“ fragte sie lächelnd. „Sie ähneln ihm nur, wenn Sie ihm gleichen wollen.“

Er wußte darauf keine Antwort zu finden, und suchte nach einer Ausflucht, welche er endlich darin fand, ihr vorzuwerfen, daß sie August Wilhelm Schlegel ihm vorziehe. Sie lachte laut. „Dann haben Sie sich wenigstens einen Nebenbuhler ausgesucht, der die Künste zu Hülfe ruft um mir zu gefallen,“ erwiderte sie, auf Schlegel's gemachte Toilette anspielend, die ihm gegenhaft stand und Frau von Staël zu mancherlei Scherzen Veranlassung gab. Ein Versuch unterbrach sie bei diesem Theile ihrer Unterhaltung und ließ sie sobald nicht wieder darauf zurückkommen. Der jugendliche Dehlenschläger ließ sich melden, und mit Bewunderung erblickte Frau von Staël einen Dichter aus dem fernen Norden vor sich, mit dem ihre Bekanntschaft mit der Dichterin Friederike Brun aus Kopenhagen, sie zum ersten Male bekannt gemacht.

Auf das Herzlichste hieß sie ihn willkommen und forderte ihn auf, sie auf seiner Reise durch die Schweiz in Coppet aufzusuchen und einige Zeit bei ihr zuzubringen.

„Sie müssen auch Schlegel kennen lernen,“ sagte sie,

mit einem lächelnden Blick auf Constant, welcher dessen Eifersucht zum Gegenstande hatte. „Herr von Nebecque wird vielleicht so gütig sein, ihn zu rufen.“

Schlegel erschien und wurde von Frau von Staël auf eine Weise vorgestellt, welche ihr Bemühen verrieth, ihn hervor zu heben, denn seine Eitelkeit hätte es nicht ertragen, als der Lehrer ihrer Kinder in ihrem Kreise aufgenommen zu werden, das fühlte sie, und ließ es sich darum angelegen sein, jedem Gaste sogleich seine Verdienste um die Literatur und sein Talent als Schriftsteller zu nennen, bevor ihm die Verpflichtungen bekannt wurden, welche er ihr und ihren Kindern gegenüber zu erfüllen versprochen. — Ihre Großmuth, sowie ihr gutes Herz, ließen es nicht zu, daß die kleinliche Ansicht der Welt an Schlegel rächen sollte, was er ihr und ihrem Hause Gutes und Nützlichcs erwies.

Corinna ging nun aus der Presse hervor, und wurde ausgegeben. Mit athemloser Ungeduld erwartete Frau von Staël den Eindruck dieses Buches auf das Publikum, und die Früchte, welches es ihr dem Kaiser gegenüber reifen würde. — Sie ahnte nicht, wie trügerisch ihre Hoffnungen sich erweisen sollten!

Höchst peinlich wurde sie daher überrascht, als die Nachricht einlief, ein neues Exil bedrohe sie, und als der Jahrestag, welcher ihr ihren unvergeßlichen Vater geraubt hatte, den erneuerten Befehl brachte, von Heimath und

Freunden noch einmal scheiden zu sollen. Sie konnte es lange nicht glauben, daß diese Botschaft Wahrheit sei.

Wie eine Verzweifelnde nahm sie diesen neuen Schlag des Schicksals hin. Händeringend wanderte sie in ihren Gemächern auf und ab, und fand vor Schluchzen keine Worte, um ihren Schmerz auszudrücken. Wenn sie nicht in Paris sein durfte, wenn sie sich dort nicht des Beifalls ihrer Freunde und Zeitgenossen erfreuen sollte, so hatte das Leben keinen Reiz mehr für sie, so fühlte sie sich geistig ertödtet.

Man beging an ihr eine Ungerechtigkeit, und sie hatte keine Waffe zu ihrer Vertheidigung. Eine Frau fühlt in solchen Fällen auf das Schmerzlichste ihre Abhängigkeit. Grade ihrer Schwäche halber erwartet sie es, sich von den Männern beschützt zu sehen, und es kränkt sie in ihrem tiefsten Innern, wenn diese die ihnen verliehene Macht mißbrauchen.

Napoleon war jetzt so groß, die Welt lag ihm zu Füßen, wie konnte es seinen Ruhm beeinträchtigen, wenn Paris sich eine kleine Weile mit einer Frau beschäftigte, weil sie ein gutes Buch geschrieben hatte?

Doch, Vernunft und Recht müssen schweigen, wo die Macht gebietet. Ihre Klagen rührten den nicht, der dies Schicksal über sie verhängt hatte; ihre Thränen ließen ihn kalt. Sie sah sich genöthigt Frankreich zu verlassen und

wiederum in Coppet ihren Aufenthalt zu nehmen. Mit schwerem Herzen, mit Klagen und Thränen, fügte sie sich dieser Nothwendigkeit.

Wie oft war sie jetzt schon hierher zurückgekehrt und jedes Mal mit wie verschiedenen Empfindungen!

Schlegel und Constant begleiteten sie, der letztere mit niedergeschlagener Miene; denn er schied ungern von Frankreich, das auch er als Heimath betrachtete, das auch ihm in vielem Bezug eine Lebensnothwendigkeit war.

„Ich möchte noch wieder zurückkehren,“ sagte Frau von Staël, als sie die Grenze des französischen Gebietes erreichten, und warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Land zurück, von dem sie jetzt scheiden sollte, das sie auf lange, wer konnte wissen, ob nicht auf immer, hinter sich ließ. „Il y a comme une jouissance physique dans la résistance à un pouvoir injuste,“ fügte sie hinzu. Aber wie hier widerstehen?

„Frankreich trauert, indem seine Muse ihm den Rücken wendet,“ sagte Schlegel mit jenem emphatischen Tone, den er sich als öffentlicher Redner angewöhnt hatte. „Es ist die höchste Schmeichelei, daß ein Napoleon durch Sie so sehr verdunkelt wird, um Sie aus seiner Nähe entfernt zu wünschen.“

„Ich werde jetzt nicht mehr singen,“ sagte Frau von

Staël traurig. „Das Lied der Nachtigall schweigt, wenn sie eine Gefangene wird. Ich bin es durch mein Exil.“

„Und Andere sind es mit,“ sagte Constant gereizt. „Hätten Sie Napoleon gelobt, statt ihn zu tadeln, so säßen wir jetzt vergnügt in Paris.“

„Und ich hätte meine Gefinnung meinem Vortheile geopfert und meine Selbstachtung eingebüßt. Wünschen Sie, daß ich so handelte?“

„Von den Frauen verlangt man nur, daß sie liebenswürdig sind und uns Männern gefallen wollen,“ erwiderte Constant leicht hin. „Die ernsteren Geschäfte des Lebens werden wir schon allein besorgen.“

Frau von Staël richtete ihr Auge auf Constant, sein Blick begegnete dem ihrigen und er sah zu Boden. Sie betrachtete ihn noch eine Minute, während er beschämt ihr gegenüber saß; dann wandte sie sich, ohne ein Wort mehr zu sprechen, von ihm ab, und fing mit Schlegel ein anderes Gespräch an.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Prinz August in Coppet.

Der Friede war geschlossen. Europa seufzte auf und blickte mit erneuter Hoffnung auf dessen Segnungen. Die Krieger eilten heim, sich im Schooße ihrer Familien von dem erlittenen Ungemach auszuruhen und die Gesellschaft bildete sich zu neuen Vereinen. Prinz August von Preußen benutzte diese Zeit zu einem Umweg über Coppet, um Frau von Staël, die er in Berlin kennen und schätzen gelernt hatte, in ihrer eigenen Häuslichkeit zu begrüßen.

Ganz unerwartet traf er bei ihr ein.

Seit ihrer Rückkehr nach der Schweiz war Frau von Staël eifrig mit einem großen Werke über Deutschland beschäftigt gewesen, das bedeutende Vorstudien erforderte. Ihr erstes Capitel war geschrieben und sie stand im Begriff es Schlegel und Constant zur Prüfung vorzulesen, als der Prinz sich melden ließ; mit einem vergnügten Ah! der Ueberraschung stand sie auf, um dem hohen Gaste entgegen zu eilen.

Nicht förmlich, sondern mit ganzer Herzlichkeit empfing sie ihn. Prinz August stand damals noch im schönsten Mannesalter, seine Uniform kleidete ihn vortrefflich und es lag überhaupt etwas Ritterliches, Cavalier-

mäßiges in seinem Wesen, das einen angenehmen Eindruck verursachte, wogegen Frau von Staël nicht unempfindlich war. Sie sprach mit ihm von Berlin, von ihrem dortigen Aufenthalt und den vielen gemeinsamen Bekannten, denen sie, bei der Eile ihrer Abreise, kaum ein freundliches Abschiedswort zu sagen vermocht hatte, und die doch alle warm in ihrer Erinnerung lebten.

Sie hatten nicht lange beisammen gegessen und von der Vergangenheit und Gegenwart, von Berlin und Paris geplaudert, als die Thüre sich öffnete und eine reizende Frauengestalt herein schwebte. Furchtsam und erröthend blieb sie stehen, als sie den fremden Gast erblickte; schon wollte sie mit schüchternen Verschämtheit sich der Thüre wieder zuwenden, als Frau von Staël, mit einem heimlich triumphirenden Blick auf den Prinzen, sie zurück hielt und sie an die Hand nehmend, den Gast um die Erlaubniß bat, ihm ihre Freundin, Madame Récamier, vorstellen zu dürfen.

Dieser Name war dem Ohre des Prinzen nicht fremd; denn die seltene Schönheit seiner Trägerin hatte ihn bereits durch ganz Europa bekannt gemacht. Um so mehr fand er sich von ihrer Erscheinung überrascht, die so gar nicht dem Bilde glich, das er sich von ihr entworfen.

Diese mädchenhafte Schüchternheit bei einer Frau, welche an die Triumphe ihrer Reize gewöhnt war, über-

raschte ihn. Diese Furchtsamkeit, wo Alles sie zum Selbstbewußtsein aufrief, konnte er sich nicht erklären.

Wie bezaubert blieb er vor ihr stehen. — Ihm war zu Muth, als ob er vor diesem lieblichen Wesen hätte hinknien und es anbeten mögen. Mühsam faßte er sich und verbarg, was in ihm vorging.

„Das Glück will mir wohl,“ sagte er endlich. „Nach den Mühsalen des Krieges wollen mir Geist und Schönheit, in ihrer edelsten Form, Ersatz bieten. Wie soll man dieser Vereinigung widerstehen?“

„Bleiben Sie bei uns, Sire,“ rief Frau von Staël. „Ergeben Sie sich unserer Pflege und versuchen Sie, ob sie Ihnen Erholung biete.“

„Gewiß die schönste, — aber — auch die gefährlichste,“ erwiderte der Prinz, mit einem bedeutsamen Blick auf Madame Récamier, die ihn mit lieblicher Unbefangtheit anblickte.

Er blieb, nicht Tage nicht Wochen, sondern Monate, und glaubte sich niemals von hier losreißen zu können. Es war nicht das gesellige Leben in Coppet, nicht die bezaubernde Unterhaltung seiner Wirthin, was ihn hier festhielt, sondern die Schönheit ihrer Freundin. Mehr und mehr fühlte er sich von dieser gefesselt, bis er bereit war, ihrem Besitze Alles zu opfern. — Aber auch mit diesem Allen konnte er den gewünschten Sieg nicht erreichen. Ma-



dame Mécamier war viel zu fromm, um in eine Scheidung von ihrem Gatten zu willigen und viel zu tugendhaft, um ohne Gesetz und Kirche dem Prinzen angehören zu wollen.

Sie nahm seine Huldigungen hin, ohne dabei von ihrer Würde oder Lieblichkeit einzubüßen; sie sah ihn zu ihren Füßen und hob ihn mit der Anmuth eines Engels empor, ohne daß ihre Miene Kampf oder Schmerz verrieth, und ohne daß ihre Eitelkeit den hochgestellten Freier zu fesseln wünschte. Sie freute sich, daß er sie liebte, und lohnte ihm mit einer gewissen demüthigen Dankbarkeit dafür, daß er sie so liebenswürdig fand. — Frau von Staël freute sich, ihre Juliette so bewundert zu sehen, und liebte doppelt den, der ihre Freundin verehrte. —

Man hat es oft bezweifelt, ob Frauen einer aufrichtigen Freundschaft fähig sind. Frau von Staël lieferte den Beweis, daß eine solche Empfindung in dem weiblichen Herzen einen Raum findet. — Sie bedauerte stets lebhaft, nicht schön zu sein; denn sie wußte wohl, wie leicht das Außere besticht, wie leicht es Liebe erwirbt, und nicht aus Eitelkeit, sondern um geliebt zu werden, begehrte sie diesen Vorzug. — Dennoch beneidete sie ihn nie; ja sie duldete die schönste Frau der Erde neben sich, zog sie fast mit Gewalt in ihren Kreis, hob ihre Vorzüge immer noch mehr an das Licht, und freute sich aufrichtig, wenn sie Beifall fand. Ihr edles, großes Herz war aller kleinlichen Ge-

fühle unfähig; die Mißgunst blieb ihr so fremd wie der Haß. —

Drei Monate verweilte Prinz August in Coppet, unermüdblich in seiner Bewerbung um die schöne Frau; doch immer mit gleich geringem Erfolge. Frau von Genlis hat diese Episode zu einem Roman benutzt, Mademoiselle de Clermont genannt,\* den sie nach Coppet verlegt, in das Bereich einer Nebenbuhlerin, die ihr Neid bis an das Ende ihres Lebens verfolgte.

Madame Récamier schied endlich aus diesem Kreise und sowie sie sich entfernt hatte, nahm auch der Prinz Abschied, um in dem Geräusche der Welt seine Liebe zu vergessen.

Frau von Staël selbst begab sich hierauf nach Wien, um ihre Studien zu ihrem Werke über Deutschland zu vollenden, und widmete die Wintermonate dieser Aufgabe. Benjamin Constant ging mit ihrem ältesten Sohne August nach Paris, wo er seine Uebersetzung des Wallenstein vorlas.\*

Man hat ihr vorgeworfen, daß sie die deutsche Literatur nur oberflächlich gekannt habe; doch war dem nicht so. Erwies Schlegel sich gleich als ein nützlicher Rath-

---

\* Chateaubriand, Mémoires.

\*\* Memoiren von Morellet.

geber bei ihrer Arbeit und stimmte sie auch manchen seiner Ansichten bei, so blieb ihr Urtheil im Ganzen doch ein selbstständiges. Sie las jeden Morgen regelmäßig einen Band durch und kannte seinen Inhalt dann vollkommen, wie sich auch aus ihren Gesprächen darüber erwies, die allerdings dann ihre Ansichten darüber noch läuterten und vervollständigten.

Diese ernste Beschäftigung und ein angenehm geselliges Leben, wirkten wohlthätig auf sie und trugen zu ihrer innern Beruhigung bei. Sie hatte den Winter ohne bedeutende Stürme zugebracht, sie war in Wien auf das Artigste aufgenommen worden, sie hatte neue angenehme Beziehungen gefunden und heiter kehrte sie jetzt nach Coppet zurück, wo ihre Freunde aus Paris sie bald darauf aufsuchten.

Mit Madame Récamier hatte sie während der Zeit einen lebhaften Briefwechsel unterhalten, dessen Inhalt von ihrer Seite so warm, so herzlich, so der unmittelbaren Empfindung entsprang, das er ein schöneres Document für sie liefert, als alle ihre Werke zusammen. Jetzt waren die Freundinnen wieder beisammen und genossen gemeinsam die schönen Sommertage, wobei noch oft von ihnen des Prinzen August und seiner Liebe gedacht wurde.

Zum Herbst fanden sich Hausfreunde ein, welche die trüben Monate mit ihnen verlebten. Baron Voigt aus Altona befand sich unter diesen und verkürzte ihr die Win-

tertage durch die Lectüre ernster Bücher, zu denen auch Nathan der Weise gehörte. Dehlenschläger fand sich jetzt ebenfalls wieder ein. Auf seiner Rundreise war er endlich in Coppet angelangt, und sogleich von Frau von Staël veranlaßt worden, mit allem Gepäck zu ihr auf das Schloß zu ziehen.

Freundlich und lachend trat sie ihm hier entgegen und lud ihn ein, einige Wochen bei ihr zuzubringen.\* Scherzend bemerkte sie, wie viel besser er jetzt französisch spreche, als bei seinem ersten Besuche in Auberge en ville und sie wiederholte ihm dabei einige seiner damaligen Aeußerungen, die ihm selbst jetzt sehr possierlich klangen und ihn zwangen, auf seine Kosten mit zu lachen.

Dehlenschläger fand jedoch bald, daß er sich ihr gegenüber der deutschen Sprache bedienen konnte, die sie vollkommen gut verstand; aber nicht gern sprach. Ihr Sohn August drückte sich dagegen völlig geläufig darin aus und ihre jetzt halberwachsene Tochter Albertine ebenfalls.

Der junge Däne fand sich bald ganz heimisch in Coppet. Die Gesellschaft ließ ihm keinen Wunsch übrig und die behagliche Eleganz des Lebens gefiel ihm ungemein. Der berühmte Historiker Sismonde de Sismondi und der Graf de Sabran trafen jetzt auch noch ein; so wurde denn

---

\* Dehlenschläger's Briefe.

der häusliche Kreis immer belebter, je mehr man sich auf das Zimmer zu beschränken Ursache fand. Dehlenschläger verhielt sich dabei meistens schweigsam. C'est un arbre, sur lequel il croit des tragédies, sagte Sismondi eines Tages über ihn zu Frau von Staël,\* eine Aeußerung, welche dem jungen Poeten sehr wohl gefiel. Schlegel behandelte ihn kalt, vielleicht weil sein Talent ihm noch nicht der Beachtung werth schien. Er ritt alle Tage, um sich eine Motion zu machen, eine Stunde auf einem zahmen Pferde spazieren. Einst wollte man ihm ein unbändiges geben; er weigerte sich, es zu reiten. Frau von Staël neckte ihn. Benjamin Constant erbot sich darauf, das Roß zu reiten, nur um Schlegel zu beweisen, daß keine Gefahr dabei sei. Es war eine Demüthigung, die er ihm gönnte.

Die ganze Gesellschaft ging in den Thorweg hinunter, um Zeuge dieses Vorganges zu sein, bei dem Jeder Partei nahm.

Constant bestieg das Pferd und galoppirte von dannen. Aller Augen folgten ihm dabei; kaum aber war er eine Strecke Weges geritten, so wurde er in einen nassen Graben geworfen und das Pferd lief davon und kehrte in seinen Stall zurück.

Höchst beschämt fand er sich bei der Gesellschaft wie-

---

\* Es ist ein Baum, auf dem Tragödien wachsen.

der ein, um von Schlegel mit tiefem Mitleid, das ihm wie bitterer Hohn klang, empfangen zu werden. — Unmuthig ging er auf sein Zimmer. — Die Zurückbleibenden folgten ihm mit Lachen und Scherz. —

Der junge Dehlenschläger war hingerissen von dem Geist, Witz und der Liebenswürdigkeit seiner Wirthin. Er hatte nie eine ähnliche Frau gesehen und bewunderte, mit der Empfänglichkeit seines Alters, ihr seltenes Genie. Sie freute sich seiner Hingabe, wie man sich an einer Blume erfreut; denn die Begeisterung für menschliche Vollkommenheit ist die schönste Blüthe eines reinen Gemüthes.

Der schweigsame, ernste Nordländer horchte aufmerksam, sobald sie sprach, und staunte immer aufs Neue über das Treffende und Pikante ihrer Aeußerungen, wodurch sie zu einer so angenehmen Gesellschafterin wurde. Wo sie sich zeigte, mußte Jugend und Schönheit vor ihr zurück stehen, so völlig umstrickte ihre geistvolle Unterhaltung alle Männer.

Sie war reich, sie war gastfrei, und thronte, nach seiner Meinung, wie eine Königin, wie eine Art Fee in ihrem Zauberschlosse, wohin die Männer ihr nachzogen, um von ihr beherrscht zu werden.\* Ihr Zepter war der kleine Blätterzweig, welchen der Bediente jeden Tag neben ihr

---

\* Dehlenschläger's Briefe.

Coubert legte, weil er ihr zum Spiel ihrer Hände eben so nothwendig war, wie Messer und Gabel zum Genießen der Speisen.

Im Spätherbste traf auch Zacharias Werner eines Tages unerwartet ein, mit einer großen Schnupstabsdose in der engen Westentasche, mit vielem Schnupstaba in den Nasenlöchern und mit tiefen Verbeugungen. Dehlenschläger freute sich, daß er nicht besser französisch sprach, wie er selbst und lachte über seine Mißverständnisse. Dabei bewunderte er seine Schriften, wenn gleich nicht mit jenem Enthusiasmus, den Frau von Staël dafür hegte, und so schlossen sich beide vertraulich einander an und machten täglich weite Promenaden nach allen Richtungen hin.

Eines Tages trat Frau von Staël in das Zimmer, als Beide eben sehr lebhaft sprachen. Sie fragte wovon die Rede sei. „Ich schelte auf Werner,“ sagte Dehlenschläger. „Ich habe ihm meinen Plan zu meiner Tragödie mitgetheilt und jetzt will er mir den seinigen vorenthalten. Ist das nicht arg? Ist das redlich zu nennen?“

„Ah,“ antwortete sie ganz ernsthaft und zurechtweisend — „c'est une autre chose, vous êtes encore jeune; vous avez besoin de vous former.“

Ohne ihr zu antworten kehrte Dehlenschläger ihr schnell den Rücken und verließ das Zimmer. Vergeblich erwartete sie seine Rückkehr. Als sie endlich einen Diener

nach ihm sandte, hörte sie, daß er einpacke, um abzureisen. — Ihre Worte hatten ihn beleidigt.

Jetzt begab sie sich selbst zu ihm in sein Zimmer und suchte ihn durch Versicherungen ihrer Achtung und Freundschaft zu beschwichtigen. — Seine Eitelkeit war gekränkt. Sie hatte noch nichts von ihm gelesen und er ließ sich endlich überreden zu bleiben, bis sein Aladdin und Hakon Jarl angekommen seien, und ihr seine Begabung als Dichter vor das Auge geführt hätten. — Er hatte Beide verschrieben, und als das Packet wenige Tage darauf eintraf, wurde er durch das ihm warm ertheilte Lob ganz wieder versöhnt, und dachte nicht weiter an seine Abreise.

Er wollte den Winter in Italien zubringen; Frau von Staël stellte ihm vor, daß es besser sei, bei ihr zu bleiben und Italienisch zu lernen und dann im Frühling, wenn er der Sprache mächtig sei, über die Alpen zu steigen. Was man gern thut, davon läßt man sich leicht überzeugen. So blieb er denn willig bei ihr und zog mit ihr und all ihren Gästen nach Genf, wo er Unterricht im Tanzen nahm,\* um mit den schönen Genferinnen zu walzen, was er nicht verstand.

Diners und Soupers folgten hier einander, theatra-  
lische Vorstellungen fanden statt, Frau von Staël decla-

---

\* Dehlenschläger's Briefe.



mirte und las vor, und wieder einmal staunten die pedantischen Frauen der Republik den glänzenden Kometen an, dessen Lauf sie nicht zu fassen vermochten und darum seinen Vorübergang mit Kopfschütteln begleiteten.

Benjamin Constant hatte seine Uebersetzung des Wallenstein jetzt endlich völlig zu Stande gebracht. Er hatte diese Tragödie nach dem Muster Racine's bearbeitet und war nun ungeduldig, seine Production beurtheilt zu sehen, denn es wurmte ihn, neben Schlegel in den Schatten zu treten, seine Eitelkeit duldete es nicht, unbeachtet zu bleiben und da er kein productives Talent besaß, so mußte er sich in seiner Verbannung damit trösten, der Bearbeiter eines Schiller'schen Dramas zu werden. Es wurde daher ein Abend festgesetzt, an welchem er sie den versammelten Freunden vorlesen durfte.

Das Lob, welches ihm zu Theil ward, schien ihm viel zu kühl. Er vergaß, daß es kein eigenes Product sei, welches man richten sollte, und daß man in der andern Sprache immer wieder den Meister selbst zu beurtheilen hatte. Die Anerkennung, welche ihm zu Theil ward, genügte ihm daher nicht, und mißvergnügt blickte er die Gesellschaft an.

Es ist eine schlimme Stellung für einen Mann, neben einer berühmten Frau eine untergeordnete Rolle zu spielen. Constant hatte bei seinem ersten Auftreten in Paris zu viel

Auffehen erregt, war dann als Redner zu sehr bewundert worden, um jetzt befriedigt zu sein, wenn ihm auf dem Felde der Literatur, das sein Fach nicht war, ein Körnchen Weihrauch zufiel. Je länger man jetzt über das Drama sprach, je mehr wurde es ihm verständlich, daß er es eigentlich nicht geschrieben hatte, und seine Enttäuschung wuchs.

Schon lange hatte er sich innerlich verstimmt gefühlt, und nur mit Mühe seinen Mißmuth verborgen gehalten. Diese Vorlesung aber brachte ihn plötzlich zu einem Entschlusse.

Frau von Staël hatte keine Ahnung von dem, was in ihm vorging. Sie war beschäftigt mit der Probe zu einer musikalischen Aufführung, und bemerkte seine Entfernung nicht gleich. Die herrliche Musik von Schulz, zu den Gesängen der Racine'schen Athalie, sollte zum Abschiede noch einmal das Ohr Dehlenschläger's erfreuen, den diese Herzenstöne des Nordens, wie er es nannte, so unendlich tief bewegten! Es entging ihr daher, daß Constant nicht gegenwärtig war, und als er auch während des Abends nicht wieder erschien, hielt sie seine Abwesenheit für eine Laune, die ihn oftmals überfiel.

Ganz mit Dehlenschläger beschäftigt, dachte sie nicht einmal daran, nach ihm zu senden. Als die Gäste alle geschieden waren, wünschte der nordische Dichter noch von

den Freunden des Hauses ein Stammblatt zu besitzen, und so schrieb sie ihm denn in sein Album:

J'introduis pour la première fois le français dans ce livre; mais bien que Göthe l'ait appelé une langue perfide, j'espère, mon cher Oehlenschläger, que vous croirez à mon amitié pour vous et à ma vive estime pour l'auteur d'Axel et Valborg.\*

Herzlich schieden sie dann von einander, um sich nach vielen Jahren nur durch Zufall und ganz flüchtig noch einmal wieder zu sehen.

So führt uns das wechselvolle Leben zusammen, so trennt es, was eben erst sich gefunden, und fort und fort stehen wir zwischen Erinnerung und Hoffnung getheilt.

Als auch am nächsten Tage Benjamin Constant unsichtbar blieb, ließ Frau von Staël fragen, was ihn in seinem Zimmer fest halte, und erfuhr als Antwort: daß er nirgends aufzufinden sei und daß er sein Bett diese Nacht ganz unberührt gelassen habe.

Bewundert hörte sie diesen Bericht. Sie sann nach, was vorgefallen, sie wiederholte sich, wovon in den letzten

---

\* Zum ersten Male erscheint durch mich die französische Sprache in diesem Buche; aber, obgleich Göthe es eine treulose Sprache genannt hat, so hoffe ich doch, mein lieber Oehlenschläger, daß Sie an meine Freundschaft für Sie glauben, sowie an meine Achtung für den Verfasser des Axel und Valborg.

Tagen die Rede gewesen sei; aber nirgends wollte sich ein Aufschluß finden. Sie konnte durchaus nicht verstehen, warum er sich entfernt habe, noch wohin er gegangen sei.

Boten wurden überall nach ihm ausgesandt, doch ohne Erfolg. — Sie schrieb an Frau von Récamier, an Herrn von Montmorency, ob er zu ihnen gegangen sei, sie ließ in Paris Nachforschungen anstellen; doch Niemand wußte ihr etwas über ihn mitzutheilen. Er blieb wie verschwunden.

Indessen zog sie wieder in Coppet ein und hoffte hier eines Tages von ihm überrascht zu werden; doch vergebliches Harren! Eine unendliche Traurigkeit bemächtigte sich ihrer. Was konnte ihn veranlaßt haben, auf diese Art von ihr zu scheiden, die sie seinem Glücke jedes Opfer brachte? — Sie begriff ihn nicht.

Ihre Arbeit blieb jetzt wieder ihr einziger Trost bei dem Verschwinden des langjährigen Freundes. Indem sie sich dieser mit allem Ernste widmete, fand sie allein noch Vergessenheit und Ruhe. Das Peinlichste für sie blieben dann immer die Nächte, denen ihre Aufregung den Schlummer raubte, und wo keine Beschäftigung ihre Gedanken von dem ablenken konnte, was sie zu vergessen bemüht war. — So mußte sie denn wieder und wieder zu dem Mittel greifen, daß ihr eine künstliche Ruhe verschaffte, so mußte sie langsam das Gift nehmen, das sie einem frühen Ende zuführte.

Der Frühling war fast unbemerkt an ihr vorüber gestrichen. Schon fing sie an, Constant wie einen Todten zu betrauern. Da erzählte ihr zufällig ein Bekannter, daß er auf der Reise von Luzern nach Interlaken Herrn Benjamin Constant de Rebecque in Begleitung einer Dame gesehen und gesprochen habe.

Diese Nachricht traf Frau von Staël zu unerwartet. Es war ihr zu Muth, als zerrisse etwas in ihrer Brust und ohnmächtig stürzte sie zur Erde nieder.

Als sie ihre Besinnung zurück erhielt, war der Ausdruck ihres Schmerzes wahrhaft fürchterlich, so daß ihre Umgebung für ihr Leben zu zittern begann. Er lebte, während sie um ihn trauerte; er lebte, um sie zu hintergehen! — Das war mehr, als sie zu ertragen vermochte. — Dieser Gedanke brach ihr Herz.

Sie bestellte ihren Wagen, bat Schlegel, Sorge für ihre Kinder zu tragen, und fuhr weg, ohne zu hinterlassen, wohin sie ginge, oder wenn sie wiederkehren würde. Sie konnte auch eigentlich nichts darüber bestimmen; denn das Ziel ihrer Reise lag nur dunkel noch vor ihr. Sie wollte ihn auffuchen, wo er auch sei und dies Wo ließ sich noch gar nicht bestimmen.

Sie schlug denselben Weg ein, welchen jener Fremde ihr bezeichnet hatte, ohne eine Spur von dem Gesuchten zu finden. Nach mehreren Tagen erreichte sie endlich in der

Dämmerung des Abends Interlaken. Das schneeige Haupt der Jungfrau war schon von Wolken umhüllt, im Westen mischten sich noch einzelne Purpurstreifen am Horizonte, die Luft war, trotz des Sommertages, kühl und der Ort so einsam, als ob kein fremder Fuß sich hierher verirre.

Frau von Staël hüllte sich in einen warmen Shawl und wanderte allein durch die Straßen. Sie hatte keine bestimmte Ursache zu vermuthen, daß sie den treulosen Freund hier finden würde und dennoch ließ ein Etwas ihr keine Ruhe, suchend irrte ihr Auge umher, als müsse sie ihn in jedem Vorübergehenden erkennen, ihn hinter jedem Baumstamme hervortreten sehen.

In einer niedern Gartenwohnung brannte Licht und erleuchtete durch die noch offenen Fenster die Straße. Sie nahm den Weg darauf zu, sie wußte nicht warum. War es Ahnung, war es Schicksal, genug, es zog sie eine Macht dahin, die über sie gebot.

Ein Herr und eine Dame saßen im Zimmer sich gegenüber an einem Tische. Sie schienen in ein Gespräch vertieft zu sein. Plötzlich stand die Dame auf, nahte sich ihm, lehnte sich auf seine Schulter und hauchte zärtlich einen Kuß auf seine Stirne.

Ein tiefer, gellender Schrei vor ihrem Fenster schreckte sie plötzlich auf, so daß sie zuckend zusammenfuhr. Der Herr war geisterbleich vor dem Klange dieser Stimme ge-

worden und blickte entsetzt und verwirrt um sich. — Dann faßte er einen plötzlichen Entschluß und eilte hinaus.

Er fand Frau von Staël ohnmächtig unter seinem Fenster liegen.

Durch den Schrei gelockt, eilten mehrere Personen aus dem Hause herbei, man hob die fremde Dame auf und da Frau von Staël sich nach solchen Gemüthserschütterungen schnell wieder zu erholen pflegte, so stand sie auch jetzt nach wenigen Minuten mit vollem Bewußtsein wieder aufrecht da.

Mit einem langen, schmerzlichen Blicke maß sie Constant. „Also hier waren Sie, Benjamin,“ sagte sie mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme. „Also hier mußte ich Sie suchen und in solcher Gesellschaft Sie finden? Ach! Wohl ahnte es mir, daß Sie eines Tages so treulos von mir scheiden würden!“

„Lassen Sie mich Sie in Ihre Wohnung führen, Germaine,“ erwiderte er, tief bewegt von ihren Worten, mit halber Stimme. „Dort erkläre ich Ihnen Alles. Ich bitte Sie, folgen Sie mir.“

Er bot ihr seinen Arm und sich auf ihn stützend, schritt sie langsam ihrem Hotel zu. Sie sprachen auf dem Wege nicht. Beide waren bemüht, sich zu sammeln und zu überlegen, was dem Andern vorzuwerfen sei. Constant

sann auf neue Rechtfertigung und neue Ausflüchte und diese zu finden, war diesmal nicht leicht.

Unbefriedigt schieden sie endlich von einander, als die Nacht schon weit vorgerückt war.

Er fühlte, daß Frau von Staël nicht zu überzeugen, daher nicht zu täuschen sei. Sie wollte nicht glauben, daß Graf Hardenberg ihn zum Beschützer seiner Rechte aufgerufen habe, um sie auf einer Badereise zu begleiten, und daß er ihr diese Reise verheimlicht, weil er überzeugt gewesen, daß sie ihm aus Eifersucht ihre Einwilligung dazu versagen würde.

Aber auch die Dame, welche Constant in dem Gartenhause zurück gelassen hatte, war über dieses Abenteuer sehr bestürzt zurück geblieben. Er forderte bei seiner Nachhausekunft von ihr, daß sie seine Aussage bestätige, daß sie jedes Begegnen mit Frau von Staël, so lange diese sich hier aufhalte, vermeide und selbst, im Fall er sie bei ihrer Abreise begleite, sich ruhig dieser Maßregel füge und geduldig seiner Rückkehr harre.

Sie brachte eine schlaflose Nacht zu.

Lange vor Constant war sie am Morgen angekleidet und auf dem Wege zu Frau von Staël, ohne ihn von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen. Sie ließ sich als Frau von Rebecque melden und wurde angenommen, denn Frau von



Staël war eben so begierig, die Fremde zu sehen, wie diese nach einer Zusammenkunft mit ihr verlangt hatte.

Bleich und ernst stand die blonde Deutsche ihr gegenüber.\* Mit vor Bewegung zitternder Stimme bat sie sie, ihr zu sagen, warum Constant sich fürchte, ihr mitzutheilen, welche Rechte sie auf ihn habe.

„Rechte!“ rief Frau von Staël und wurde roth und bleich. „Rechte! — Mon Dieu —“ sie verstummte. Sie fühlte es zu peinlich, daß sie keine Rechte auf ihn hatte.

„Ich soll Ihnen verschweigen, daß ich seine Gattin bin,“ fuhr die Andere fort.

„Gattin!“ rief Frau von Staël. „Unmöglich! — Was wäre denn ich?“ — Sie zitterte.

„Hier der Beweis!“ sagte die Fremde, den Trauring vorzeigend. „Am 5. Juni wurden wir verbunden.“

„Entsetzlich!“ rief Frau von Staël. „Entsetzlich. Wie kämen Sie dazu, ihm anzugehören, da er mein seit langen Jahren ist, und auch mein bleiben soll.“

„Sie wollen ihn mir nicht lassen?“

„Nimmermehr! — Welche Ansprüche haben Sie an ihn? Seine Liebe? Die gehörte mir seit Jahren. — Das Wort der Kirche? Dem gegenüber habe ich, ich —“

---

\* Westend-review.

Ach! Entsetzlicher Verrath! — Wie konnten Sie ihn mir entreißen?“

„Es wird mir plötzlich Alles klar, Alles!“ sagte die Andere. — „Seine Unschlüssigkeit, sein scheinbarer Wankelmuth — Alles, Alles. — Ich kannte ihn, bevor sein Auge Sie je erblickte, ich hatte sein Wort, bevor Sie seine Stimme je vernahmen. — Jahr nach Jahr verging und immer noch schob er den Augenblick hinaus, wo er mir angehören wollte. Jetzt endlich kommt er, löst er sein mir gegebenes Wort — um mich aufs Neue zu verlassen. — Den Schimpf ertrage ich nicht. Lieber endige ich mein Leben hier zu Ihren Füßen; mit diesem Vorsatze kam ich zu Ihnen, entweder ist er mein, oder ich höre auf, Ihnen im Wege zu stehen.“

Mit diesen Worten ergriff sie rasch ein neben ihr stehendes Glas, schüttete etwas hinein und verschluckte es, bevor Frau von Staël sie daran verhindern konnte.

„Unglückliche, was haben Sie gethan!“ rief diese entsetzt aus und eilte auf sie zu, um ihr den Trank zu entreißen; doch war es schon zu spät.

„Sie sind von Ihrer Nebenbuhlerin befreit!“\* rief die Unglückliche resignirt und ließ sich in den Stuhl sinken, mit der Erwartung eines nahen Todes.

---

\* Westend-review.

In dem Moment stürzte Constant athemlos in das Zimmer.

„Was ist hier vorgefallen?“ rief er mit irrem Blicke und ließ sein Auge von der Einen auf die Andere gleiten, um in ihren Mienen zu lesen.

„Schaffen Sie Hülfe, einen Arzt herbei!“ rief Frau von Staël außer sich. „Sie hat Gift genommen! Sie stirbt! Um Gotteswillen, Eile!“

Wie ein Wahnsinniger stürzte Constant auf diese Nachricht fort. Schnelle Hülfe wurde geschafft und brachte zum Glücke noch Rettung. Die unglückliche Frau ward einem Leben erhalten, das ihr leider wenig frohe Tage brachte. An der Seite eines so unbeständigen Mannes blühte ihr kein Glück.

Beruhigter und milder gestimmt nach dieser entsetzlichen Katastrophe waren jetzt alle Drei zur Nachgiebigkeit geneigt, und Frau von Staël, gütig wie immer, wenn ihr Herz sprach und ihre Leidenschaft schwieg, beklagte wahrhaft die arme Frau und versicherte ihr aus eigener, freier Eingebung, daß sie sie nicht in ihren Rechten kränken würde, daß Constant ihr angehören solle, soweit sie selbst ihn an ihrer Seite festzuhalten im Stande sei. Mit diesem Troste schied sie von ihr und kehrte, nachdem sie auch Constant ein versöhnendes Lebewohl gewünscht, allein nach Coppet zurück.

Traurig langte sie hier an, küßte ihre Kinder und schloß sich dann in ihrem Zimmer ein.

Diese Reise nach Interlaken bildete einen Abschnitt in ihrem Leben. Sie hätte eine Wandelbarkeit der Neigung leicht verziehen, denn sie kannte das menschliche Herz und wußte, daß der beste Wille dessen Schläge nicht immer zu regeln vermag; darum auch baute sie auf keine Neigung, welche nicht ein Gebot der Pflicht zugleich mit fesselte.

Aber Verrath — Verrath an ihrem heiligsten Gefühle, Verrath, wo sie auf Treue baute, Verrath, wo sie sich die sichersten Rechte auf eine aufrichtige, dauernde Freundschaft erworben, das war eine zu herbe Erfahrung. Diese Prüfung hielt sie nicht aus. Sie rüttelte an ihrem Glauben an die Menschen.

Und dennoch, trotz seines unwürdigen Benehmens, konnte sie den Mann nicht hassen, der sich auf diese Weise an ihr vergangen. — Eben so wenig konnte sie ihn verachten. —

Sie kannte sein Naturell, sie war überzeugt, daß er selbst am meisten dabei litt, diesen Verrath begangen zu haben, sie beklagte ihn aufrichtig und bemitleidete seine Schwäche!

Die Lüge im Herzen, war er ihr während so vieler Jahre mit offener Stirn entgegen getreten, und sie hatte

ihm geglaubt! — Sie war selbst so wahr; wie konnte sie ahnen, daß der Andere sie mit falschen Worten täusche!

Sie mochte ihn nicht wieder sehen. Gott! Gott! schenke mir Vergessenheit! betete sie, um des nagenden Wehs Los zu werden.

Da pochte es leise an ihrer Thüre. Sie hörte es nicht. Es pochte wieder und wieder. Sie wurde aufmerksam. Es war eine späte Stunde. Mitternacht war vorüber. Sie öffnete endlich mit eigener Hand.

Da stand Benjamin Constant geisterbleich, mit verstörter Miene vor ihr.

„Unglücklicher! Sie hier!“ rief Frau von Staël entsetzt aus.

Er sank zu ihren Füßen.

„Sie verzeihen mir, oder ich hauche hier meinen Geist aus! Sie schenken mir Ihre Freundschaft wieder, oder ich habe genug gelebt!“ rief er leidenschaftlich aus.

„Um Gottes willen! lassen Sie mich in Ruhe!“ rief Frau von Staël empört. „Ich habe genug durch Sie gelitten. — Ihr Anblick ruft alle Schmerzen wieder wach. Bleiben Sie jetzt bei ihr, an die sie die Pflicht kettet.“

„Nicht ohne Ihre Verzeihung, Germaine. Nicht ohne ein Wort von Ihnen gehört zu haben, das mich tröste, das mich in meinen eigenen Augen weniger hassenswerth erscheinen lasse; nicht ohne einen Blick von Ihnen erhalten

zu haben, der meinem Herzen seine Schläge wieder gebe und mir den Muth zu leben neu verleihe. — Hier auf meinen Knien bleibe ich vor Ihnen, Germaine, hier, bis Ihre Hand mich aufhebt und hier sterbe ich, wenn Sie sich unversöhnlich von mir wenden!“

„Ich hasse Sie ja nicht, Constant,“ sagte Frau von Staël, leise weinend; „ich verbiete Ihnen mein Haus ja nicht; ich will nur erst vergessen lernen, wie schwer Sie mich gekränkt haben und dann — dann — Ihnen meine Hand zur Versöhnung reichen.“

Sie brach in lautes Schluchzen aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Constant schleppte sich zu ihr hin, er drückte den Saum ihres Kleides an seine Lippen, und nannte sie mit tausend süßen Namen; auch seine Thränen flossen. — „Gehen Sie jetzt!“ bat sie ihn weich. „Ich kann nicht mehr! — Ich vergebe Ihnen!“ fügte sie leise hinzu.

„Gott sei Dank!“ rief er wie neu belebt, küßte ihre Füße und stürzte fort. — Sie sah ihm nach. War es eine Erscheinung gewesen, oder hatte sie ihn wirklich gesehen?

## Fünfzehntes Capitel.

## Der sieche Held.

Ein junger Mann aus einer angesehenen Familie erregte durch das Gerücht seiner glänzenden Waffenthaten, durch den Contrast seiner Jahre mit seinem wankenden Schritte, durch die bleiche Farbe seines edelschönen Gesichtes und den Zustand seines Leidens, bei den Damen der Stadt Genf das lebhafteste Interesse.

Wunden, auf dem Feldzuge in Spanien gewonnen, bedrohten ihn mit einem frühzeitigen Tode. Lange war er dadurch auf ein schweres Siechbett festgehalten worden, und erst seit Kurzem sah man ihn mit schwacher Hoffnung auf seine endliche Genesung von diesem erstehen.

Theilnehmend horchte Frau von Staël auf den Bericht seiner Lebensschicksale und seines jetzigen Leidens. — Prüfend fragte sie sich dabei, ob er seine körperlichen Schmerzen gegen die ihrem Herzen auferlegten Prüfungen austauschen würde, und eine leise Stimme in ihrer Brust flüsterte ihr dabei zu, daß er immer noch, im Vergleiche mit ihr, der Bevorzugte sei. — Man bewunderte den jungen Rocca, man lobte ihn, man schenkte ihm Theilnahme; und sie? — Ihr Leid ahnte Niemand, nur die stille Mitternacht war die Vertraute ihrer Klagen.

Für eine Frau ist es eine Demüthigung, verrathen und verlassen zu sein, und das Mitleid, welches sie dafür beanspruchen kann, thut ihr weh.

Sie konnte vergeben, aber nicht vergessen; ihr Herz blutete fort.

Eines Tages, als sie allein über die Straße ging, sah sie den kranken jungen Mann, der so große Aufmerksamkeit erregte, langsamen Schrittes in der Sonne auf und ab schlendern. Sie blieb stehen und blickte ihm gedankenvoll nach.

„Er ist noch sehr jung,“ sagte sie leise zu sich selbst, und eine Thräne trat ihr in das Auge, „und soll dem Leben, das ihm noch so Vieles bieten kann, entsagen?“

Als er sich jetzt umwandte und wieder an ihr vorüberschreiten wollte, hielt sie ihn auf, legte ihre Hand auf seinen Arm, sah ihn mitleidsvoll mit ihren schönen dunkeln Augen an, und sagte weich mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme:

„Hoffen Sie, armer Leidender; Gott ist groß. Ihre Jugend kann noch Vieles überwinden, Ihre Wunden werden vernarben und sind dann Ihr Schmuck. Wo aber das Herz in seinen innersten Tiefen verletzt ist, da allein bringt keine Zeit Heilung, da allein ist Alles unwiederbringlich verloren. Trösten Sie sich damit, daß es noch größere Leiden giebt, als die Sie drücken.“



Damit wandte sie sich von ihm ab und ging weiter; der Kranke aber blieb wie an den Platz gefesselt stehen, und sah ihr nach, bis sie seinem Auge entschwunden war.

Das war sie, sprach eine Stimme in seiner Brust, das konnte nur sie sein, nur sie konnte so sprechen, nur sie ihn mit diesem Blicke anschauen.

Ihre Worte klangen immer noch in seinen Ohren fort. Wachend, träumend, hörte, sah er nur sie. Kopf und Herz waren nur von ihr erfüllt, er kannte nur den einen Wunsch noch, ihr wieder zu begegnen, nur die eine Hoffnung noch, ihre Stimme zu hören, an ihrem Blicke wieder sich zu sonnen, wie er so theilnahmsvoll, so unglücklich auf ihm geruht.

Seine Gedanken waren nur bei ihr; mit seinen Bekannten sprach er nur von ihr, er wollte von ihnen wissen, warum sie nicht glücklich sei, er wollte ihren Kummer kennen, er wollte leben, um ihn zu stillen. — Sein ganzes Denken, Wünschen, Hoffen bezog sich seit jenem Tage nur auf sie.

„Aber was können Sie, ein Kranker, ihr leisten?“ fragte man ihn. „Was können Sie mit ihr sprechen? — Sie hat für nichts Sinn, als für die Politik und für die Literatur, was können Sie dieser Frau sein, die nur geistiger Anregung bedarf; was können Sie ihr durch Ihren Umgang bieten?“

„Ein Herz, das warm für sie schlägt.“

„Wer sagt Ihnen, daß ihr an diesem Herzen liegt?“

„Sie ist unglücklich und bedarf des Trostes der Liebe.“

Je l'aimerai tellement qu'elle finira par m'épouser,“  
antwortete Rocca halb unwillig über die ihm entgegen-  
gesetzten Hindernisse.

Man lachte über diese Anmaßung und hinterbrachte Frau von Staël dies Wort des Leidenden.

Sie hörte es wehmüthig an. Wenn seine gedrückte Seele hierin einen Trost fand, warum ihn ihm nicht gewähren? Sie war ja selbst so unglücklich, war des Leidens so müde; — ihr Leben war so einsam, so verarmt, und sie begriff es wohl, wie man in solchen Momenten der Vereinsamung auch nach einem Strohhalme greifen könne.

„Wir haben einen Anknüpfungspunkt, gegenseitiges Leid,“ erwiederte sie und ließ ihm sagen, daß sie ihn erwarte.

Zitternd vor Glück erschien der junge Offizier. Ein neues Leben strömte durch seine Adern, seit er sie sah, sein Puls hob sich, er fühlte, daß er genesen müsse.

Mit inniger Freude gewahrte Frau von Staël diesen Eindruck. — Wie konnte sie gleichgültig dagegen sein, das Dasein eines Andern zu verschönern, wie unempfindlich bleiben, während sie durch ihren Blick, durch ihr Lächeln noch zu beglücken vermochte!

„Das Glück ist eine so seltene Blume,“ sagte sie, „mag sie ihm durch mich blühen!“

Mit frischem Muthe setzte sie jetzt ihr Werk über Deutschland fort. Seit ihr Herz sich an einer neuen Flamme erwärmte, konnte sie wieder thätig sein, und der Lauf des Winters sah der Vollen dung ihres Buches entgegen.

Um den Druck zu überwachen, wünschte sie die ihr so unheilbringende Nähe von Paris abermals zu suchen, abermals die ihr gesteckte Grenze von vierzig Meilen zu überschreiten. Gefährliches Beginnen!

So begab sie sich denn im Frühling 1810 nach Frankreich und nahm ihren Aufenthalt in dem alten Schlosse von Chaumont-sur-Loire, welches der Cardinal d'Amboise, Diane de Poitiers, Catharina de Medicis und Nostradamus vor ihr bewohnt hatten. — Der gegenwärtige Eigenthümer dieses romantischen Gebäudes befand sich in Amerika, und bei seiner Rückkehr siedelte sie dann nach dem Landgute Fossé über, das ihnen eine bequeme Räumlichkeit, aber sonst nur geringe Annehmlichkeit bot.

Frau von Récamier besuchte sie hier, und erheiterte ihre Einsamkeit durch ihre warme Freundschaft. Sowie Frau von Staël den französischen Boden betrat, war ihre Stimmung eine ganz andere. Man hätte glauben mögen es übe selbst die Luft schon einen Einfluß auf sie aus, so

ganz verschieden schaute sie um sich. Oder war es der Gedanke nur, auf heimischem Boden zu stehen, keine Verbannte, keine Verwiesene zu sein, was sie so angenehm berührte?

Die Nachbarschaft des Schlosses Fossé bot wenig Annehmlichkeiten, die Entfernung von Paris erlaubte nur selten einem Freunde, sie aufzusuchen und so blieb man denn auf den häuslichen Kreis für die gesellige Unterhaltung beschränkt. Man trieb Musik, man sang vereint, Madame Récamier begleitete auf der Harfe, ein italienischer Gesanglehrer auf der Guitarre und Frau von Staël und ihre Tochter fügten ihre Stimmen hinzu, wobei oft das ganze Dorf sich zum Zuhören versammelte.

Ein heimlicher Ausflug nach Paris konnte in dieser Entfernung von der Hauptstadt mitunter eingeflochten werden. Ihre geschäftlichen Verhandlungen mit ihrem Buchhändler machten persönliche Besprechungen mitunter sogar nothwendig.

Eines Tages, als sie eben bei dessen Wohnung vorfuhr, trat ihr hier plötzlich Benjamin Constant entgegen. Freude und Ueberraschung malten sich in seinem Blicke, während sein Auge forschend in ihren Mienen spähte, welches Empfanges er gewärtig sein könne.

Frau von Staël bot ihm mit ihrer liebenswürdigen

Offenheit die Hand. „Sie sind glücklich, hoffe ich,“ sagte sie, „das ist die Hauptsache.“

„Ohne Sie? Unmöglich!“ rief er leidenschaftlich aus. „Wie die Blume der Sonne bedarf, so bedarf ich des Lichtes Ihrer Augen, der Funken Ihres Geistes, um mich meines Lebens zu erfreuen, um die Thätigkeit meiner Seele aufzurufen. — Ich kann ohne Sie nicht länger leben!“

„Und Ihre Frau?“

„Sie ist hier und weiß es, daß ich Sie suche.“

Er folgte ihr in das Haus. Er bestand darauf, sich unter die Räder ihres Wagens werfen zu wollen, wenn sie ihm nicht gestatte, sie zu begleiten. So ließ sie es denn endlich zu.

„Sie sind thöricht,“ sagte sie; „aber was kann ich dagegen thun, als es ruhig geschehen lassen? — Comment se fâcher contre d'autres que ceux qu'on aime?“

„Das ist ein hartes Wort!“ rief Benjamin Constant, und sah sie überrascht an.

„Aber ein wahres, hoffe ich; und wenn nicht wahr, wenigstens verdient,“ versetzte sie.

Nach beendigtem Geschäfte wünschte sie einen Besuch bei Henriette Mendelssohn abzustatten, an der sie, als nahe mit Schlegel befreundet, innigen Theil nahm. Diese

wohnte in der Rue Richter,\* in einem Gartenhause, und erzog eine Anzahl kleiner Mädchen aus den ersten Familien. In diese stille, schattige, abgelegene Wohnung begab sie sich jetzt, begleitet von Constant, um mit der geistvollen, sinnigen Erzieherin einige Stunden zu verbringen.

Dieses abgeschlossene Leben, die Resignation, welche in diesem Berufe lag, das milde, klare Wesen der Bewohnerin dieser kleinen, von Neben umschatteten Räume, machte einen eigenthümlichen Eindruck auf eine Frau, deren ganzer Lebensgang immer der Außenwelt zugewendet gewesen war, und die bei allem Suchen nach Glück, es nie zu finden vermocht hatte. Sie sprach heute wenig. Sinnend und traurig saß sie da, mit ernstern Gedanken an ihre nächste Zukunft.

Constant bot Alles auf, um sie zu erheitern. Aber seine Conversation étonnante blieb dies Mal ohne Wirkung.

Als sie hinaus gingen, drang er in sie, ihm mitzutheilen, was sie verstimme.

„Sie fragen noch?“ sagte sie vorwurfsvoll. „Ich bin heimatlos, gehöre nirgends hin auf dieser Erde, und Niemand gehört mir an, Niemand theilt mein Geschick,

---

\* Barnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten.

trägt mit mir Freud und Leid. Ich sterbe an der Einsamkeit meines Herzens.“

Sie wollte ihm Lebewohl sagen, aber er ließ es nicht zu. Nichts konnte ihn davon abhalten, sie zu begleiten, mit ihr nach Fossé zurück zu kehren und dort einige Zeit mit ihr zu verbringen. Sie nahm diesen Vorschlag ohne Freude an und gab nur seinem dringenden Verlangen dabei nach.

Am 23. September corrigirte sie den letzten Druckbogen ihres Werkes über Deutschland. Mit wahrer Freude fügte sie diesem das Wort Fin hinzu; so wenig ahnte sie damals, welche neue Verfolgungen es ihr kosten würde. Sie entwarf heiter eine Liste der hundert Personen, denen sie es zuzusenden gedachte, sandte diese an ihren Buchhändler, und reiste darauf mit ihren Freunden nach dem Gute des Herrn von Montmorency, fünf Meilen von Blois entfernt, ab. Glücklich durch das Wiedersehen dieses ihr so theuren Freundes, wanderte sie mit ihm im Schatten des prächtigen Waldes, welcher sein Schloß umgab, freute sich des herrlichen Wetters, weilte bei den Spuren geschichtlicher Erinnerungen, an denen der Ort, durch die Schlacht von Fretteval, zwischen Philipp August und Richard Löwenherz, so reich ist, und gab sich ganz der ruhigen, sanften Stimmung hin, welche diese Umgebung in ihr erzeugte.

Herr von Montmorency sprach zu ihr von der Endlichkeit aller Dinge, von der Kürze dieses Erdenlebens, von der Nothwendigkeit der Selbstdisciplin, und einem Leben in Gott; er redete mit einer so warmen Theilnahme ihr zu, sein Auge ruhte so innig auf ihr, während die Worte der Ueberzeugung warm von seinen Lippen flossen, daß sie endlich selbst meinte, überzeugt zu sein. — Ein glücklicher Friede zog in ihr Herz ein!

Als sie in das Schloß zurückkehrten, ging sie auf ihr Zimmer und schrieb an Bonaparte:

„Sire,

„Ich bin so frei, Ihrer Majestät mein Werk über Deutschland zu übersenden. Wenn Sie sich die Mühe geben, es zu lesen, so glaube ich, werden Sie darin einen des Nachdenkens fähigen Geist entdecken, den die Zeit gereift hat. Sire, zwölf Jahre sind verflossen, seit ich Ihre Majestät nicht gesehen habe und verbannt bin. Zwölf Jahre des Unglücks mildern jeden Charakter, und das Schicksal lehrt denen die leiden die Resignation.

„Auf dem Punkte, mich einzuschiffen, bitte ich Ihre Majestät um eine halbe Stunde Unterhaltung. Ich glaube Ihnen etwas für Sie Interessantes mittheilen zu können, und aus diesem Grunde bitte ich Sie, mir vor meiner Abreise diese Gunst zu bewilligen.



„Ich erlaube mir in diesem Briefe nur die eine Sache: Die Erklärung der Gründe, weshalb ich den Continent verlasse, im Fall Ihre Majestät mir nicht die Erlaubniß geben, in einem Landhause so nahe bei Paris leben zu können, daß meine Kinder sich dort aufhalten können.

„Die Ungnade Ihrer Majestät wirft auf die Personen, welche sie trifft, einen so üblen Schein in Europa, daß ich keinen Schritt gehen kann, ohne die Wirkungen zu spüren. Die Einen fürchten, sich zu compromittiren, indem sie mich sehen, die Andern halten sich für Römer, indem sie diese Furcht besiegen. Die einfachsten gefelligen Beziehungen werden zu Diensten, welche ein stolzes Gemüth nicht annehmen kann.

„Unter meinen Freunden sind einige, welche mein Schicksal mit unglaublicher Großmuth getheilt haben; doch habe ich dabei die innigsten Gefühle an der Nothwendigkeit, mit mir in der Einsamkeit zu leben, scheitern sehen, und seit acht Jahren theilt sich mein Leben zwischen der Furcht Opfer aufzuerlegen, und dem Schmerze sie gebracht zu sehen.

„Es ist vielleicht lächerlich, dem Beherrscher der Welt das Detail meiner Eindrücke zu geben; doch was Ihnen die Welt unterworfen hat, Sire, ist Ihr alles beherrschendes Genie. In Bezug Ihrer Kenntniß des mensch-

lichen Herzens, begreifen Ihre Majestät dessen höchste, wie dessen zarteste Seiten.

„Meine Söhne haben keine Laufbahn vor sich, meine Tochter hat ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt; in wenigen Jahren will sie etablirt sein; es wäre Egoismus von mir, sie zwingen zu wollen, ihre Jugend in den abgelegenen Orten zu verbringen, wo ich zu leben verdammt bin. Auch von ihr müßte ich mich also trennen.

„Dies Leben ist daher nicht zu ertragen, und auf dem Continente kenne ich dagegen keine Abhülfe. Welche Stadt könnte ich wählen, wo die Ungnade Ihrer Majestät nicht ein unwiderstehliches Hinderniß für das Fortkommen meiner Kinder, wie auch für meine persönliche Ruhe würde?

„Ihre Majestät wissen wahrscheinlich nicht; welche Furcht die meisten Behörden vor den Exilirten hegen, und ich könnte Ihnen in dem Punkte Dinge mittheilen, welche sicher nicht auf Ihren Befehl geschehen sind.

„Man hat Ihrer Majestät gesagt, ich bedaure Paris um des Museums und um Talma's willen: dies ist ein angenehmer Scherz über das Exil, d. h. über das Unglück, welches Cicero und Bolingbroke für das Unerträglichste erklärt haben; aber, wenn ich die Meisterstücke der Kunst liebe, welche Frankreich den Eroberungen Ihrer Majestät verbankt, wenn ich jene schönen Tragödien liebe, das Bild des Heroismus, dürfen Sie mich deshalb tadeln, Sire?

„Das Glück jedes Individuums gestaltet sich der Natur seiner Anlagen gemäß; und wenn mir der Himmel Talent verliehen hat, besitze ich nicht Einbildungskraft, welche den Genuß der Künste und des Geistes nothwendig macht?

„So viele Menschen fordern von Ihrer Majestät reelle Vortheile aller Art! Warum sollte ich erröthen, für mich die Freundschaft, die Poesie, die Musik, die Gemälde, diese ganze ideale Welt zu begehren, deren ich mich erfreuen kann, ohne mich von der Ehrerbietung zu entfernen, welche ich dem Monarchen von Frankreich schuldig bin.“

Der Kaiser Napoleon las manchmal des Morgens bei seinem Frühstück Romane, oder eine andere Production der Literatur des Tages, und warf, was ihm mißfiel, sogleich in das Kamin neben sich; das gleiche Schicksal erfuhr auch das ihm von Frau von Staël übersandte Buch über Deutschland.\* Kaum hatte er eine halbe Stunde darin gelesen, so opferte er es den Flammen und während es hell emporloderte, ertheilte er den Befehl, sogleich zum Buchhändler zu senden und die ganze Auflage in gleicher Weise zu zerstören; der Verfasserin aber zu verkündigen: daß sie binnen drei Tagen über die Grenzen Frankreichs

---

\* Memoiren des Kammerdieners Constant. 4. Band.

hinaus sein müsse. — Dies war die Antwort auf ihren in so milder Stimmung abgefaßten Brief.

Welch ein neuer unerwarteter Schlag für die schon so vielfach verfolgte Frau!

Man wagte kaum ihr diese unangenehme Neuigkeit zu verkündigen. Als es dennoch geschehen mußte, theilte ihr Freund, Herr von Montmorency, ihr das Vorgefallene so schonend wie möglich mit. Sie brach in bittere Thränen aus.

Ihre letzte Hoffnung war verloren! Sie gab sich kleinmüthig selbst auf. Was blieb ihr nun noch zu hoffen übrig?

Sie kehrte nach Fossé zurück, wo Gensd'armes schon das Haus umstellten. Auch ihrer Manuscripte wollte man sich noch bemächtigen, um sicher jede Spur ihrer Arbeit zu vernichten. Vergebliches Bemühen! — Sie überlieferte ihnen eine schlechte Abschrift und rettete das Ganze.

Wohin jetzt ihren Fuß setzen, als nach Amerika, dem Lande der Freiheit. Schiffe lagen zur Abfahrt bereit, es bedurfte nur einiger Tage der Vorbereitung, um die Reise anzutreten und um diese suchte sie nun nach. Der kurze Aufschub wurde ihr bewilligt; dabei ihr aber die Häfen genannt, in denen sie sich einschiffen durfte, und damit ihre eigentliche Absicht verhindert, den Weg über England zu nehmen. — Ohne diesen Anhaltepunkt, ohne das

Wiedersehen ihrer dortigen Freunde, hatte sie nicht den Muth, die andere Hemisphäre aufzusuchen und da ihr nur Amerika oder Coppet blieb, so wählte sie endlich das letztere.

Sie kehrte dahin zurück, nicht mehr eine Geduldete, sondern eine Verfolgte. Es lag von jetzt an Gefahr darin, ihr befreundet zu sein, die Ungnade des Beherrschers von Frankreich traf schwer den Verwagenden, der ihr wohlwollte. Sie wagte nicht einmal einen Tischgast einzuladen, ohne die Sorge, ihn dadurch seiner Stellung zu berauben. Dieser Gedanke, daß ihre Nähe unheilbringend sei, lastete vor Allem schwer auf ihr, ja, verfolgte sie wie ein Fluch.

Sie verbrachte den Winter traurig. Auch ihre Arbeit fehlte ihr jetzt; denn mit welchem Muth konnte sie eine literarische Thätigkeit suchen, nach den Erfahrungen der neuesten Zeit? — Sie fühlte ihre Kräfte gelähmt, die Flügel ihres Geistes sanken, ihren Nächten fehlte der Schlaf und das einzige Mittel ihren Zustand zu erleichtern, ihrem thränenden Auge einen scheinbaren Schlummer zu gewähren, bestand in dem starken Gebrauche des unheilvollen Opiums. Schlag auf Schlag traf sie von jetzt an und beugte sie immer tiefer.

Zuerst traf der Befehl ein, daß Schlegel die Schweiz verlassen solle, weil der Kaiser seine Ansichten über die Literatur nicht billige, denn er habe die Phädra des Euripides der des Racine vorgezogen.

Das klang lächerlich; doch welchen andern Grund konnte man anführen, so lange man den wahren nicht nennen konnte, seine Anhänglichkeit an die Familie der Frau von Staël? — Sie mußte also den Freund aufgeben, an dessen Nähe sie seit acht Jahren gewöhnt war, sie mußte ihn in einem Augenblicke aufgeben, wo sie seinen Verlust doppelt schmerzlich empfand!

Mathieu von Montmorency kam nun an die Reihe. Er war nicht der Mann, seine Freundin in ihren schlimmen Tagen zu verlassen, schon verschiedene Male hatte er einige Zeit bei ihr zugebracht, jetzt wieder eilte er nach Coppet und ein Verbannungsurtheil wurde seine Strafe. Nichts konnte Frau von Staël darüber beruhigen, ihren großmüthigen Freund auf diese Weise gestraft zu sehen. Sie stieß laute Töne des Schmerzes aus, und war der Verzweiflung nahe. Um die nagende Pein ihrer eigenen Gedanken zu beschwichtigen, blieb ihr endlich nichts übrig, als der Genuß des Opiums, welcher momentane Vergessenheit bot.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sich ihrer Lage wieder bewußt wurde, suchte Herr von Montmorency ihr die Ruhe mitzutheilen, welche er durch den Glauben an die Hand Gottes in allen Dingen gewann; doch, das Gebet bewies seine heilende Kraft nicht an ihrem Weh. Der Gedanke, daß ein Freund für sie leiden mußte, war

ihr unerträglich, das Leben selbst ward ihr unter diesem Eindrucke eine Bürde.

Ein Brief von Madame Récamier, der ihre nahe Ankunft in Coppet verkündete, erfüllte sie, statt mit Freude, mit Schrecken. Wie, wenn auch sie noch, durch diese Handlung der Freundschaft, der kaiserlichen Ungnade verfiel!

Sie beschwor sie bei ihrer Ankunft, nicht in Coppet zu verweilen; vergebliches Bemühen. — Die Freundin wollte nicht an ihrer Thüre vorübergehen, und unter strömenden Thränen, welche die Angst vor den Folgen dieses Schrittes Frau von Staël erpreßte, empfing sie Madame Récamier in den Mauern dieses Schlosses, das ihre Ankunft so oft wie ein Freudenfest begrüßt hatte.

Schon in der Frühe des nächsten Morgens eilte Madame Récamier weiter; doch damit war nichts gewonnen, sie wurde verurtheilt, sie wurde von Paris verbannt.

„Madame de Staël,“ sagte der Präfect von Genf, „führt ein angenehmes Leben in ihrer Heimath; ihre Freunde und Bekannte aus der Ferne kommen, sie aufzusuchen; der Kaiser will das nicht leiden.“

Sie hatte nie ein Wort des Lobes über Napoleon veröffentlicht; das war ihr Vergehen; sie konnte damit auch jetzt noch sich selbst und ihren Freunden die Freiheit geben, und sie verschmähte es, es zu thun. Das verdiente

Strafe. Wie arg mußte sie ihn hassen, um nicht mit dem Preise ihre Freiheit erkaufen zu wollen!

Man schlug ihr vor, wenigstens die Geburt des Königs von Rom zu besingen, aber auch dagegen weigerte sie sich mit den Worten, sie wisse weiter nichts darüber zu sagen, als daß sie ihm von ganzen Herzen eine gute Amme wünsche.

Napoleon wollte sie um jeden Preis zu dieser Demüthigung zwingen und ihre Beharrlichkeit gab ihm immer neue Maßregeln der Verfolgung an die Hand. — Die Welt beugte sich vor ihm, und diese Frau wagte es, zu widerstehen! Exil auf Exil folgte; Ungnade traf den, der sich ihr nahte. Wer nicht für mich ist, ist wider mich, wer Frau von Staël aufsucht, ist mein Feind, hieß es. Gensd'armes bewachten die große nach Coppet führende Allee, um jeden Gast anzuhalten und seinen Namen zu verzeichnen, Niemand konnte endlich noch wagen, zu ihr zu gehen, sie sah die Zeit kommen, wo sie mit ihren Kindern völlig allein sein würde, eine Gefangene in ihrem Schlosse. Ihre Einbildungskraft stellte ihr die ärgsten Schreckbilder vor, sie malte sich aus, daß man auch diese ihr endlich entreiße, und sie zuletzt das Schicksal von Marie Stuart erleiden lasse. — Sie fühlte es, sie mußte entfliehen, und sie wollte auch entfliehen, aber wohin?

In dieser trüben Zeit, die ihr leidenschaftliches Tem-



perament, das keine Ergebung kannte, noch trüber gestaltete, blieb ihr nur eine Quelle, aus der sie Trost schöpfte; — die der Anbetung nahe kommende Liebe des kranken, bleichen Rocca, der sich bei ihrem ersten Begegnen vorgefetzt, durch die Gewalt seiner Zuneigung die ihrige zu erzwingen. Er ließ sich durch keine Furcht abhalten, bei ihr zu verweilen, er war entschlossen, sie aufzusuchen, wenn auch Alles sie floh; er gelobte es sich, mit ihr jedes Schicksal zu theilen, sei es selbst das Schaffot. — Sie schüttelte wehmüthig das Haupt bei solchen Betheurungen.

„Sie wollen, was Sie nicht können,“ sagte sie, „der Gewalt gegenüber müssen Sie unterliegen, jede Stunde, jede Minute kann Ihnen den Befehl bringen, mich zu fliehen, und dann?“

„Geben Sie mir ein Recht bei Ihnen zu bleiben,“ bat er flehend, „setzen Sie mich in die Lage, im Augenblicke der Gefahr den Agenten des Tyrannen den Buchstaben eines Gesetzes entgegen halten zu können, das mir die Pflicht auferlegt, in Noth und Tod Ihnen schützend zur Seite zu stehen.“

Sie verstand ihn und schwieg, überrascht von dem Gedanken. — Doch die Sorge gänzlichen Verlassenseins, das Gefühl der Einsamkeit, das sie zu allen Zeiten ihres Lebens so schwer gedrückt hatte, das Bedürfniß geliebt zu sein, das sich jetzt, wo sie von allen ihren Freunden getrennt

war, noch dringender geltend machte, vermochten sie endlich, seinen dringenden Bitten nachzugeben. Neue Verlegenheiten wurden dadurch herbeigeführt, manche unangenehme Conflicte boten sich dar; doch ein Freund für alle Fälle war ihr gesichert und diese Ueberzeugung that ihr wohl und ließ sie den Muth fassen, nach England mit ihren Kindern zu gehen, auf einem Umwege freilich, der durch keine der Napoleon befreundeten Staaten führte.

Frau von Staël an Madame Récamier.

„Ich sage Ihnen Lebewohl, theurer Engel meines Lebens, mit aller Zärtlichkeit, deren meine Seele fähig ist. Ich empfehle Ihnen August, möge er Sie sehen und mich wiedersehen! — Sie sind ein himmlisches Geschöpf. Wenn ich in Ihrer Nähe gelebt hätte, würde ich nur zu glücklich gewesen sein; — das Schicksal reißt mich fort. Adieu.“

Mit diesen Zeilen schied sie von ihrer Freundin, um sie erst unter der Restauration wieder zu sehen.

---

## Sechzehntes Capitel.

### Die Flucht.

Reisen ist ein trauriges Vergnügen, soll es nur als Mittel dienen, um Erinnerungen zu bannen. Ist die Seele nicht offen, sich den Eindrücken hinzugeben, so drängt sich das Gefühl unseres Wehes nur um so lebhafter uns auf, und leiht den Gegenständen jene düstere Färbung, welche vereitelte Hoffnungen, begrabene Wünsche, dem Gemüthe zurück lassen.

Von Land zu Land, von Ort zu Ort, eilte Frau von Staël, ohne daß ihre Stimmung sich hob. Ihr Weg führte sie über Wien nach Moskau, sie durchreiste ihr ganz fremde, fast unwegsame Gegenden, sie besuchte die alte Czarenstadt, und das glänzende Petersburg, fand überall die zuvorkommendste Aufnahme, überraschte auch hier durch ihren seltenen Geist; doch, was sich immer weiter von ihr entfernte, war die Ruhe, war das Glück.

Die Flüchtige, Verfolgte, nährte jetzt auch noch in ihrem Innern einen Wurm, der verzehrend an ihr nagte. Zum ersten Male in ihrem Leben trug sie ein Geheimniß mit sich herum, zum ersten Male verbarg sie eine Empfindung, machte sie ein Hehl aus einer Handlung. — Es wurde ihr schwer, sich dies abzugewinnen, und nur der

Gedanke an den berühmten Namen, den sie trug, konnte ihrem Ehrgeize dies Opfer abfordern.

Sie reiste in Begleitung einer erwachsenen Tochter. Diese durfte das Verhältniß zu Rocca nicht ahnen.

Ein Sohn, der das Mannesalter erreicht hatte, saß ihr gegenüber. — Wie hätte sie diesem gestehen mögen, daß ihr Bedürfniß nach Liebe, ihre Sehnsucht nach dem Glücke einer aus Neigung geschlossenen Ehe sie vermocht habe, ein solches Band mit einem ihr nicht ebenbürtigen ganz jungen Manne zu suchen?

Selbst Schlegel mußte sie diesen Umstand sorgfältig verbergen, damit nicht sein Neid den armen Rocca treffe, für das Verbrechen, durch die Macht seiner unbegrenzten Liebe sie sich erobert zu haben.

Während sie nun in ihrer nächsten Nähe so peinliche Beziehungen ertragen mußte, und ihre Worte, ja ihre Mienen zu überwachen genöthigt war, damit sie sich durch keine unbesonnene Aeußerung verrathe; gewahrte ihr Auge in der Ferne den Fortschritt der französischen Armeen, welche ihren Spuren beinahe folgten, und sie auch hier im höchsten Grade für ihre Sicherheit besorgt machte, so daß sie unschlüssig war, ob sie von Moskau nach Constantinopel oder nach Petersburg gehen sollte.

Aus Sorge für ihre Tochter beschloß sie das letztere,

und ließ hinter sich die durch Rauch und Flammen verzehrte Stadt zurück.

Auch Petersburg berührte sie nur flüchtig. Sie konnte diesen eben aufblühenden Ort nur mit Trauer sehen; denn ihre Phantasie malte sich ihn zerstört durch französische Waffen und die Greuel eines Krieges, den Frankreich mit dem Leben seiner Söhne viel zu theuer bezahlte.

Schweden, das Vaterland ihres Gatten, bot ihr ein ruhigeres und sichereres Asyl und so eilte sie denn, nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen, von Petersburg nach Stockholm, wo sie sich seit lange zum ersten Male in Sicherheit fühlte.

Sie war mit Bernadotte innig befreundet, sie theilte mit ihm die Liebe zu Frankreich, und beklagte mit ihm den Jammer und das Leid, welches ihr Vaterland, unter dem Scepter des Usurpators, über Europa gebracht. Ihr Herz blutete bei der Niederlage der französischen Armee, deren traurige Ueberreste jetzt, ein Bild des Elends, mühsam die Heimath zu gewinnen suchte.

Sie schrieb hier in Stockholm ihren Aufsatz über den Selbstmord, welchen sie dem Kronprinzen von Schweden widmete.

Mit dem Frühling 1813 ging sie nach England, als eben ein Waffenstillstand zwischen Napoleon und den ver-

bündeten Mächten geschlossen war. Der Kaiser befand sich in Dresden, und noch stand es ihm frei, sich Beherrscher von Frankreich zu nennen, mit einem Gebiete, das bis an den Rhein sich erstreckte, und das Königreich Italien umfaßte. Nur Englands Beistimmung zu einem solchen Vertrag war noch zu bezweifeln.

Frau von Staël landete im Juni an Albions grünen Küsten. Sie fuhr von Harwich bis London, eine Strecke von siebenzig Meilen, wie durch ein gelobtes Land; sanfte Hügel wechselten mit fruchtbaren Ebenen, durch die sich längs des ganzen Weges Landhaus um Landhaus mit schönen Gärten und Parks hinzogen. Wohlstand sprach aus Allem, was ihrem Auge begegnete. Nirgends zeigte sich eine Spur von Verfall. Nirgends eine Hütte des Elends, oder eine in Lumpen gekleidete Gestalt; selbst die Thiere auf dem Felde theilten dies allgemeine Wohlsein. Und diesem Lande sprachen die französischen Journale, indem sie es mit Frankreich verglichen, und seine Schuldenlast hervorhoben, alle Lebensfähigkeit ab.

Frau von Staël hatte von jeher die englische Constitution bewundert, und lernte sie jetzt, während ihres Aufenthaltes, durch die gewonnenen Resultate noch höher schätzen. Sie machte sich mit allen öffentlichen Institutionen bekannt, sie wohnte den Gerichtssitzungen bei, sie hörte den Parlamentsverhandlungen zu, und Alles was sie

sah und hörte, nahm sie immer mehr für das Land und seine Bewohner ein. Sie nannte dessen Verfassung un beau monument de l'ordre social, daß die Vorsehung den Engländern nicht beschieden haben könne, damit es von andern Völkern angestaunt und bewundert, sondern auch nachgeahmt werde.

In England hat die öffentliche Meinung eine furchtbare Macht, und sie allein ist die wirkliche Beherrscherin des Landes. Popularität wird darum der Götze, durch den der Einzelne seine Person zur Geltung bringt, und der Wettstreit weckt oft ungeahnte Kräfte. — Der Enthusiasmus eines ganzen Volkes für die That eines Einzelnen, der stürmende Beifall der Menge, der Jubelruf der Tausende entzückte Frau von Staël. — Wie man Nelson zu Grabe trug, wie man Wellington begrüßte, war für sie das Ideal des dem Ruhme gezollten Beifalls.

„Ah! quelle enivrante jouissance que celle de la popularité!“ rief sie aus, und glaubte, daß es kein schöneres Glück geben könne, als so gefeiert zu sein. Sie fand eine glänzende Aufnahme. — Man staunte sie wie ein Wunder an, und war entzückt von ihrem Geiste. Ihr Interesse für die Politik wurde ihr hier nicht zum Nachtheile angerechnet. Die Frauen dieses Landes haben sich von jeher an dem betheiliget, was die Männer in Anspruch nahm, und ihren Einfluß in der Gesellschaft durch ihr

lebhaftes Interesse an dem Wohl und Weh ihres Vaterlandes geltend zu machen gesucht. — Hier also befand sich Frau von Staël an ihrem Platze; hier wurde sie von den Frauen gesucht, von den Männern geschätzt, und keine Stimme erhob sich, um ihre Geistesrichtung als unweiblich zu verschreien.

Sogar Schlegel hatte früher oftmals darüber geklagt, daß in ihrem Salon zu viel von Politik die Rede sei, während sein Interesse einzig der Literatur zugewendet blieb; sie beklagte daher, daß er in Stockholm bei Bernadotte zurückgeblieben war, und bei ihrem Triumph in England nicht gegenwärtig sein konnte, um sein Unrecht zu erkennen.

Raum hatte jedoch ihre Seele, durch diese erfrischenden Eindrücke, eine neue Schwungkraft zu gewinnen begonnen, als ein herber Kummer sie traf, und sie gänzlich vernichtete. Ihr zweiter Sohn, der in Schweden zurück geblieben war, hatte dort sein Leben in einem Duell eingebüßt. — Dieser neue Schlag traf sie zu schwer. — Sie liebte ihre Kinder auf das Zärtlichste und konnte es nicht ertragen, ein junges, zu so schönen Hoffnungen berechtigtes Leben durch den Tod zerstört zu sehen. Wie immer, war sie auch jetzt ohne alle Kraft, dem Unglück gegenüber, und suchte Linderung gegen den nicht zu ertragenden Seelenschmerz durch Betäubung. Ihr klarer Verstand verwarf diese Schwäche; sie



zürnte sich selbst darüber, daß es ihr an moralischer Kraft gebrach, zu kämpfen und den Schmerz durch ihren Willen zu besiegen; und dennoch konnte sie nicht widerstehen, das oft erprobte Medicament zu ergreifen.

„Il n'y a qu'un seul malheur dans la vie,“ sagte sie bei dem Verluste ihres Sohnes; „la perte d'un objet qu'on aime.“

Am 31. März 1814 waren die Allirten in Paris eingezogen, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Truppen. Ganz Frankreich sah sich bald darauf von Fremden überschwemmt. Frau von Staël durfte jetzt wagen, dahin zurück zu kehren, sie durfte ihr so theures Vaterland wieder sehen, das sie aber leider gebeugten Geistes und unter so traurig veränderten Verhältnissen wieder begrüßen sollte.

Sie hatte ihren Aufenthalt in England dazu benutzt, ihr Werk über Deutschland heraus zu geben, das sie als Manuscript auf der ganzen Reise mit sich geführt. Inmitten des Waffengetöses konnte es die Aufmerksamkeit nicht erregen, welche ihm später zu Theil ward, und sie mußte sich einstweilen mit der Genugthuung zufrieden geben, es gerettet zu haben.

Sie landete in Calais. Zehn Jahre war sie nun von diesem Boden verwiesen gewesen, zehn lange Jahre! Freudigen Herzens setzte sie ihren Fuß an das Land, mit

dem Bewußtsein, daß es jetzt wieder ihre Heimath sei, mit dem Gedanken an die frohen Tage, welche sie hier verlebte, und jetzt noch wieder hier verleben konnte! — Sie hoffte wieder!

Aber bald sollten peinliche Empfindungen diesen ersten Rausch der Freude dämpfen.

Sie gewahrte gleich am Ufer preussische Uniformen und fand die Stadt selbst von den Fremden eingenommen. Das schmerzte sie tief. Galt es gleich die Demüthigung ihres persönlichen Feindes, so konnte die Schmach ihres Vaterlandes sie keinen Triumph über ihn feiern lassen. Tief beklagte sie Frankreichs Geschick, mit der Ueberzeugung im Herzen, nur durch den fremden Tyrannen habe es in eine solche Lage versetzt werden können, der seine angebornen Beherrscher es nimmer ausgesetzt hätten, wie groß auch sonst ihre Schwäche gewesen.

Das Herz mit diesen Gedanken beschwert, setzte sie ihren Weg fort. Indem sie nun Paris näher kam, steigerte sich dieses peinliche Gefühl noch durch den Anblick der fremden Truppen, die aus allen Ländern Europas hier versammelt waren. Sie campirten um die Kirche von St. Denis, wo die Asche der Könige von Frankreich ruhte und entweiheten diesen geheiligten Grund durch ihre vaterländischen Hymnen. — Welche Töne auf dem Grabe eines heiligen Ludwig!

Sie erreichte endlich die Thore von Paris; aber, wachte sie, oder hielt ein unglücklicher Traum sie gefangen? So fragte sie sich, als sie durch die Straßen fuhr, wo es von Fremden wimmelte, als ob es kein Frankreich mehr gäbe; wo sie den Louvre und die Tuilerien von Ausländern besetzt fand und die Demüthigung erfuhr, dem Gesetze dieser Fremden unterthan zu sein.

„J'ai un chagrin rongeur sur cette France, que j'aime plus que jamais,“ sagte sie in ihrem Exil. „Je sens distinctement, que je ne puis vivre sans cette France.“

Und jetzt war sie in diesem Frankreich, war sie, was mehr noch ist, in diesem Paris, das sie so hoch pries, und seufzte, das es ihr nicht gewährte, was sie sich davon versprochen; denn sie war zu aufrichtige Patriotin, um diese Demüthigung ihres Vaterlandes nicht lebhaft zu empfinden.

Sie besuchte, um sich zu zerstreuen, die Oper; hier fand sie die Treppe mit russischen Schildwachen besetzt und im ganzen Saale bemerkte sie kein ihr bekanntes Gesicht. Sie besuchte das Theater Français, wo man den Fremden die Tragödien von Voltaire und Racine zum besten gab, und fand auch hier nur Fremde. Kein französischer Offizier betrat diese Plätze, keine französische Uniform ließ sich, so lange die Allirten in Paris verweilten, an diesen Orten

des Vergnügens blicken. Traurig wanderten die alten Militärs in Civillleibern umher, unwillig, daß sie den vaterländischen Boden nicht vor dieser Invasiön zu bewahren vermochten.

Frau von Staël hatte den Kaiser Alexander in Petersburg mehrmals gesprochen. Sie freute sich, ihn jetzt in Paris wieder zu begrüßen und nahm die erste Gelegenheit dazu wahr. Noch ganz erfüllt von den Segnungen der englischen Constitution, sagte sie zu ihm, daß sie seinen Unterthanen Glück wünsche, ohne eine solche Garantie des Gesetzes, von ihm so trefflich regiert zu werden. Er ertheilte ihr darauf die bekannte Antwort:

„Je ne suis qu'un accident heureux, Madame.“\*

Sie blickte nun auch nach ihren alten Freunden umher, nach den Gefährten besserer Tage, nach den Theilnehmern ihrer glücklichen Zeiten. — Was war aus ihnen Allen geworden?

Benjamin Constant hatte sich ruhig in Göttingen verweilt, während sie flüchtig die Welt durcheilte, und sich dort ernstlich den Studien zu seinem großen Werke über die Religionen gewidmet. Seit ihm die Möglichkeit genommen war, zu Frau von Staël wandern zu können, deren wunderbarer Geist ihn immer wieder mit magischer

---

\* Ich bin nur ein glücklicher Zufall, Madame.

Gewalt nach sich zog, wenn er eben gemeint hatte, diesem Einflusse entrückt zu sein; seit er gezwungen gewesen war, ferne von ihr zu verweilen, fand er in seinem häuslichen Leben Genüge, und verbrachte seine Tage in heiterem Umgange, den ihm die kleine Universitätsstadt und der Verkehr mit Männern, wie Billers, Görres, Kreuzer und Heyne boten.\*

Hier verfaßte er denn inmitten der Trümmer der großen Armees, Angesichts der unglücklichen, verstümmelten Soldaten, welche nach der Niederlage bei Moskau die ruhige Stadt durchzogen, beim Donner der Kanonen von Leipzig und Bautzen, sein berühmtes Werk, *l'esprit de conquête et l'usurpation* betitelt, das so großes Aufsehen in damaliger Zeit erregte.

Ueber Frau von Staël waren ihm während dessen nur die Nachrichten gekommen, welche die Zeitungen enthielten; denn das Geheimniß der Post wurde nicht geehrt, ihre Briefe erbrach man, sie wußte das und verlor dadurch das Vergnügen sich mitzutheilen.

Außerdem auch war durch ihr Verhältniß zu Rocca eine gewisse Kluft zwischen sie getreten. Sie wollte auch ihm nicht gestehen, daß sie den jungen, unbedeutenden, kranken Mann in ihrer verlassenem Lage als Stütze und Freund

---

\* Westend-review

an sich gefesselt habe, ihr helles Auge erkannte die für sie demüthigende Seite des Verhältnisses und sie besorgte, daß er zwischen den Zeilen lesen möge, was sie ihm zu verheimlichen wünschen mußte.

Wie vielen Kampf, wie viele schwere Stunden kostete ihr diese Verbindung, ohne sie darum vor dem Ennui zu bewahren, das sie so sehr fürchtete, und sie wie ein schwarzer Schatten durch ihr ganzes Leben verfolgte.

So wie Benjamin Constant erfuhr, daß Frau von Staël nach Paris zurückkehren würde, brach auch er auf, eilte nach Coppet, um ihren ältesten Sohn August von dort abzuholen und zog mit ihm über Brüssel, im Gefolge Bernadotte's, in die Hauptstadt Frankreichs ein.

Wenige Tage darauf, am 21. April 1814, erschien von ihm in dem Journal des Débats ein Aufsatz über die Restauration, dessen leitende Idee die Neutralität der königlichen Gewalt war, wodurch er den Grundstein zu der von jetzt an sich bildenden Opposition im Parlamente legte.

Seiner Thätigkeit war von jetzt an ein frisches Feld geboten, ein neues Leben begann für ihn, sein Enthusiasmus erwachte und Schrift und Wort bezeugten, mit welchem Feuer er für den Ruhm und die Ehre Frankreichs glühte. In dieser Stimmung kam er eines Morgens bei Frau von Staël an, als sie noch mit ihrer Toilette beschäftigt war und eben ihr Haar ordnen ließ.

Tief bewegt sah sie ihn wieder.

Er hatte sich sehr verändert, seit sie sich nicht gesehen; aber auch sie war nicht mehr dieselbe geblieben. Wenn gleich die Zeit äußerlich auch nicht solche Spuren zurück gelassen hatte, wie es bei ihm der Fall war, so war sie dafür innerlich desto mehr gebeugt worden.

Herr von Rebecque zählte jetzt 47 Jahre, stand also im besten Mannesalter, sein Kopf war dabei kahl, sein Haar grau und sein Auge, das einst so hell und hoffnungsvoll nach oben geblickt, lag tief in den Höhlen begraben. Nur sein Enthusiasmus war ihm geblieben und mit diesem blickte er Frankreichs neuer Zukunft froh entgegen; — in diesem Punkte auch begegneten er und Frau von Staël sich noch einmal, bevor das Leben sie für immer von einander schied.

Sie selbst stellte ihm jetzt den ernstesten, bleichen Rocca vor, von dessen Dasein Benjamin Constant jetzt zum ersten Male Kunde erhielt. Der kranke, junge Mann maß ihn mit einem langen forschenden Blicke, den dieser in demselben Geiste erwiderte; doch sprach keiner von ihnen laut seine geheimsten Gedanken aus.

Auch Herrn von Montmorency begegnete Frau von Staël in Paris wieder, wo er seit längerer Zeit unter polizeilicher Aufsicht lebte. Den treubewährten Freund ihrer Jugend, der sich unter allen Verhältnissen erprobt, fand sie

auch jetzt in ihm; trotz ihrer inmer mehr auseinander gehenden politischen Ansichten, litt dies Gefühl kein Wanken und Jeder ließ den Andern ungestört die Bahn wandeln, welche die eigene Gesinnung bedingte. Montmorency zog nach Gent zu Karl X., um der Ueberbringer der Aufträge der Royalisten zu sein; Frau von Staël aber nährte ihre alten Grundsätze einer politischen Freiheit und wirkte zu deren Realisirung mit unermüdetem Eifer fort.

Madame Récamier war, seit ihrem Exil, auf einer Reise begriffen gewesen, von der sie noch nicht zurückgekehrt. Frau von Staël schrieb an sie:

Paris, 20. Mai 1814.

„Ich schäme mich, ohne Sie in Paris zu sein, theurer Engel meines Lebens: theilen Sie mir Ihre Vorsätze mit. Wollen Sie, daß ich Ihnen bis Coppet entgegen gehe, wo ich vier Monate zu verbringen gedenke? Nach so vielem Leid beruht meine süßeste Hoffnung darauf.“

Narbonne allein sollte sie von allen ihren nächsten Freunden vermissen. Seit längerer Zeit schon in die Dienste Napoleon's getreten, war er Gouverneur von Raab geworden, und in Torgau 1813 am Typhus gestorben.

Die Restauration machte indessen bedeutende Fortschritte und Frau von Staël träumte aufs Neue von einem constitutionellen Königthume. — Trotz ihrer wankenden Gesundheit gab sie sich mit ganzem Eifer diesen Hoffnun-



gen hin, während Benjamin Constant mit aufgehobenem Finger da stand, warnend vor jedem Uebergriff, mahnend, belehrend, drohend. Seine journalistische Thätigkeit war jetzt unglaublich groß, seine Arbeitskraft mehrte sich in dem Grade, wie die Schwierigkeiten sich häuften.

---

## Siebzehntes Capitel.

### Die Adler in den Tuileries.

Die verbündeten Mächte hatten Paris verlassen. Fast lautlos, wie sie gekommen, waren sie auch geschieden, kein vergossenes Blut bezeichnete ihre Spur, ihr Einzug wie ihr Abzug steht in den Annalen der Geschichte als unvergleichlich da. — Man konnte die Besiegten für die Sieger halten. —

Frau von Staël hatte sich nach einem kurzen Aufenthalte in Coppet, mit dem Herbst nach Paris gewandt, wo jetzt alles Fremdartige verschwunden war. Mit frohen Hoffnungen sah sie dem Winter entgegen, bezog in der Rue Royale ein schönes Haus und öffnete ihren Salon der glänzenden Welt der Hauptstadt. Trotzdem, daß ihre Gesundheit litt, wollte und konnte sie der Geselligkeit nicht

entbehren; sie bekämpfte darum ihr Leiden aus allen Kräften und verhehlte ihrer Umgebung ihr Uebelbefinden, dessen Umsichgreifen in ihrer äußern Erscheinung nicht sichtbar war. —

Man hatte sie nie krank gesehen und glaubte daher auch nicht, daß sie es jetzt sei. Die Hitze, die Kälte, der Wechsel der Jahreszeiten hatten nie Einfluß auf sie geübt. — In keiner Art war sie genöthigt gewesen, ihrer Gesundheit jemals Sorge zu widmen. Ihre geistige Beweglichkeit machte sogar das Spazierengehen für sie überflüssig. — Nervenschwäche kannte sie nicht und glaubte darum auch nicht daran. Sie hatte überhaupt keine Rücksicht mit körperlicher Schwäche. „J'aurais pu être malade comme une autre,“ sagte sie, „si je n'avais pas vaincu la nature physique.\*

Indessen, vermochte sie es auch, dem Kränkeln durch ernstes Wollen vorzubeugen, so konnte sie der Krankheit doch nicht dadurch steuern, die jetzt an ihr zehrte. Schlaflose Nächte besiegt kein Wille.

Sie befand sich jetzt inmitten einer neuen Welt in diesem Paris, das sie so lange entbehrt hatte. Ein Bour-

---

\* Ich hätte krank sein können, wie Andere, wenn ich nicht die physische Natur besiegt hätte.

von saß auf dem Throne und vernichtete langsam alle ihre schönsten Träume.

Feste fanden statt; denn wo wäre eine Gesellschaft reicher, nüßiger Leute, welche nicht in Zusammenkünften Erholung suchte, die der Luxus und die lange Weile ersonnen! Frau von Staël hatte in diese glänzende Welt ihre einzige Tochter zu führen, welche sie etablirt wünschte. Albertine von Staël sollte eine Wahl aus Neigung treffen und wurde Herzogin von Broglie.

Ihr Sohn August, ein ernster, junger Mann von vortrefflichem Charakter, hielt sich nicht immer in Paris auf, denn ihm sagte das stille Leben in Coppet besser zu.

Rocca wohnte und lebte mit ihr; doch ohne öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen. Er duldete dies Incognito, das sie ihm auferlegte, um ihren Kindern nicht zu gestehen, welcher Schwäche sie sich schuldig gemacht. Der bleiche, kränkliche Mann spielte die Rolle eines Hausfreundes; die Welt betrachtete ihn dabei mit einem argen Lächeln. — Sie ließ es geschehen. Sie war sich keines Unrechtes bewußt, und seine Liebe, die sie mit warmem Hauche in allen trüben Stunden tröstete und neu belebte, war ihr mehr werth, als diese stummen Fragezeichen.

Madame Récamier war jetzt in Paris eingetroffen. Von jeher eine Freundin der Bourbons, die ihr frommer Sinn als die von Gott eingesetzten rechtmäßigen Beherr-

scher Frankreichs betrachtete, wurde ihr Haus der Sammelplatz der Royalisten.

Frau von Staël theilte die Ansichten ihrer Freundin in diesem Punkte nicht; aber ihre Achtung vor jeder wahren Ueberzeugung gestattete ihr nicht, ihr anders entgegen zu treten, als mit dem warmen Worte ihrer eigenen Ueberzeugung. So wirkte denn Jede auf ihre Weise und ließ die Andere gewähren, ohne daß ihre Freundschaft dadurch litt.

Bald sollte diese jedoch eine neue Probe zu bestehen haben. Benjamin Constant, bis jetzt ein treuer Anhänger der constitutionellen Partei, deren Interessen er seit fünfzehn Jahren verfochten hatte, erschien plötzlich nicht mehr in den Abendzirkeln bei Frau von Staël und man fragte sich verwundert, wohin er sich gewendet? — Verlegen wich er selbst allen Fragen aus. Doch das Gerücht schwieg nicht und belehrte Frau von Staël gar schnell über die Ursachen seiner Abtrünnigkeit.

Eine glühende Leidenschaft für ihre schöne Freundin hatte sich plötzlich seiner bemächtigt. — Der ernste Mann mit dem kahlen Scheitel schwärmte wie ein Jüngling für eine reizende Frau und lebte nur noch von ihren Blicken. Er hatte sie seit vielen Jahren gekannt, ohne daß sein Herz für sie geschlagen, und jetzt, wo der Ernst des Lebens ihn gereift, wo manche Erfahrungen ihn zur Ueberlegung aufriefen, vergaß er plötzlich die ganze Welt, um zu ihren

Füßen zu ruhen und nach ihren Winken zu handeln. — Sein Haß gegen die Bourbons ging in seiner Leidenschaft für Madame Récamier unter, seine Schmähchriften gegen Napoleon athmeten nur noch ihren Geist.

Frau von Staël sah ihren früheren Schützling ungerne auf diesem Wege. — Seine Liebe hätte sie ihm nicht bestritten, doch seinen Abfall von ihrer Partei konnte sie ihm nicht hingehen lassen. Sie strafte ihn dafür, indem sie ihren Banquier beauftragte, ihm ferner keine Zahlungen auf ihren Namen zu leisten. Diese Beschränkung nahm er mit großem Unwillen auf.

So kam das Jahr 1815 heran.

Am 6. März, in aller Frühe des Morgens, hinterbrachte man Frau von Staël, daß ihr Feind, Bonaparte, an der Küste von Frankreich gelandet sei. Entsetzlich war diese Neuigkeit für sie!

Sie erkannte sogleich die Folgen dieser Begebenheit, sie meinte die Erde müsse sich unter ihren Füßen öffnen und sie verschlingen vor seinem Nahen, so fürchterlich war ihr der Gedanke seiner Rückkehr. Sie wollte beten, aber ihre Lippe verstummte. Ihre Phantasie malte ihr alle Schrecken der Hölle und brachte ihr Bilder vor die Seele, vor welchen sie erbebt. Sie war ohne Fassung, ohne Ruhe, und die furchtbare Angst dieser Tage, die Ge-

müthserschütterung, welche seine Ankunft ihr verursachte, gaben ihrer Gesundheit den Todesstoß.

Sie eilte zu Madame Récamier. Die Stunde der Gefahr und des Schreckens ließ sie vergessen, was in der letzten Zeit trennend zwischen sie getreten. In ihrer Furcht vor Napoleon fanden sich die Freundinnen wieder.

Sie traf Madame Récamier mit einem Briefe von Benjamin Constant beschäftigt, der ihr in dieser Minute überbracht worden war. Er lautete folgendermaßen:

„Verzeihen Sie, wenn ich die Gelegenheit benutze, um Sie zu belästigen; doch ist mir sie zu angenehm. Mein Schicksal wird in fünf bis sechs Tagen entschieden sein; denn obwohl Sie es, um Ihren Rathheil an mir zu verringen, lieber nicht werden glauben wollen, so bin ich dennoch überzeugt, daß Marmont, Chateaubriand, Laine und ich die vier am meisten von der Gefahr bedrohten Männer in Frankreich sind. Es ist daher ganz sicher, daß ich, wenn wir ihn nicht bestegen, in acht Tagen entweder verbannt oder flüchtig, entweder in einem Kerker oder süsilirt bin. Schenken Sie mir also während dieser zwei bis drei Tage vor der Bataille so viel Sie können an Zeit und Stunden. Sollte ich sterben, so wird es Ihnen wohl thun, mir diese Freundlichkeit erwiesen zu haben, im andern Falle aber Sie betrüben, daß mir diese letzte Bitte von Ihnen verweigert worden. Mein Gefühl für Sie ist mir das Leben; ein

Zeichen der Gleichgültigkeit trifft mich tiefer, als es in vier Tagen mein Todesurtheil wird thun können. — Und wenn ich fühle, daß die Gefahr das Mittel ist, um von Ihnen ein Zeichen des Antheils zu gewinnen, so empfinde ich nur Freude. — Sind Sie mit meinem Artikel zufrieden gewesen und haben Sie gehört, was man darüber spricht?)\*

„Pauvre Benjamin!“ sagte Frau von Staël, indem sie ihrer schönen Freundin das Billet zurück gab. „Er hat den Kopf verloren über seiner Leidenschaft für Sie, die ich ganz wohl begreife, mon ange. Aber, was wird aus uns? — Warten wir es ab? — Fliehen wir? — Mon Dieu! Mon Dieu!“

Ihre schöne Freundin suchte sie zu beruhigen. Die Royalisten glaubten nicht an die Möglichkeit der Rückkehr Napoleon's, und sie theilte deren Ansicht. Darum auch rührte sie die Sorge nicht, welche Constant in Bezug auf seine Sicherheit aussprach, und sie benutzte ihren Einfluß auf ihn, um ihn immer weiter in den Ausdrücken seines Hasses gegen den zurückkehrenden Kaiser zu treiben.

Frau von Staël vermochte es nie, der Zukunft ohne Befürchtungen entgegen zu sehen; wie hätte sie also jetzt sich Hoffnungen hingeben können, die aller Begründung entbehrten? — Sie ahnte nur Unglück und durchlebte es

---

\* Chateaubriand's Memoiren.

im Voraus in der Erwartung, unterstützt von ihrer glühenden Phantasie.

Drei Tage vergingen in der peinlichsten Sorge. Endlich, am 9. März, ging das Gerücht, der Telegraph von Lyon habe keine Nachricht gebracht, weil eine Wolke ihn verdunkelt; sie begriff leicht, woraus diese Wolke bestanden. Sie zitterte. — Sollte sie vor der Gefahr entfliehen?

Denselben Abend begab sie sich nach den Tuileries, um Ludwig XVIII. ihre Aufwartung zu machen. Sie fand ihn scheinbar heiter und gefaßt, doch entging ihr die Sorge nicht, welche sich hinter der ruhigen Miene versteckte.

An den Wänden der Tuileries prangten noch die Adler Napoleon's, sie hatten ihm zu manchem Siege vorgeleuchtet und ihre Ahnung sagte ihr, daß sie ihm noch nicht treulos geworden.

Sie fuhr von dort in eine Gesellschaft, um zu hören, was man im übrigen Paris erwarte, fürchte, hoffe. Hier gab man sich scheinbar der heitersten Unterhaltung hin und belächelte ihre Angst. Eine der Damen sagte spöttisch zu ihr:

Quoi! Madame, pouvez-vous craindre que les Français ne se battent pas pour leur roilégitime, contre un usurpateur?\*

\* Wie, Madame, können Sie fürchten, daß die Franzosen sich nicht für ihren legitimen König gegen einen Usurpator streiten werden.



Sie verstummte vor solchem Worte. Wie sehr sie auch Napoleon haßte, so konnte sie die einfältige Ansicht nicht theilen, daß eine Armee, welche er siegreich in so vielen Schlachten geführt, den Ruhm dieser Jahre vergesse, und sich plötzlich für das Prinzip der Legitimität begeistere.

Eben so wenig glaubte sie an die Möglichkeit eines constitutionellen Königthums und lächelte der Versuche Napoleon's, als er damit Paris zu täuschen bemüht war.

Quiconque est loup, agisse en loup,!

C'est le plus certain de beaucoup,

sagte sie kopfschüttelnd, als man ihr den Vorschlag machte, jetzt zu seiner Partei überzugehen. — Wer ihm dienen wollte, solle ihm sein Schwert leihen, war ihr Rath, um die fremden Armeen von den Grenzen des Vaterlandes entfernt zu halten und sich durch diesen Patriotismus die Achtung Europas wieder zu gewinnen.

Sie dachte zu groß, um auch jetzt einem persönlichen Interesse Raum zu geben und blickte mit Verachtung auf die Männer, welche wankend und schwankend, bald einem Bourbon, bald einem Napoleon dienten.

Auch Benjamin Constant sollte es zu seinem Leidwesen erfahren, wie wenig er der Leitung dieser Frau entbehren konnte. Als es nun endlich hieß, Napoleon sei in Paris angekommen, da ergriff ihn ein panischer Schrecken, er dachte nur noch an seine persönliche Sicherheit; der Muth,

mit dem er sich vor Madame Récamier geschmückt, war Selbsttäuschung gewesen, der Gefahr gegenüber zitterte er feig und eilte, um sein bedrohtes Leben zu sichern, zu dem amerikanischen Gesandten, Mr. Crawford, ihn um eine Zufluchtsstätte anzusuchen. Dieser verhalf ihm zur Flucht, aber kaum über die Thore von Paris hinaus, ergriff ihn die Reue, er mußte den Gegenstand seiner Leidenschaft wiedersehen, er konnte die Entfernung von ihr nicht ertragen und kehrte in sein Versteck zurück.

Hier fand ihn der General Sebastiani auf und überredete ihn, seine Unterstützung der neuen Regierung zu leihen, und Benjamin Constant war schwach genug, die Stelle eines Staatsraths von Napoleon anzunehmen.

Was half es ihm, daß er gleich darauf diesen Schritt bereute? — Er hatte ihn vor der Welt gethan, er konnte ihn nicht zurück nehmen, er schämte sich, Frau von Staël zu begegnen, er schämte sich, Madame Récamier in das Auge zu blicken, wie ein Wurm nagte dieser Vorwurf an seinem Leben, Vergessenheit zu finden ergab er sich dem Spiele.

---

## Achtzehntes Capitel.

### Der letzte Lebensstraum.

Die hundert Tage waren vorüber, Napoleon hatte am fünften Juli 1815 seine Abdankung unterzeichnet, und war mit dem Bellerophon nach St. Helena abgereist. Frau von Staël hatte diesen wechselnden Begebenheiten aus der Ferne zugehört. Trotz ihres Hasses gegen Napoleon, konnte sie es Frankreich nicht verzeihen, den fremden Truppen das Ueberschreiten seiner Grenzen gestattet zu haben; sie trauerte über diese ihrem Vaterlande neu zugefügte Demüthigung.

Ein Jahr des Versuches hatte sie belehrt, was sich von einem Bourbon erwarten lasse. Der Egoismus Ludwig's XVIII., welcher nur seine eigene Bequemlichkeit suchte, und darüber hinaus nichts kannte, war ihr zuwider geworden. Sie hoffte von dieser neuen Restauration wenig für ihr Vaterland, und hoffte um so weniger, weil die Fremden sie Frankreich unter ihren eigenen Bedingungen octroyirt hatten; so ließ sie denn der Abzug ihres größten Feindes fast kalt, und traurig sah sie den kommenden Zeiten entgegen.

Der Sommer war unter diesen Begebenheiten vergangen; der nahe Winter fand sie wieder in Paris,

in der Rue Royale, in einem prächtigen Hotel, mit einer glänzenden Einrichtung; der sie kaum noch froh werden sollte.

Benjamin Constant fand sie nicht mehr dort. Nachdem er, im Namen der Kammer, sich des seiner unwürdigen Auftrages entledigt, die Gnade der fremden Mächte anzuflehen, war er, um seiner eigenen Beschämung zu entfliehen, nach England gegangen, wo er seinen Roman *Abolp* und seine *Memoiren der Hundert Tage* herausgab. — Armer Constant! Er war ein Spielwerk der Umstände geworden und hatte den Glauben an sich selbst eingebüßt. Niedergedrückt durch die Aussicht, daß er wahrscheinlich nie mehr den Boden Frankreichs betreten würde, versuchte er eine Rechtfertigung seines Thuns zu schreiben, und diese, nebst der Protection von Decazes, verschafften ihm endlich die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris.

Frau von Staël beklagte ihn; diesem Bedauern mischte sich aber auch ein Gefühl des Unwillens bei; sie erkannte, wie sehr sie sich in ihm getäuscht, wie wenig er die Tugenden besessen, mit denen ihre Einbildungskraft ihn geschmückt, daß sie aus ihm gemacht, was sie aus ihm zu machen gewünscht, und nun, seit er das von ihr geliebene Kleid abgestreift, stand der gehaltlose, schwankende Mann in seiner ganzen Schwäche ihr gegenüber.

Ihr graute, wenn sie es sich ausmalte, wie jede Zu-

kunft auf diese Weise unsere Vergangenheit zu überschatten vermöge und wie das Licht der Wahrheit uns um so manche angenehme Erinnerung ärmer mache.

In ihren schlaflosen Nächten blieb ihr viel Zeit zum Nachdenken, und diese stillen Stunden führten sie zu mancher neuen Einsicht. Sie betete viel; nicht mit auswendig gelerntem Worte; sondern mit den Gedanken an das ewig Unvergängliche aller erschaffenen Dinge. Sie hatte sich nie mit der Metaphysik, nie mit Klügeleien über die Religion, nie mit Absicht und Zweck des Schöpfers bei Erschaffung seiner Welt abgegeben. — „J'aime mieux l'oraison dominicale que tout cela,“ sagte sie.

Sie liebte das Leben, sie wünschte nicht davon zu scheiden, sie sah dem Tode nicht mit Resignation in das Auge. Mancher schwere Seufzer enthub sich ihrer Brust, während sie dem Fortschritte ihres Uebels zusah. „Arme menschliche Natur!“ sagte sie. „Ach! das Leben, das Leben! Was sind wir? Unser Dasein gleicht diesen Gobelin-Tapeten, welche auf ihrer schönen Seite nicht das Gewebe zeigen, während der Rücken alle Fäden bloßlegt. Das Geheimniß unseres Erdenlebens besteht in dem Zusammenhange unserer Fehler mit dem was wir leiden. Ich habe nie ein Unrecht begangen, welches nicht zu irgend einem Unglücke für mich geführt hätte.“

Sie bereute jetzt vielleicht, daß sie des Schmerzes nie

in sich selbst hatte Herr werden können; aber ach! zu spät, zu spät! wie jede Neue.

Sie meinte, daß es der Schrecken der Hölle nicht in der Religion bedürfe; denn noch nie sei durch sie ein Mensch gebessert worden; aber Ursache und Wirkung begreifen, das bewahre vor mancher Thorheit. — Ach! Es hatte sie nicht davor bewahrt!

Sie fühlte das um so tiefer und schmerzlicher, seit sie schwer an den Folgen ihrer Nachgiebigkeit gegen sich selbst zu leiden hatte.

Rocca wich fast nicht von ihrer Seite. Er las ihr vor, er tröstete, er erheiterte sie, und seine Liebe umgab sie mit einer Sorge, welche sie stets mit neuem Danke erkannte. — Ihre Kinder, so sehr sie ihr anhängen, hatten ihr Leben vor sich, an das sich neue Interessen, neue Hoffnungen für sie knüpften; Rocca dagegen fand seine Welt in ihrer Nähe.

So vieles hatte das Leben ihr genommen, so manchen ihrer Freunde hatten die Umstände ihr entrißen; diesen Einen wenigstens hatte sie sich gerettet, dieser Eine blieb ihr unverloren.

Ihre geselligen Beziehungen waren wieder angeknüpft, sie empfing einen großen Kreis von Bekannten, sie sah die ausgezeichneten Fremden bei sich, welche die Hauptstadt Frankreichs nach der zweiten Restauration aufsuchten und

Niemand ahnte, wie viel sie dabei innerlich schon litt, so sehr blieb sie Herrin ihrer selbst; so wenig gestattete sie sich, die Kränkelnde zu spielen.

Sie hatte ihre Leidenschaften nie zu unterdrücken vermocht; um so mächtiger zügelte sie dafür jeden körperlichen Schmerz.

Nach den durchwachten Nächten stand sie spät auf und empfing erst gegen Abend. Erschöpft saß sie früh in ihrem Zimmer, der bleiche Rocca ihr gegenüber; mit halbgeschlossenen Augen hörte sie ihm zu, während er ihr Briefe und Zeitungen vorlas.

„Sie sind erschöpft,“ unterbrach sie ihn bisweilen, „hören Sie auf, es greift Sie an.“

„Ich fühle keine Ermüdung, so lange ich bei Ihnen bin,“ erwiderte er mit einem Blicke der Bärtlichkeit, der ihr die Thränen in das Auge lockte.

„Rocca, wenn ich Sie verlieren sollte!“ rief sie aus und blickte ihn mit einer ängstlichen Miene an, die den halb ausgesprochenen Gedanken fortsetzte.

Er schüttelte ungläubig sein Haupt. — „Was mich belebt hält den Tod fern,“ sagte er heiter. „Ein unsterbliches Feuer durchglüht mich.“

Sie seufzte. — „Hätte ich Sie früher gefunden!“ rief sie leise vor sich hin.

Eine schöne junge Frau trat in das Zimmer.

„Entschuldige, daß ich störe, liebe Mama!“ sagte sie. „Im Vorzimmer wartet ein Herr, den Du hast abweisen lassen, weil man Dir seinen Namen nicht richtig genannt hat und er keine Karte bei sich führte. Er hat sich gegen mich, als ich an ihm vorüberging, beklagt, und ich bin überzeugt, daß es Dir leid thun würde, ihn nicht gesehen zu haben.“

„Wer ist es denn?“ fragte Frau von Staël ungeduldig.  
 „Dehlenschläger.“

„Ah! Ist er es! — Jedenfalls werde ich mich freuen ihn zu begrüßen. — Bitte! Lade ihn auf diesen Abend ein und entschuldige mich, daß ich ihn nicht gleich empfangen kann. Neun Jahre machen einen Unterschied im Leben. Damals durften meine Freunde mich zu allen Stunden aufsuchen; jetzt — muß ich die Stunde suchen, wo ich sie empfangen kann. Ach! Die arme menschliche Natur!“

„Es wird besser werden,“ sagte Rocca tröstend. „Mit dem kommenden Frühling werden Sie sich erholen.“

„Lassen wir das, Rocca. — Meine Tochter sieht heute sehr gut aus, nicht wahr? — Sie ist glücklich, hoffe ich. Ich habe ihr ein anderes Lebensloos geschaffen, wie das, was mir zu Theil ward. Ich habe sie gewarnt vor dem Ruhme und vor der Politik; sie sollte mir in keiner Art nachahmen, in keiner Art meinem Beispiele folgen. Was ich gelitten, wünschte ich nicht in ihr noch wiederholt zu



sehen. J'ai assez de moi en moi, et je veux qu'on me renvoie autre chose que ma voix. — Man muß seine Kinder für das Leben erziehen, und sie nicht täuschen wollen. Ich habe ihnen in allen Stücken nur die Wahrheit gesagt und sie in nichts betrogen. Um glücklich zu werden, mußten sie auf einem festen Boden stehen, und ihre Zukunft klar in das Auge fassen. Sie mußten nur das Mögliche wollen und es mit den besten Mitteln zu erstreben suchen. Ich habe ihnen darum aus meinen Fehlern kein Geheimniß gemacht und ihnen die daraus hervorgehenden schlimmen Folgen gezeigt. Das hat die beste Wirkung hervorgebracht. Meine Offenheit rührte sie. Si vous aviez des torts, non-seulement j'en serais malheureuse, mais j'en aurais des remords, sagte ich ihnen. — Ich habe das Exil nicht ertragen können, ich habe ihnen kein Beispiel des Muthes und der Resignation gegeben; dies Unrecht konnte sich strafen. — Zum Glück leide ich jetzt nur noch selbst dafür, und ich bete, daß es dabei bleiben möge. Ach! Rocca, wie traurig ist es, wenn unsere Leidenschaften unsere bessere Einsicht verdunkeln und uns wissentlich auf falschen Wegen wandeln lassen. Und doch geht es uns häufig so, und kein Verstand und keine Einsicht bewahrt uns davor. *Pauvre nature humaine!*“

„Sie konnten das nicht ändern,“ erwiderte Rocca, „es war Ihre Natur so.“

Er tröstete sie auf diese Weise mit ihren eigenen Worten. Sie nahm das nicht an.

„Seiner Natur-folgen, ist Schwäche. — Ich hätte mich opponiren sollen. Rousseau hat mich auf dem Gewissen. Nun ist es zu spät. Doch bin ich nur schwach, nie böse gewesen, ich habe nur das Gute gewollt und Niemand geschadet, als mir selbst; das ist mein Trost.“

„Die Natur hatte Sie vorzugsweise begabt und mußte Ihnen darum auch gestatten, keiner Regel unterworfen zu sein. Ich möchte nicht, daß Sie den andern Frauen gleichen.“

Sie seufzte.

Als Dehlenschläger am Abend im Salon erschien, fand er Frau von Staël von einer glänzenden Gesellschaft umgeben und Niemand ahnte, daß die Wirthin des Hauses ihre ganzen Kräfte zusammen nahm, um während einiger Stunden hier ihre Rolle durchzuführen. Mit Mühe drängte sich der nordische Dichter bis zu dem Sopha durch, wo sie, ihrer Gewohnheit gemäß, mit einem Turban auf dem Kopfe, saß und eine lebhaft Unterhaltung führte.

„Ah! Dehlenschläger!“ rief sie, ihm die Hand reichend, mit lachender Miene aus, „Sie haben mir doch Ihr jüngstes Kind mitgebracht? Sie erscheinen doch nicht als Stiefvater?“

Der steife Nordländer konnte sich nicht gleich in diese unbefangene Weise ihn zu begrüßen finden; sie that als ob er sie nur gestern erst verlassen hätte, während er den langen Zeitraum nicht ohne einige Feierlichkeit zu überspringen vermochte. Er sah sie verwundert an.

„Sprechen Sie! Sprechen Sie! Damit ich höre, ob Ihr Französisch nicht verlernt ist,“ rief Frau von Staël. „Wir wollen Sprichwörter aufführen. Il faut renouer la phrase interrompue.“

Sie stellte ihn darauf Alexander von Humboldt vor, dem er vor zehn Jahren schon einmal in Berlin begegnet, und nun hier so unerwartet wieder fand. Bald darauf begrüßte ihn August Wilhelm Schlegel.\* Doch war in dem Gebränge keine fortgesetzte Unterhaltung möglich. Frau von Staël lud Dehlenschläger auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Unser Dichter konnte an diesem Tage seine Schuhe nicht finden und stellte sich daher, statt um sechs, erst gegen sieben Uhr ein. Man hatte schon zu speisen angefangen, als er eintrat. Um einen kleinen runden Tisch saß Frau von Staël mit ihrer Tochter, der Herzogin von Broglie, und zwei ältern Damen. Ein Platz für Dehlenschläger war leer geblieben. — Während dieser die schon abgetragenen Schüsseln einzubringen suchte, machte

---

\* Dehlenschläger's Briefe.

ihm Frau von Staël das Compliment, er habe seinen Namen im Norden berühmt gemacht. „Was ist der Norden gegen die Erde!“ erwiderte er in Anspielung auf ihren Ruf.

Sie erkundigte sich nach Werner und plauderte heiter über das Vergangene und Gegenwärtige, über die neuen Productionen der Literatur, die Erfolge ihrer beiderseitigen Bekannten, bis zur Stunde des Aufbruchs. Rocca und Schlegel erschienen nicht.

Voltaire's *Tancred* wurde an demselben Abend gegeben, Frau von Staël rieth Dehlenschläger, das Stück zu sehen,\* dem sie selbst nicht beiwohnen konnte, weil sie den Besuch von Henriette Mendelssohn erwartete, deren gebundene Stellung im Hause des Generals Sebastiani, als Erzieherin von dessen Tochter, nicht häufig solche Entfernung gestattete.

Ein Leben der Selbstverleugnung, der Resignation, bei vielem Geiste und einem gebildeten Verstande, war Frau von Staël, ihrer Natur nach, wenig begreiflich, und nur durch ihre Phantasie gewann sie einen Schlüssel zu einer solchen Existenz. — Aber warum, fragte sie sich, warum der Welt entsagen, warum auf ihre Freuden verzichten, ohne eine äußere Nothwendigkeit?

---

\* Dehlenschläger's Briefe aus Paris von 1816.

Henriette Mendelssohn war jetzt zum katholischen Glauben übergetreten; Beweis genug, daß sie in dem erwählten Berufe ihr Glück nicht fand und es auf andern Wegen suchte. *La grace viendra*, hatte der Priester ihr erimuthigend zugerufen, als sie den alten Glauben abschwor, sie vertraute seiner Stimme, und trat muthig über; aber, die Gnade kam nicht. Zweifel und Unruhe trieben sie hin und her. Frau von Staël hatte sie lange nicht gesehen und wollte jetzt über diesen Punkt mit ihr reden. — Sie nahm Theil an ihrem Gesichte. Ihr gutes Herz ertrug es nicht, daß sie einsam in sich die Zweifel nähren, bei ihrem stillen Wirken innerlich alles Friedens, aller Freude entbehren sollte und sie hoffte, daß die offene Mittheilung dessen, was sie drückte, schon eine Erleichterung für sie sein werde. So widmete sie ihr denn diesen Abend.

Täglich mehr fühlte Frau von Staël jetzt das Sinken ihrer Kräfte. Wie sehr sie sich beherrschte, so war dem Willen nicht alles möglich, und wohl mochte sie dann ausrufen: *Pauvre nature humaine!* Wie sie selbst früher öfter gesagt: man zwingt die Natur, und im Galopp holt sie uns ein; so ging es ihr auch jetzt damit. Es kam die Stunde, wo sie weichen mußte, wo sie mit aller Anstrengung ihre Schwäche weder bekämpfen noch verbergen konnte.

Die Aerzte standen rathlos da. — Die warmen Lüfte Pisas hatten keine Linderung gebracht, die gestörte

Organisation ließ sich nicht wieder in das rechte Geleise treiben. Sie konnte endlich die Anstrengung nicht mehr machen, im Salon am Abend zu erscheinen, sie mußte darauf verzichten, ihre Freunde zu empfangen; sie mußte in ihrem Zimmer und oft in ihrem Bette bleiben.

Chateaubriand suchte sie eines Morgens auf und war überrascht zu hören, daß sie ihr Lager nicht mehr verlassen könne. Noch einige Tage zuvor hatte er bei ihr gespeist, und ihr Kranksein nicht geahnt. — Jetzt empfing sie ihn bei verschlossenen Fenstern, durch die der Tag nur spärlich seinen Schein sendete. Halb aufgerichtet, von Kissen unterstützt, saß sie in ihrem Bette und streckte ihm, mit der alten Herzlichkeit, die jetzt abgemagerte Hand entgegen.\*

Es war so düster im Zimmer, daß er Anfangs kaum entdecken konnte, wo die Kranke sei. Als er ihr ganz nahe getreten, gewahrte er auf ihrer Wange die hohe Röthe eines verzehrenden Fiebers, das nicht mehr zu hemmen war. Ihr schönes Auge traf ihn selbst in dieser Dämmerung mit seinem Strahle und freundlich sagte sie:

„Bon jour, my dear Francis. Ich leide; aber das verhindert mich nicht, Sie zu lieben.“

Er nahm ihre Hand und preßte sie gerührt an seine

---

\* Chateaubriand's Memoiren.

Lippen; denn er fühlte wohl, daß er sie nicht oft mehr sehen würde.

Als er auffah, bemerkte er, daß sich an der andern Seite des Bettes eine bleiche Gestalt bewegte, welche einem Schatten glich; und als er näher hinsah, entdeckte er, daß es Rocca sei. Die Wangen hohl, die Augen getrübt, die Züge verzerrt von Gram, die Gesichtsfarbe grau, blickte der arme Mann starren Auges auf seine kranke Freundin und schien, durch die Sorge um sie, dem Leben schon nicht mehr anzugehören. Keine Silbe kam über seine Lippen. Stumm erwiederte er den Gruß des Gastes mit einer leichten Bewegung des Hauptes, stand dann auf und verschwand aus dem Zimmer, ohne daß man seine Schritte vernahm. Einem Schatten gleich schwebte er vorüber, mit einem bedeutsamen Blick auf die Kranke, welchen diese zurück gab. Vielleicht wollte er sie warnen, ihr Fieber nicht durch lebhaftes Gespräch zu verstärken; wenigstens deutete Chateaubriand es so.

„Sie müssen sich schonen,“ sagte er zu der Kranken. „Sie müssen Sorge für Ihre Gesundheit tragen; schon um Ihrer Freunde willen sind Sie sich das schuldig!“

Sie lächelte sanft, und nickte ihm mit den Augen zu. „Ich kann nicht,“ sagte sie. „Ich bin mir stets gleich geblieben, lebhaft und traurig; j'ai aimé Dieu, mon père et la liberté.“

„Gott wird Sie uns noch lange erhalten; denn er weiß, wie wenig wir Sie entbehren können,“ erwiderte Chateaubriand.

„Ah! My dear Francis! Es wäre hart, mit einem solchen Schatz von Liebe in seinem Herzen aus dem Leben scheiden zu müssen. — Ich möchte nicht von Albertine getrennt sein; weder hier noch dort. — Ah! Eine Tochter! Sie begreifen nicht, wie man an einer Tochter hängt, theurer Francis!“

„Denken Sie an die Möglichkeit einer Gefahr?“ fragte er, wie verwundert. „In Ihrem Alter? Bei Ihrer Gesundheit?“

„Warum nicht? — Mon père m'attend sur l'autre bord. — So oft ich an Gott denke, kann ich den Gedanken an meinen Vater nicht davon trennen. Ich habe Schlegel gebeten, Alles was ich darüber empfinde, niederzuschreiben. — Man kann nicht wissen, was sich ereignet. Ich suche mir den Uebergang vom Leben zum Tode vorzustellen, und bin überzeugt, daß die Güte Gottes ihn uns erleichtert. Unsere Ideen verwirren sich, unsere Schmerzen hören auf; — und wir sind nicht mehr. So stelle ich mir es vor! — Mit einem letzten Gedanken an Alle, die wir lieben, sind wir auch schon dort! Ist dem nicht so?“

„Denken wir daran nicht,“ sagte Chateaubriand be-



ruhigend, und entfernte sich, um sie nicht zu ermüden, mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Wenige Tage darauf erhielt er von ihr eine Einladung zum Mittagessen. Er traute seinen Augen kaum. Hatte sie sich so schnell erholen können? — Das war kaum möglich.

Als er erschien, fand er sie nicht im Salon. Wie alle Kranke, hatte auch sie Momente, wo sie sich über ihren Zustand täuschte, und ganz wohl zu sein meinte. In ihrer nächsten Umgebung ahnte noch Niemand die Gefahr; denn ihr lebhafter Geist, der jeden Augenblick, wo das Fieber nachließ, mit reger Theilnahme für Alle war, führte ihre Freunde irre. Madame Mécamier richtete über Tische die Frage an Herrn von Chateaubriand, was er von dem Befinden ihrer Freundin halte; darauf erwiederte er ausweichend, denn er vermuthete selbst noch nicht, daß er sie bereits zum letzten Male gesehen habe.

Die Kranke hatte ihre Wohnung gewechselt, sie war Rue neuve des Mathurins gezogen; aber ohne durch diese Veränderung zu gewinnen. Kein Schlummer stellte sich ein und täglich mehr fühlte sie die Abnahme ihrer Kräfte. Ihre Hand konnte bereits keinen leserlichen Buchstaben mehr vorzeichnen, ihr Geist keinen klaren Gedanken mehr fassen; — schwächer und schwächer regte sich das Leben in ihr.

Ihre Kinder saßen um ihr Lager; ein dankbarer Blick der Liebe lohnte ihre treue Liebe. Der bleiche Rocca hielt sein Auge wie bewußtlos auf sie geheftet, matt drückte sie seine Hand noch, als wolle sie ihn über ihren Verlust zu trösten suchen, den er, das fühlte sie lebhaft, nicht zu überwinden die Kraft haben würde.

Benjamin Constant, die Arme über die Brust gekreuzt, stand, einem Marmorbilde gleich, in einiger Entfernung von ihrem Lager. Seit er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß hier von einem Scheiden auf immer die Rede sei, war seine Leidenschaft für Madame Récamier verstummt, sein Ehrgeiz erloschen; — er schrieb nicht mehr, er redete nicht mehr, das öffentliche Leben ging ihm nichts mehr an, die politische Welt hatte ihr Interesse für ihn verloren. Der Schmerz ließ jede andere Empfindung verstummen. Der nahende Tod seiner Freundin rief alle seine besseren Gefühle wach. Indem er Frau von Staël auf immer verlieren sollte, erkannte er erst was sie ihm gewesen war, und glaubte, ohne ihren Beifall nichts mehr leisten zu können. Stumm und starr stand er ihr gegenüber und zählte in seinen Gedanken die Jahre auf, seit er sie gekannt, seit sie mit warmer Freundschaft ihn geleitet und gefördert hatte. — Und nun sollte er für immer ohne sie leben! — Mit Mühe faßte er sich, um einen lauten Ausbruch seines Schmerzes zurück zu halten.

Dem Tode gegenüber fühlte er das Unrecht seines Lebens mit nagender Pein.

Madame Récamier saß in einem Armsessel in der fernern Ecke des Gemaches, das Gesicht mit den Händen bedeckt und Benjamin Constant hatte keinen Blick für die schöne Frau.

August Wilhelm Schlegel erschien von Zeit zu Zeit, mit leisem Schritt und der flüsternden Frage: wie es gehe? — Dies war die einzige Unterbrechung der lautlosen Stille, in der nur des Zeigers Schritt den Fortgang der Zeit angab. So kam die stille Mitternacht heran, und damit hatte die Kranke zu athmen aufgehört. Fromm vertrauend war sie hinüber gegangen, mit der Hoffnung, neben dem himmlischen Vater auch den eigenen Vater wieder zu finden und sich auf's Neue in seiner Liebe zu sonnen.

Gebrochenen Herzens schauten ihre Kinder ihr nach.

Wenn ein talentvoller Mensch die Erde verläßt, so ist das ein Verlust, den die Welt mit empfindet. Die seltene Blüthe der Victoria Regina zählt nach Jahren, nicht nach Tagen.

Die Rosen hatten eben abgeblüht, als ihre Leiche in Coppet, in einem schwarz behangenen Wagen, begleitet von Schlegel und August von Staël, anlangte, um in das Mausoleum, neben ihren Vater, beigesezt zu werden. Sie hatte dies Gebäude selbst errichten lassen. Es war

von schwarzem Marmor mit einem Basrelief über der Thüre, dessen Zeichnung sie selbst angegeben. Weinend kniete sie darauf am Sarge ihrer Eltern, welche ihr vom Himmel die Hände entgegen reichten. Wie oft hatte sie in dem Bosquet gewandelt, wo es stand, wie oft in traurigen Stunden hier Trost gesucht, wie oft einsam hier gebetet! Jetzt sollte sie nun für immer hier Ruhe finden.

Die Municipalität von Coppet trug den Sarg, als einen Beweis der Liebe und des Respectives; der ganze Rath von Genf folgte. Der Herzog von Noailles hatte sich von seinem Gute Rolle, das in der Nähe lag, nach Coppet begeben, und alle Freunde und Verwandte von nah und fern strömten ebenfalls herbei, ihr diese letzte Ehre zu erweisen. Am Sarge wurde eine Predigt von Necker vorgelesen, die Alle tief ergriff durch den Gedanken, daß der eigene Vater die Beisetzung seines Kindes mit begehe.

Hierauf wurde ihr letzter Wille verlesen, welcher die Bitte an ihre Kinder enthielt, ihre Ehe mit Rocca der Welt bekannt zu machen und den kleinen Knaben, welchen sie aus dieser Ehe besaß, als Familienmitglied aufzunehmen.

Erstaunt hörten die Umstehenden diese Clausel. Benjamin Constant wurde todtenbleich; sein Auge leuchtete, er sah den armen Rocca eine Minute lang herausfordernd an, dann fiel sein Blick auf den Sarg und mit einem

tiefen Seufzer verließ er das Gemach und blieb einige Zeit lang wie verschollen.

Rocca dagegen war gänzlich theilnahmlos geblieben. Er hatte sie verloren; was gingen ihm ferner noch die Dinge an, welche sich auf diese Welt bezogen? — Er reiste nach der Provence zu seinem Bruder ab und starb kurze Zeit darauf.

August von Staël ward Besitzer von Coppet. Hier lebte er still und ernst dem Wohle der Menschheit, bis ein früher Tod ihn hinraffte, und der durch seine Mutter so berühmt gewordene Name mit ihm erlosch.

Natura la fece e poi ruppe la stampa.

Ende des dritten und letzten Theils.



**Leipzig,**  
**Druck von Giesecke & Devrient.**